EDUARD RIGGENBACH

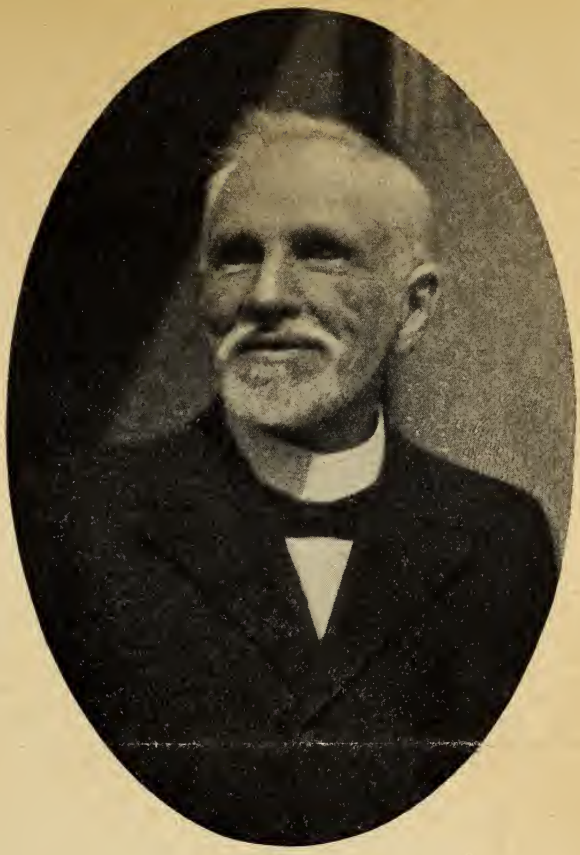
DAS LEBENSBILD EINES BLINDEN GELEHRTEN

VON

ADOLF SCHLITTER

M.C. MIGEL LIBRARY
AMERICAN PRINTING
HOUSE FOR THE BLIND

c. 1



EDUARD RIGGENBACH

DAS LEBENSBILD EINES BLINDEN GELEHRTEN

VON

ADOLF SCHLITTER

VERLAG VON J. F. STEINKOPF IN STUTTGART

Weitere Lebensbilder aus dem Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart

G. v. Bodelschwingh, Der Ruf eines Einsamen

Aus Leben und Gedanken des Erfinders Wilhelm Schmidt. 2. Auflage. 144 Seiten. Kart. Mk. 1.50, Leinen Mk. 2.80

Es ist ergreifend und erschütternd, was hier offenbart wird. Wir sind so von den Tagesereignissen und -fragen erfaßt, daß wir so leicht die Hauptsache aus dem Auge verlieren. Hier ist sie. Aber zugleich sehen wir mit Erstaunen, wie die Einzelheiten aus ihr abgeleitet sind, zuerst innerhalb unseres Volkes, dann aber auch bei den anderen Völkern: wie die evangelische Kirche gesehen wird, die Gemeinschaftsbewegung, die anderen Kirchen und Bekenntnisse, die Staatsmänner, das Wirtschaftsleben, Rassen, Parteien. *Aufwärts.*

Auk. Oravala, Der Prophet der Wildnis

Eine historische Erzählung vom Durchbruch des Lebens in Finnland. 240 Seiten. Leinen Mk. 3.—

Tiefsinnig und doch oft verblüffend einfach sind die Erfahrungsbekenntnisse und Seelsorgerführungen des „Laien", zu dem doch bald die Scharen junger Theologen und Magister wandern, von ihm lebendiges Evangelium zu hören. Ich kann nur sagen: das Buch steckt voller Goldkörner. *Pfarrer Koch, Soest.*

B. Jakob Bull, Hans Nilsen Hauge

der Erwecker Norwegens. 2. Aufl. 260 Seiten. Leinen Mk. 4.50

Eine erschütternde Schilderung des Ringens eines der großen nordischen lutherischen Charaktere um seine Sendung. In einer Zeit rationalistischer Verflachung und sittlichen Niedergangs hat Hauge, der schlichte Bauer, seinem Volke in heißem Drang das reine Evangelium gebracht und hat um dieses Evangeliums willen gekämpft und gelitten. Die Geschichte dieses Mannes, der vielleicht die urwüchsigste religiöse Gestalt Norwegens gewesen ist, ist voll dramatischer Spannung und Plastik.

Ingeborg Maria Sick, Mathilda Wrede

Ein Engel der Gefangenen. 50. Tausend. 224 Seiten. Leinen Mk. 4.—

Als Fortsetzung und Abschluß erschien hierzu:

Evy Fogelberg, Mathilda Wredes letzte Jahre

120 Seiten. Leinen Mk. 2.70

Dies Lebensbild wird von nun an zum Besten in der ganzen christlichen Literatur gehören.

Ingeborg Maria Sick, Karen Jeppe

Im Kampf um ein Volk in Not. 2. Aufl. 272 Seiten. Leinen Mk. 5.40

In diesem packenden Zeitbuch wird das ungeheure Schicksal der Armenier aufgerollt. Helferin, Trösterin dieses ältesten Christenvolkes ist Karen Jeppe. Sie leidet mit, bis sie zusammenbricht, kehrt wieder in den Orient zurück, lebt und wirkt in dem großen Flüchtlingslager von Aleppo, und wo sie ist, da fällt ein Frührotschein in die große grauenvolle Nacht dieses Volkes. Dies Buch ist ein eigentümliches Gegenstück zu Albert Schweitzers Lebensbüchern. *Dr. Wilhelm Boudriot.*

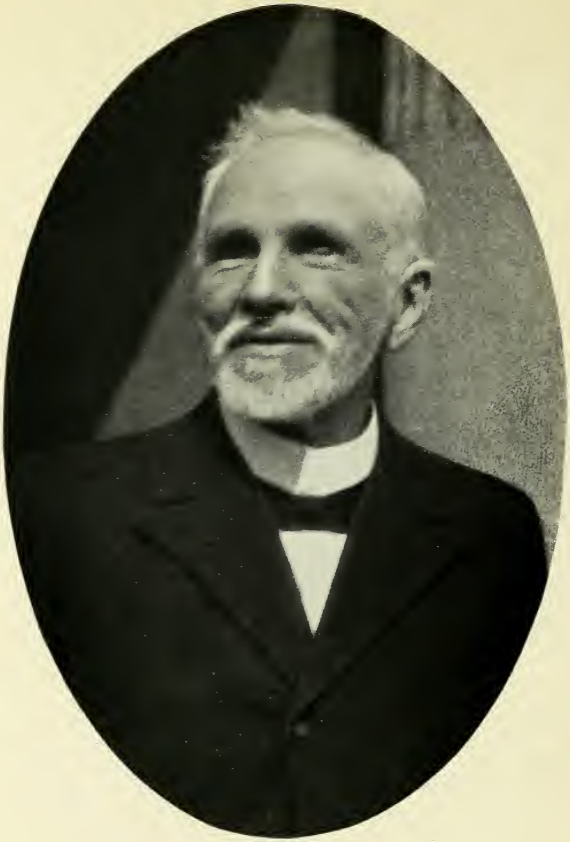
Heinrich Merz, Christliche Frauenbilder

I. Band: Vom Anfang der Kirche bis in die Reformationszeit.
II. Band: Aus neuerer Zeit. 440 und 372 Seiten. Leinen je Mk. 5.40

In formvollendeter Darstellung ziehen edle Frauengestalten aller christlichen Jahrhunderte am Auge des Lesers vorüber. Man kann sich kaum eine zur Bildung von Gemüt und Charakter geeignetere Lektüre denken. *Ev. Gemeindeblatt für Stuttgart.*

Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/eduardriggenbach00adol



Eduard Riggenbach 1927

Eduard Riggenbach

Das Lebensbild eines blinden Gelehrten

von

Adolf Schlitter

Mit 9 Bildern

Verlag von J. F. Steinkopf, Stuttgart

HV1977
R
COP.1

Gedruckt 1932 bei J. F. Steinkopf in Stuttgart
Printed in Germany

Meines Freundes

hochverehrter Gemahlin,

Frau Professor Helene Riggenbach-Thurneysen,

in herzlicher Dankbarkeit

gewidmet

Vorwort

Ein Buch herauszugeben kann in gegenwärtiger Zeit, in der die Kaufkraft auch der gebildeten Stände immer mehr abnimmt, wohl als ein Wagnis gelten. Auf eine Lebensbeschreibung trifft das in erhöhtem Maße zu, zumal wenn die Jugendzeit eingehender behandelt wird; schrieb doch Professor Hilty an Eduard Riggenbach: „Bei Biographien fange ich stets ‚im Mittelpunkt des Menschenlebens', etwa im dreißigsten Jahre an; denn die Jugendgeschichten haben persönlich keinen Wert, und man weiß sie ungefähr bereits zum voraus." Das letztere dürfte allerdings auf die Jugendjahre des blinden Basler*) Professors nicht zutreffen. Und wir hoffen, es gelte von der Darstellung seines ganzen Lebens, was Professor Hadorn sagt: „Biographien sind eben doch die beste Lektüre, zumal Biographien von Kindern Gottes. Was gibt es da zu staunen, und wie erlebt man eine Stärkung des Glaubens um die andere!" So haben wir uns entschlossen, das Wagnis zu unternehmen.

Mit Eduard Riggenbach bin ich durch fünf Jahrzehnte hindurch freundschaftlich verbunden gewesen. Trotzdem hätte ich nicht wagen dürfen, sein Lebensbild zu zeichnen, wenn sich mir nicht hilfreiche Hände dargeboten hätten. Herzlichen Dank sage ich vor allem seiner Frau Gemahlin und seiner Tochter, Frau Professor Stückelberg, die mir über den Gatten und Vater mancherlei erzählten, sowie Briefe und Originalberichte zur Verfügung stellten; desgleichen Herrn Professor Heinzelmann, der die Güte hatte, den Eingang und den Abschnitt „Die Heimat" zu verfassen und mir auch sonst mit seinem wertvollen Rat stets zur Verfügung stand. Warmen Dank bin ich aber auch schuldig den Herren Professor A. Alt, Pfarrer W. Arnold, Pfarrer W. Bernoulli, Pfarrer E. Kappeler, Inspektor W. Oettli †, Pfarrer A. Preiswerk und Professor G. Schrenk, die mein Wissen nach verschiedenen Seiten ergänzten. Um Durchsicht und Korrektur des Manuskripts und

*) Wir folgen der in Basel allgemein üblichen Schreibweise.

der Druckbogen hat sich Herr P. Braus außerordentlich verdient gemacht. Herrn Lehrer Fischer-Kienle und Herrn stud. theol. G. Roos, ganz besonders aber Herrn Professor A. Köberle danke ich aufs beste für ihre mit großer Treue durchgeführten Bemühungen um die Aufstellung der Bibliographie. Sehr dankbar für ihre wertvollen Mitteilungen bin ich den früheren Sekretären: Herrn Lizentiat Th. Brandt, Professor A. Debrunner, Stadtpfarrer W. Duisberg, Pfarrer W. Egli, Pfarrer K. Gasser, Pfarrer H. Gelzer, Pfarrer A. Kuhn, Prediger J. Millard, Dr. Th. Nägeli, Pfarrer E. Schlatter, Professor O. Schmitz, Kandidat Dr. Steinmann, Pfarrer P. Thomas, Pfarrer A. Vömel, Pfarrer P. Wagner und Pfarrer F. Wolf.

Möge das Buch vielen den Glauben stärken und zur Verherrlichung unseres hochgelobten Herrn und Heilandes Jesu Christi dienen, der dem blinden Professor täglich Licht und Kraft von oben geschenkt und ihn zu einem Zeugen seiner Gnade und Wahrheit gemacht hat!

Ludwigsburg, den 20. Juli 1932.

Adolf Schlitter.

Eduard Riggenbach hat das Wort, in dem sich sein Leben wie in einem Brennpunkt spiegelt, selbst gefunden, als er eine am 29. Juni 1913 gehaltene Predigt über Apostelgeschichte 13, 36 mit den Worten schloß: „Welch bessere Grabschrift könnten wir uns wünschen, als die: ‚Hier ruht ein Handlanger Gottes, der zu seiner Zeit dem Willen Gottes gedient hat.‘ In den Augen der Menschen mag das kein hoher Ehrentitel sein; aber wem mit Wahrheit dieses Zeugnis ausgestellt werden kann, dessen zeitliches Leben hat den denkbar reichsten Inhalt gehabt, und um dessen Ewigkeit braucht uns nicht bange zu sein.“

„Hier ruht ein Handlanger Gottes, der zu seiner Zeit dem Willen Gottes gedient hat“ — niemand kann den Ausdruck der Bescheidenheit überhören, der in diesem Worte liegt. Spricht der Apostel Paulus davon, daß wir „Mitarbeiter Gottes“ sind, hier begnügt sich einer, nur „Handlanger“ gewesen zu sein. Ist es Ziel und Aufgabe für den Christen, den Willen Gottes zu tun, hier erwartet der Sprechende nur die Anerkennung, daß er dem Willen Gottes „gedient“ hat. Und dennoch ist auch der Handlanger beim Bau unentbehrlich und sein Dienst ist oft nicht gerade der leichteste.

Wir wollen den Schluß jener Predigt nicht aus dem Auge verlieren, wenn wir das Leben unseres lieben heimgegangenen Freundes hier erzählen. Es geschieht nicht, um einen Menschen zu verherrlichen, geschieht auch nicht, um durch eine neue Biographie die reizvolle Aufgabe der Seelenbeschreibung und Seelenzergliederung zu lösen. Den „Handlanger Gottes“ möchten wir zeichnen, in dessen Leben etwas vom Gehorsam gegen den größten aller Herren sichtbar wird.

Eduard Riggenbachs Leben darf wirklich unter diesen Gesichtspunkt gerückt werden. Denn es steht unter einer besonderen Inanspruchnahme von seiten der göttlichen Befehlsgewalt. Gott hat diesen Mann in seine hohe Schule genommen, hat ihn in die Finster-

nis der Erblindung geführt und damit eine Lebensprobe von ihm gefordert, wie sie wenigen auferlegt wird.

Aber Gott hat den Weg dieses Mannes nicht nur nach seinem souveränen Willen geordnet, er ist ihm auch auf diesem Wege von innen her mit seinem Licht erschienen und hat ihm die Kraft gegeben, diesen Weg an seiner Hand zu gehen. Riggenbach wäre nie geworden, was er wirklich geworden ist, wenn er nicht in jeder Phase seiner Entwicklung durch den Gedanken an Gott gestärkt und in der Gewißheit befestigt worden wäre, daß er trotz allem, ja durch alles, was ihm auferlegt war, dem Willen Gottes zu dienen habe.

Ein Handlanger Gottes, der zu seiner Zeit dem Willen Gottes gedient hat — wollte Riggenbach werden. Der Rückblick auf sein Leben muß auch dieses „zu seiner Zeit" sichtbar machen. Gott formt nicht nur die Bedingungen unseres persönlichen Wirkens nach seiner Weisheit; er stellt uns auch in eine feste geschichtliche Linie hinein. An unserem Ort, zu unserer Zeit, da weist er uns die größere oder kleinere Arbeit zu, die wir ausführen sollen. Diese Linie gleicht dem Aufzug unseres Lebensgewebes, in das unser persönliches kleines Schicksal als Einschlag geworfen wird. Auch die Verknüpfung von beidem zu veranschaulichen, dient wieder nur zu Gottes Preis. Er liefert nicht nur das Material, aus dem unser Lebensgeflecht gewoben wird, er ist auch der große Künstler, der dem Bilde, das ihm vorschwebt, zum Entstehen hilft.

So blicken wir in das besondere Verhältnis hinein, das Gott sich zu diesem seinem „Handlanger" gab.

Die Heimat

Emil Eduard Riggenbach ist am 18. September 1861 in Basel geboren und dort am 4. Oktober 1927 entschlafen. Während seiner ganzen Lebenszeit hat er nirgends anders als in Basel seinen Wohnsitz gehabt. Soweit sich auch sein geistiger Horizont über die Grenzen seiner engeren Heimat spannte, so ausschließlich wurzelte er im Basler Boden und war sich dessen mit Freude und Stolz bewußt.

Ein starkes gemeinsames Gepräge eignet allen echten Baslern. Wenige Städte haben so wie Basel vermocht, eine bodenständige Stadtkultur zu entwickeln und sie in zähem Ringen festzuhalten. Das ist um so beachtenswerter, als Basel durch seine Lage im Herzen Europas, am Schnittpunkt der größten Verkehrswege von Nord nach Süd und von Ost nach West, den verschiedensten Kultureinflüssen ausgesetzt ist. Aus seinen Toren zieht der junge Kaufmann hinaus über die Erdteile, um später seine Geschäftsverbindungen mit fernsten Orten der Welt auszunützen, und in seinen Mauern tagen internationale Interessenverbände in ernster Konferenzarbeit. Ein Netz ausgedehnter Bankverbindungen verschafft Basel engste Berührung mit den großen Weltstädten des Kontinentes. Der Geschäftsmann erreicht heute von Basel im Flugzeug London, Paris, Berlin, Wien und Rom in kürzester Frist, erledigt des Tages dort seinen Auftrag und teilt des Abends im geselligen Kreise die letzten Neuigkeiten aus der großen Welt mit. Das Alemannische weist den Basler in die Zusammenhänge mit dem deutschen Kulturgebiet, unmittelbar bewegt ihn alles, was „draußen" im Reich vor sich geht. Und alte Herkunft mancher Geschlechter, sowie die Nähe des Elsaß und die Geschäftsverbindungen mit Frankreich haben ihn für die französische Kultur offen gehalten. Er liest Zeitungen und Bücher in Englisch, Französisch und Deutsch — und trotzdem kennt der Basler jenen Internationalismus nicht, der über der Begeisterung für das Ausländische das eigene kulturelle Besitztum vergäße oder gering achtete.

Daheim angekommen, ist jeder Basler eben wieder „der Basler", und seine Freude an alter Basler Sitte ist ungebrochen. Er hat seine Welt nicht verloren, so weit sich ihm auch andere Welten aufgetan haben. Über dem freundlich aufgefaßten Neuen bewahrt er, nach Goethes Wort, das Älteste mit Treue. Mit bewußtem Eifer pflegt er die besondere Art seines sprachlichen Idioms, mit Pietät erhält er die Tradition und den Zusammenschluß seiner Familie, mit Selbstlosigkeit ergreift er zum Besten seines Gemeinwesens die Gelegenheit zu gemeinnütziger Mitarbeit, eine erstaunliche Wohltätigkeit galt bisher den reichen Geschlechtern als Ehrenpflicht, mit innerem Schmerz sieht er jede Veränderung am äußeren Stadtbilde sich vollziehen, und nur mit großer Bedachtsamkeit und kritischer Überlegung stimmt er irgendeiner monumentalen Neuschöpfung in seiner Stadt zu. Gar nicht liegt ihm das Prunken nach außen, um so mehr hat er im „Inneren" vorzuweisen. Mancher hat schon über das unscheinbare Universitätsgebäude am Rhein gewitzelt und gelächelt und war nachher erstaunt, wenn er in den Reichtum der Sammlungen Einblick gewann. Fragt man aber, woher der Reichtum der Stadt stammt, so wird man eben auf jene Zurückhaltung nach außen und auf eine große Gewissenhaftigkeit in der Berufserfüllung bei gleichzeitig vorhandener intellektueller Fähigkeit geführt.

Auch Eduard Riggenbach ließe sich in alledem als Typus baslerischen Wesens verstehen.

Nur allgemeine Umrisse dieses Geistes wurden bisher gezeichnet. Es gilt, in sie jetzt noch einige geschichtlich bedingte Züge einzutragen.

Von entscheidender Wichtigkeit für die Kultur Basels ist seine Universität geworden. Ihre Gründung führt bekanntlich in die Jahre des Basler Konzils zurück. 1440 rief sie der vom Konzil als Gegenpapst gewählte Felix V. zu seinen besonderen Zwecken ins Leben. Durch dessen Verzicht auf die Papstwürde in ihrem Bestand bedroht, erstand sie dank der Energie der Behörden und des Interesses der Bürgerschaft zwanzig Jahre darauf mit einem Privileg von Pius II.

aufs neue. Fortan war die Universität das eigenste Besitztum der Basler Bürgerschaft. Aus dieser Verbindung mit der Bürgerschaft „strömten durch die Jahrhunderte hindurch die Lebenskräfte, die in guten Zeiten die Blüte, in schweren Zeiten den Bestand der Universität ermöglicht haben".*) So stark war diese Verknüpfung, daß 1833, als mit der Trennung des Kantons Basel-Stadt vom Kanton Basel-Land und dem Verlust von zwei Dritteln des Universitätsvermögens die Erhaltung in Frage gestellt wurde, die Bürgerschaft durch die Gründung einer „Freiwilligen Akademischen Gesellschaft" aus privaten Mitteln den Fortbestand der Universität ermöglichte. Heute wird es in der akademischen Welt der Nachbarländer der Schweiz mit Erstaunen beachtet, daß ein Gemeinwesen von 150 000 Einwohnern wie Basel eine Universität von dieser Bedeutung unterhält.

Der Universität verdankt Basel neben reichlicher Förderung in wirtschaftlicher, sozialer und hygienischer Hinsicht die Pflege der humanistischen Bildung. Lehrten doch an den oberen Klassen des Gymnasiums — früher als „Pädagogium" zusammengefaßt — die hervorragendsten Philologen und Historiker der Universität. Friedrich Nietzsche als Lehrer in Latein und Griechisch, Jakob Burckhardt (in fünf Wochenstunden!) als Darsteller der Geschichte gehabt zu haben, ist nicht jedem Schüler einer humanistischen Anstalt vergönnt gewesen. Basel konnte sich bisher des seltenen Vorzuges rühmen, einen führenden Kaufmannsstand zu besitzen, der durch die klassische Bildung hindurchgegangen ist. Wahrlich nicht zu seinem und der Stadt Schaden. Unter den größeren Städten der Schweiz gilt Basel heute noch als die Hüterin der humanistischen Tradition und als Stadt von ausgesprochen historischem Sinn. Denken und Können in den realen Fächern ist dabei nie zu kurz gekommen. Daß Riggenbach, obwohl er das humanistische Gymnasium seiner Erblindung wegen nicht bis zu Ende durchlaufen konnte, sich später vornehmlich philologischen Aufgaben

*) E. Ruck, Die Universität Basel, 1930.

im Gebiete der Theologie zuwandte, paßt also zum geistigen Bilde der Stadt.

Neben der Wichtigkeit der Universität haben wir für den Zweck unserer Darstellung noch besonders der Entwicklung des religiösen Lebens in Basels Geschichte zu gedenken. Versucht man das Charakteristische der hier seit der Reformation durch die Jahrhunderte ausgeprägten Frömmigkeit zu erfassen, so darf vielleicht auf ein Dreifaches hingewiesen werden.

Die Reformation in Basel ist dank dem Einfluß von Johannes Oekolampad und seiner Mitarbeiter zu einem Kampf für die Schrift unter Loslösung von dem, gerade auch Oekolampad so tief eingewurzelten, Humanismus geworden. So bezeugt es die erste Reformationsordnung Basels vom 1. April 1529: „Da das heilige Wort Gottes die wahre Seelenspeise und die Richtschnur christlichen Lebens ist, so will uns gefallen, und wollen wir, daß es so gehalten werde: Alle, die in unserer Stadt und Landschaft von uns ordnungsmäßig ... eingesetzt sind oder in Zukunft berufen werden, die Buße und die frohe Botschaft Christi zu predigen, sollen fortan nichts anderes treulich verkündigen als allein das heilige Wort Gottes, das Evangelium Jesu Christi, die frohe Botschaft der Gläubigen, rein, klar und heiter zur Ehre Gottes und zur Pflege brüderlicher Liebe ..." „Damit aber Gottes Wort klar und rein gepredigt werde, sollen die Diener des Wortes sich allein an die biblischen Bücher, d. h. an das Alte und Neue Testament halten. Und wenn sich (was Gott gnädig verhüte) je einmal irgendeine Irrlehre erhöbe, so soll sie allein aus der biblischen Schrift, der alle Christen zu glauben verbunden sind, verworfen werden*)." Dieser Biblizismus hat sich in der Basler Kirche bis heute immer wieder mächtig erwiesen**). Er hat den Bann der starren Orthodoxie, der auch Basel im 17. Jahrhundert verfallen war,

*) Vgl. E. Staehelin, Das Buch der Basler Reformation, 1929, S. 193 f.

**) Der Oberzunftmeister Christoph Burckhardt in Basel las in den Jahren 1687 bis zu seinem Tode 1705 die ganze Bibel 18mal durch, also jedes Jahr einmal. (Paul Wernle, Der schweiz. Protestantismus im 18. Jahrhundert I, 92.)

durchbrechen helfen und die Gefahr einer Verwechslung des Evangeliums mit einer humanen Philosophie erkennen und abwehren gelehrt.

Das andere ist eine der Basler Art entsprechende, im Grunde dem dogmatischen Streiten abholde Art praktischer Christlichkeit. Schon die angezogene Reformationsordnung von 1529 verbietet den Predigern, daß, „wenn sie zur Ausrottung der Laster, Pflege der Tugend und zum Aufbau christlichen Lebens mit Gottes Wort eine besondere Ansicht zu predigen haben, sie daraus keinen Wortstreit machen, weil aus solchem Gezänk nicht nur keine Erbauung, sondern sehr leicht Zerreißung der brüderlichen Liebe folgen kann".

Basel trat sehr schnell wieder von der Anerkennung der starren Helvetischen Konsensusformel des Jahres 1675 zurück. Als Urlsperger, der Begründer der „Deutschen Christentumsgesellschaft", im Kampf gegen den herrschenden Unglauben den Baslern seine theologischen Lehrmeinungen aufnötigen wollte, mußte er sich darauf verweisen lassen, daß das praktische Christentum wichtiger als die Lehre sei*). Die scharfen Richtungskämpfe, die Basel in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erlebte, gingen in Wirklichkeit um das Recht der biblischen Verkündigung. Ihr Ergebnis war die Abschaffung jedes formulierten Bekenntnisses und die Anerkennung des Rechtes der verschiedenen Richtungen, auch der in der Minderheit bleibenden, in der Volkskirche. Dabei ist freilich der Graben zwischen „Reformern" und „Positiven" bis heute tief genug geblieben.

Es hängt mit dem eben Erwähnten zusammen, wenn wir in der Basler Kirche drittens ein Bedürfnis zu lebendigem Zusammenschluß in kleineren Gemeinschaften finden, die sich um die Bibel sammeln und für die Reichsgotteswerke tätig sind. Hier ist die Wirksamkeit des Muttenzer Pfarrers d'Annoni zuerst entscheidend geworden, der Mitte des 18. Jahrhunderts die Basler in Scharen unter seine Kanzel zog und unter Laien und Theologen eine Erweckung hervorrief.

*) P. Wernle, a. a. O. III, 34.

Neben ihm gebührt der Brüdergemeine, die 1738/39 nach Basel kam und bis heute dort ihre „Sozietät" hat, ein starker Anteil. Mächtig gefördert wurde dieses tätige Gemeinschaftswesen dann durch Urlsperger und seine Christentumsgesellschaft. Sie zog den Mann nach Basel, von dem heute noch eine Fülle von Unternehmungen Zeugnis ablegt, die der Basler Kirche zum Segen geworden sind: Christian Friedr. Spittler. Im Jahre 1804 wurde durch seine kraftvolle Unterstützung die Basler Bibelgesellschaft ins Leben gerufen, 1815 erwirkte er die Erlaubnis des „Hochlöblichen Deputatenamts" zur Errichtung eines Missionsinstituts, 1820 gründete er mit Christian Heinrich Zeller die Armen-Schullehrer- und Kinderanstalt Beuggen, 1838 die Taubstummenanstalt Riehen, 1840 die Pilgermission St. Chrischona, 1864 das Vereinshaus. Aus den Kreisen, die innerlich der Christentumsgesellschaft verwandt waren, entstand die Evangelische Gesellschaft im Jahr 1859. Aus ihr wuchs die Stadtmission hervor. In ähnlicher Weise hat sich aus einer „Christlichen Gesellschaft", deren Mittelpunkt Ratsherr Adolf Christ war, im Jahre 1874 der „Verein christlicher Gemeinschaft" herausgebildet. Dessen Mitglieder versammelten sich allwöchentlich in kleinen Kreisen von zehn oder zwölf zur Betrachtung des Bibelwortes. Einmal im Monat kamen sie dann alle zu gemeinsamer Stärkung zusammen. Dabei wurden Vorträge gehalten und wichtige kirchliche Fragen besprochen. Nimmt man hinzu, daß Bibelstunden oder Besprechungen religiöser und allgemeinerer Fragen in privaten Kreisen bis heute in Basel nichts Ungewöhnliches sind, so läßt sich ermessen, wieviel die Gesamtkirche Basels durch diese Sonderveranstaltungen gewinnt. Sie lähmen die Treue zur Kirche nicht, sondern wecken sie. Hier ahnt man etwas von dem Geheimnis, wie eine Großgemeinde lebendig erhalten werden kann.

Ein besonderes Wort muß noch von der Basler Missionsgesellschaft beigefügt werden. Sie hat sich, seit Spittler ihre Begründung erwirkte, in den bald 12 Jahrzehnten ihres Bestehens zu einem großen Baum ausgewachsen. Der Basler nennt sie wohl gern die „schwäbische

Insel" in seiner Stadt. Sie ist aber weit mehr als das. Wohl spürt man ihr in Leitung und Charakter die enge Verbindung schweizerischer und württembergischer Art an. Aber in Wirklichkeit vertritt sie die ökumenische, übernationale Art des Christentums. Wer einmal eines der Missionsfeste Ende Juni in Basel mitgemacht hat, der merkte etwas davon, daß die Kraft des Evangeliums nicht gebunden ist an völkische Ausprägung, und daß es heute noch für eine Einzelkirche nichts Erhebenderes gibt, als wenn sie sich durch den Kampf des Christus mit den Mächten der Welt hinausführen läßt über die Enge ihres eigenen Bereiches. Welche Förderung die Basler Kirche fortgesetzt durch die Basler Mission empfangen hat und empfängt, läßt sich kaum überschätzen. Und darüber hinaus wirken sich die lebendigen Beziehungen der Basler Mission zu Afrika, Indien, China, Borneo im geistigen und wirtschaftlichen Leben Basels aus.

Mit der Schilderung des christlichen Lebens in Basel haben wir den Boden betreten, aus dem Riggenbach zu eigener christlicher Überzeugung heranwuchs und zu dem er sich ihn befruchtend zurückwandte. Die Schilderung seiner Wirksamkeit in den Mannesjahren wird zeigen, wie er der Basler Kirche als Ganzem und jedem lebendigen Werk in ihr seine Kraft zur Verfügung gestellt hat. Die Behinderung, die er durch seine Erblindung erlitt, machte er für sich nicht zum Privileg, sich in seine Liebhabereien zu verschließen; im Gegenteil: die Verhältnisse, in die ihn Gott hineinwachsen ließ, die Aufgaben der Stunde, die ihm entgegengebracht wurden, sie fanden in ihm den Mann, der jederzeit mitzuwirken bereit war.

Doch ehe davon die Rede sein kann, begleitet unser Blick das Aufblühen dieses Reises am Stamme seiner Familie.

Elternhaus und Schulzeit

Der Name Riggenbach hat einen guten Klang in Basel und weit in der Welt umher. Das Geschlecht kann bis in das ausgehende 16. Jahrhundert zurückverfolgt werden. Der älteste Ahnherr ist Christen Rickenbacher, wohl aus Rünenberg im Basel-Land. Der Name selbst läßt es als wahrscheinlich erscheinen, daß die ursprüngliche Heimat der Familie das Dorf Rickenbach im obern Baselbiet*) war. Christen Rickenbachers Urenkel Hans Jakob (1678—1730) ließ sich in Basel nieder. Sein Enkel Jakob Christoph Riggenbach erwarb im Jahre 1782 das Basler Bürgerrecht. Tüchtige Männer sind aus dem Geschlecht hervorgegangen. Einer der berühmtesten ist Nikolaus Riggenbach (1817—1899), der Erfinder des Zahnradsystems. Er leitete den Bau der ersten deutschen Lokomotive in Karlsruhe und übernahm dann für zwei Jahrzehnte die Direktion der Hauptwerkstätte der „Schweizerischen Zentralbahngesellschaft". Den größten Erfolg aber hatte er als Erbauer der Rigibahn. Nach diesem vorbildlichen Bergbahnsystem wurden mehr denn fünfundzwanzig Bergbahnen in allen Weltteilen gebaut. Die Gemeinden Olten, Aarau und Trimbach ehrten seine Verdienste durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts. Der Ruhm des Mannes drang weit über die Grenzen der Eidgenossenschaft hinaus; in Deutschland und Frankreich fand er reiche Anerkennung. Mehr in der Verborgenheit blieb ein anderer Sproß der Familie. Im Jahre 1883 erschien im Verlag christlicher Schriften zu Basel ein 106 Seiten umfassendes Büchlein, das den Titel trägt: „Aus dem Leben eines Basler Baumeisters". Der Name des Verfassers wird nicht angegeben; auch fehlt das Vorwort. Das Merkwürdigste aber ist, daß auch der Name des Baumeisters selbst in der ganzen Schrift nicht genannt wird. Diese Zurückhaltung entsprach durchaus dem Charakter des Verfassers (Professor Schnell). Und doch war Christoph Riggenbach — so hieß er — ein großangelegter

*) Baselbiet = Basel-Land.

Phot. Höflinger, Basel

Eduard Riggenbach 1862

Mensch. Er hat die Erneuerung des Basler Münsters durchgeführt und auch den Bau der Elisabethenkirche geleitet. Dabei war er eine wahrhaft fromme Persönlichkeit. Seinem Stehpult gegenüber hing der Gipsabguß eines schönen Kruzifixes, darunter das „ecce homo!" Bei seiner Beisetzung am 15. Juni 1863 bildeten eine Hauptgruppe im Leichenzug die vielen Arbeiter, die ihn bei der Renovation des Münsters und beim Bau der Elisabethenkirche achten und lieben gelernt hatten und ihn als ihren Halt und Vater ansahen. — Zu Ehren gebracht haben den Namen Riggenbach auch die beiden Theologen aus der Familie Riggenbach, zwei charakteristische Erscheinungen des alten Basels. Der eine, Professor Bernhard Riggenbach (1848—1895), der trotz seiner Schwerhörigkeit die Familiengeschichten seiner Vaterstadt besser kannte als mancher Genealoge, hat sich durch seine theologischen Studien auf dem Gebiet der Reformationsgeschichte und der praktischen Theologie, durch seine Arbeiten für die Verbesserung des Gefängniswesens, namentlich aber durch seine vorzügliche Biographie des Tübinger Schrifttheologen Tobias Beck einen guten Namen gemacht. Der andere, Professor Christoph Johannes Riggenbach (1818—1890), hat nicht nur auf seine Studenten, sondern überhaupt auf alle christlichen Kreise der deutschen Schweiz einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt und sich namentlich um die Basler Mission, deren Präsident er von 1878—1890 war, große Verdienste erworben.

Der Vater Eduard Riggenbachs, Albert Riggenbach, gehört dem älteren Zweig der 1782 in Basel eingebürgerten Familie an. Albert Riggenbach wurde am 24. Februar 1822 als das jüngste von sechs Geschwistern im Haus „zur Tanne" am Spalenberg geboren. Als er dreizehn Jahre alt war, starb der Vater. Um so enger schloß er sich an seine gemütvolle und fürsorgliche Mutter an. Von den sechs Geschwistern starben drei schon in jugendlichem Alter, mit den beiden andern blieb er in inniger Liebe verbunden. Sein um zwölf Jahre älterer Bruder, der oben genannte Erbauer der Elisabethenkirche, übte

einen starken Einfluß auf ihn aus, und auch seiner Schwester Julie, die mit Dr. Johannes Schnell, dem Basler Zivilgerichtspräsidenten und Professor des vaterländischen Rechts an der Basler Hochschule, vermählt war, verdankte er viel. Im Jahre 1838 trat er als Lehrling in das Bankhaus Jersing ein und übernahm alsdann 1842—1844 eine kaufmännische Stellung in Le Havre. Ein fünfjähriger Aufenthalt in England brachte ihm wertvolle berufliche und persönliche Förderung. Am 1. November 1853 schloß er den Bund der Ehe mit Maria Henriette Iselin, geboren 8. März 1824. Die Braut stammte aus einem angesehenen, alten Geschlecht. Die Familie Iselin galt allgemein als begabt, zuverlässig und ehrbar. Der Vater der Braut war der um Basels Wohl hochverdiente Ratsherr Johann Jakob Iselin-La Roche, einer jener aufrechten Männer, die im Rate ihre Meinung in würdigster Form unerschrocken und selbständig zu vertreten wußten, und die es auch ertragen konnten, wenn sie etwa einmal belächelt wurden. Alle Bedingungen waren sonach für eine schöne und glückliche Ehe gegeben. Vier Söhne wurden den Ehegatten geschenkt. Der zweite starb allerdings wenige Wochen nach der Geburt; aber die drei andern blühten fröhlich heran: Albert, geboren 22. August 1854, der nachmalige Professor der Astronomie an der Universität Basel, Louis, geboren 9. Juli 1859, der spätere Doktor beider Rechte, und Eduard, der am 18. September 1861 das Licht der Welt erblickte und am 8. Oktober desselben Jahres durch die heilige Taufe in die christliche Kirche aufgenommen wurde.

Bald nach der Geburt ihres jüngsten Sohnes siedelten die Eltern vom untern Kohlenberg nach Wallstraße 16 über. Dort in der Nähe der alten Steinenschanze verlebte Eduard Riggenbach seine Kindheit. Er war ein gesunder Knabe, der mit hellen Augen in die Welt schaute. Im Herbst 1867, noch nicht ganz sechs Jahre alt, wurde er in die Primarschule der Münstergemeinde eingeführt. Nach 2½ Jahren, im Frühjahr 1870, trat er ins Gymnasium über. Im Sommer dieses Jahres durfte er eine Ferienreise machen. Darüber führte er ein

Tagebuch, das ziemlich groß aufgemacht ist und den stolzen Titel trägt: „Tagebuch von E. Riggenbach, Band I, 15. Juli bis 9. August 1870, Sonnenberg, zweite vermehrte und verbesserte Auflage." Am Freitag, den 15. Juli, kam man auf dem Sonnenberg an. Von dort aus wurden allerlei Ausflüge gemacht, wobei natürlich auch der Magen zu seinem Rechte kam. Das Dampfschiff „Stadt Basel" und die Rigibahn, die der Knabe auch graphisch darstellt, erwecken großes Interesse. Man gibt sich aber nicht nur dem Schmetterlingsfang und andern Vergnügungen hin, sondern befriedigt auch geistige Bedürfnisse. Der Junge liest viel und übt sich namentlich im Zeichnen. In wessen Begleitung er gereist ist, sagt er nicht: er ist selber groß. Noch bedeutsamer ist der II. Band des Tagebuches, der den Ferienaufenthalt an der Lenk (vom 17. Juli bis 12. August 1871) beschreibt. Das Titelblatt kündigt fünf bunte Illustrationen an, die auch tatsächlich in den Text eingefügt sind: Iffiger Wasserfall, Schirmhütte, Matterhorn, Wildstrubel, Wildhorn. Das geistige Niveau des Knaben hat sich gegenüber dem Vorjahr um ein Beträchtliches gehoben. Die geographischen Verhältnisse werden klarer, der Sinn für die Schönheit der Aussicht erwacht. Schmetterlingsgarn und Mittagessen spielen natürlich immer noch eine Rolle. Doch liegen die Interessen höher. Auf Lesen und Zeichnen wird Wert gelegt. Pflanzen werden gesucht, sortiert und benannt. Recht lebhaft und anschaulich beschreibt der zehnjährige Knabe einen Gang nach der Paßhöhe des Rawil. Gemsen und ein Schneehuhn erwecken seine Aufmerksamkeit. Beim Gang über die Schneefelder bemüht er sich, in die Fußtapfen des Führers zu treten. Wie es beim Abstieg ging, wollen wir den Jungen selbst erzählen lassen: „Als wir an den Schnee kamen, sagte unser Führer, wir sollen eine Rutschpartie mit ihm machen. Wir saßen auf den Schnee und er leitete. So fuhren wir sehr schnell hinab. Wir erlasen uns dazu ein sehr großes Schneefeld. Eine zweite solche Fahrt ging nicht gut vonstatten, indem der Führer sich bei derselben das Bein quetschte. Ganz durchnäßt kamen wir auf einem Stück trockener Erde

an. Hier brachten wir unsere Kleider in Ordnung und erfrischten uns. Dann gingen wir wieder in das Tal zurück und kamen an die Lenk." Zum Schluß erfahren wir, daß er mit seinem Papa, an dem er mit großer Liebe hing, die Ferienreise machen durfte.

Die Basler Schulen waren gut, und so konnte sich der lernbegierige Knabe schon damals eine solide Grundlage für sein geistiges Leben erwerben. Er gehörte zu den gutbegabten, fleißigen und zuverlässigen Schülern der Klasse. Von einer hervorragenden Begabung trat damals noch nicht viel zutage. Alle Klassengenossen hatten ihn gern. Auch bei den Lehrern war er beliebt. Trotzdem fehlte es natürlich an Zusammenstößen nicht ganz. In einem solchen Augenblick fragte ihn der Schulmeister: „Mußt du immer das letzte Wort haben?" Eduard antwortete seelenruhig: „Ja." Einer seiner Mitschüler schreibt in frohem Gedenken an die damaligen Zeiten: „Mich zog seine natürliche, heitere und frohmütige Gütigkeit an, die auf seinem Angesicht geschrieben stand, und die mir noch in sehr wohltuender und lebhafter Erinnerung steht. Auch war er im Verkehr und beim Spiel immer harmlos. Er war, wie wir in Basel sagen, ein ‚heimeliger', ‚doller'*), lustiger und lieber Bub und ein gescheiter, aufgeweckter Kamerad. So lernte ich ihn kennen und lieben; und so trafen wir uns nicht nur in der Schule, sondern auch in den damals üblichen ‚Bubenvisiten', zu denen die Eltern des einen oder andern von uns Altersgenossen einige Freunde einluden, namentlich wenn auch ein Garten zur Verfügung stand. Dabei wurde ebenso angelegentlich ‚gevespert' als harmlos gespielt und Räuberlis gemacht, woran Eduard Riggenbach eifrig teilnahm." Diese Bubenvisiten spielten damals eine große Rolle in Basel. Am 28. April 1874 schrieb Eduard an seinen Bruder Albert: „Louis amüsierte sich königlich an der soirée von Onkel Iselin und geht heute abend zu Onkel von Speyr zu einer solchen. Mir geht hingegen auch nichts ab. Ich war

*) Baseldeutscher Ausdruck für tüchtig, äußerlich und innerlich gesund.

Phot. Höflinger, Basel

Eduard Riggenbach (stehend) mit seinem Bruder Louis

schon in vier Bubenvisiten und bin für heute und morgen wieder eingeladen. Freitag habe ich, so Gott will, die meinige."

Sehr gerne beteiligte sich der dreizehnjährige Gymnasiast an den Übungen der Kadetten. Die Kadetten bildeten eine Art Jugendwehr mit durchaus militärischem Zuschnitt. Die Teilnahme war nicht obligatorisch; doch war es für einen Gymnasiasten fast selbstverständlich, daß er mittat. Man hatte richtige Schießgewehre und verfügte auch über etliche Kanonen. Von Zeit zu Zeit wurde ein Ausmarsch gemacht; und die ganze Eidgenossenschaft horchte auf, als einmal die Basler Kadetten den Übergang über die Reuß bei Windisch (dem alten Vindonissa) erzwangen. Bei solchen Manövern war Eduard Riggenbach obenan, und es machte ihm Freude, seinen langen Schleppsäbel durch die Straße rasseln zu lassen. Die Übungen boten ihm Erholung und körperliche Ertüchtigung. — Wie der Böhme mit der Geige, so kommt der Basler Junge mit der Trommel auf die Welt. Ein Bub, der nicht trommeln kann, ist kein rechter Basler. Eduard Riggenbach war ein rechter Basler und daher auch ein guter Trommler.

Viel Freude machte ihm auch die Musik. Er gehörte dem Gesangverein an und wirkte mit bei der Aufführung von Brahms Triumphlied, bei der Johannes- und Matthäuspassion, beim Messias und andern Oratorien. Wie ernst er die Sache nahm, ersieht man aus einem Brief, den er am 12. Juni 1874 an seinen Bruder Albert schrieb. Wer den Brief sieht, ist überrascht von den festen, klaren und schönen Zügen des noch nicht dreizehn Jahre alten Knaben. Das Schreiben lautet also: „Deine Korrespondenzkarte und besonders Dein lieber Brief freuten mich recht, und ich danke Dir bestens dafür. Früher konnte ich Dir nicht schreiben; denn die vielen Proben des Gesangvereins und die Aufgaben für die Schule nahmen meine ganze Zeit in Anspruch. Das Konzert verlief recht gut. Herr Stockhausen, Herr Vogel und Frau Walter sangen prächtig, während Fräulein Kl. die Zuhörer nicht sehr ergötzte; denn sie legt gar keinen Ausdruck in

ihren Gesang. Jedes Mitglied erhielt eine Festschrift, in der alle Konzerte, Musikhefte und Mitglieder verzeichnet sind. Durch eine Nachlässigkeit wurden aber zwei andere Knaben und ich vergessen. — Mama brachte einen großen ‚B'haltis'*) von der Hochzeit mit. Für nächsten Sonntag sind wir zu Frau Merian eingeladen. — In Zukunft mußt Du, wenn Du mir schreibst, nicht nur, wie es auf der Korrespondenzkarte steht, Herrn E. Riggenbach schreiben, sondern E. Riggenbach, Wallstraße 16, weil ein Sohn des Herrn Riggenbach-Stehlin auch Eduard heißt. Und dieser trug Deine Karte zwei Tage lang in der Tasche herum. — Aber ich will nun schließen, ein andermal kann ich Dir dann von dem Ausmarsch der Cadres und Jäger, der bald abgehalten werden wird, erzählen. So lebe nun wohl, mein lieber Albert, und sei gegrüßt von Deinem Eduard."

Auch im inneren Leben zeigten sich bereits die ersten Anfänge. Nach seinem eigenen Zeugnis spürte er schon in seinem sechsten und neunten Lebensjahr die Wirkungen des Heiligen Geistes an seinem Herzen. Er las nämlich schon frühe sehr gerne, und so erhielt er von seinen Eltern oft kleine Missionstraktate, die einen tiefen Eindruck auf ihn machten. Es soll hier ein Wort von ihm selbst angeführt sein: „Bei der Lektüre dieser Schriften kam oft ein großer Schrecken über mich; es war mir, als ob der Herr zu mir sagte, ich müßte einst als Missionar von ihm zeugen." Die Kirche besuchte er gerne, sogar in den Ferien. Die Verkündigung des Evangeliums durch die tüchtigen Basler Pfarrer machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Er war religiös nicht frühreif; aber ein gesunder Anfang war bei ihm durch Gottes Gnade zustande gekommen. Bei dieser körperlichen, geistigen und geistlichen Entwicklung konnte man hoffen, daß der nun dreizehnjährige Knabe einer schönen und fröhlichen Jugendzeit entgegenwandern dürfe.

*) Baseldeutscher Ausdruck für eine Tüte voller Süßigkeiten, die man behalten, mitnehmen darf.

Die Erblindung

Am 27. Juli 1874 schrieb Eduard Riggenbach von Klosters aus an seinen Bruder Albert: „In meinem letzten Brief versprach ich Dir, Dir von dem Cadres-Ausmarsch zu erzählen. Es kann aber nicht geschehen, da ich durch das rote Auge verhindert wurde, ihn mitzumachen.“ So harmlos meldete sich das Leiden an, das dem Leben Riggenbachs eine ganz neue Wendung gab. Schon die nächsten Wochen brachten eine wesentliche Verschlimmerung und den „ersten Ansturm einer Augenkrankheit“. Im Herbst durfte Eduard nach Weggis. Der Aufenthalt in jener herrlichen Gegend tat ihm wohl. Man meinte damals, das Übel sei behoben. Etwas von der Freude darüber hört man durchklingen, wenn er am 2. Oktober seinem Bruder mitteilt: „Diese Karte habe ich mit beiden Augen geschrieben.“ Leider war diese Freude von kurzer Dauer. Mit der kalten Jahreszeit stellten sich die Entzündungen der Augen wieder ein und traten immer schmerzhafter auf. So mußte der Besuch des Gymnasiums eingestellt werden. An Privatunterricht war nicht zu denken, da auch das Allgemeinbefinden immer ungünstiger wurde. „Der Winter von 1874 auf 1875 war eine schreckliche Zeit für mich,“ sagt er selbst; „mein Leiden wurde durch die angewandten Mittel nur noch verschlimmert.“ Gegen das Frühjahr hin ging es etwas besser. Ende April wurde er in die Gebetsheilanstalt von Fräulein von Seckendorff zu Cannstatt verbracht, wohin ihn die Mutter begleitete. Dort scheint eine vorübergehende Besserung eingetreten zu sein. Am 2. Mai 1875 schreibt er an seinen Bruder Albert: „Endlich kann ich Dir auch ein kleines Brieflein schreiben. Montags waren wir in Stuttgart. Wir besuchten das Naturalienkabinett und die Gewerbehalle. An ersterem hatte ich eine große Freude, während die Gewerbeausstellung mich weniger interessierte. Wir haben im Sinn, nächstens in Nills Tiergarten zu gehen. — Für Deine amerikanischen Marken danke ich Dir bestens. Ich habe jetzt zweiundzwanzig schwedische Marken und

drei Rumänen. — Am Freitag besuchten wir Bethli. Über diesen Ausflug wird Dir Mama ausführlicher schreiben." Am 4. Mai beschreibt er eingehend einen Besuch in der Wilhelma.*) Alles hat ihn höchlich interessiert, und er ist voll Staunen über die Pracht dieses Schlosses. Die großen Treibhäuser und die schöne Fasanerie haben seine Aufmerksamkeit in besonderem Maße erregt. Am 12. Mai schreibt er: „Noch nicht lange bin ich von meiner Tour nach dem Rotenberg zurück. Wir fuhren nach Untertürkheim. Von da aus bestiegen wir den Rotenberg in drei Viertelstunden. Auch die griechische Kapelle sahen wir uns an, wurden aber leider nicht in das Allerheiligste zugelassen. Gestern sind wir in Nills Tiergarten gewesen. Die Tiere sind schön, während die Gebäulichkeiten denen in Basel weit nachstehen. Die Affen und die Bären waren sehr drollig. — Meine schwedischen Marken haben sich auf dreißig vermehrt." Dann folgt eine eingehende Beschreibung der Villa Berg, wo ihn namentlich auch die Gemälde interessierten. Manches von dem, was er sah, hat der dreizehneinhalbjährige Knabe durch Zeichnungen verdeutlicht. In der Nachschrift sagt er seinem Bruder Albert: „Ich habe aus Papas Brief ersehen, daß Du nach Salzburg gehen willst; wenn Du mich mitnimmst, habe ich eine große Freude."

Der Aufenthalt in Cannstatt war nur von kurzer Dauer. Ende Mai war er wieder in Basel. Von dort schrieb er an seinen Bruder: „Für Deinen lieben, langen Brief sei Dir aufs erste mein Dank gesagt. Leider konnte ich ihn nicht früher beantworten. Seit Montag bin ich nun wieder in der Schule, und da gibt's dann vieles nachzuarbeiten. So ist alle Zeit ausgefüllt. Bei den Kadetten bin ich auch wieder eingetreten. Im Griechischen habe ich Deinen Freund Achilles Burckhardt zum Lehrer. Mir geht es, Gott sei Dank, sehr gut. Auf der Heimreise von Cannstatt war viel Interessantes zu sehen. Donaueschingen besuchten wir auch noch im Flug. Auch Tübingen sieht man

*) Königliches Landhaus in maurischem Stil, 1842–1851 durch den Architekten Zanth erbaut.

gut von der Bahn aus. Die Schwarzwaldbahn ist wirklich prächtig. Doch nun lebe wohl, mein lieber Albert. Sei herzlich gegrüßt von Deinem Dich treu liebenden Bruder Eduard, Adjutant." *)

Der Brief schließt mit zwei Zeichnungen des Knaben, die eine stellt den Hohentwiel, die andere den Hohenkrähen dar.

Einer der letzten Briefe von denen, die Eduard Riggenbach vor seiner Erblindung selber schrieb, ist der vom 25. Juni 1875 an seinen Bruder Albert: „Ich möchte auch einmal wieder einige Zeilen an Dich richten und Dir meine Photographie übersenden. Das Einkleben der Marken ist nun zu Ende. Es sind achthundertsiebenundsiebzig Marken ohne Italien. Um die letzteren zu ordnen, bedarf ich Deiner Hilfe... An unsern Reben gibt es gegen hundert Trauben. Auf das Sängerfest werden gewaltige Vorkehrungen getroffen. Es ist eine riesige Festhütte für die Konzerte auf dem Petersplatz gebaut worden und eine im Verhältnis zu ihr stehende Küche. Denke Dir etwa acht Herde, wie der im Waschhaus, und keiner der Kessel ist kleiner als der kleinere im Waschhaus. Ein ‚Zwischenöfeli' ist da, in welchem ein ganzes Schaf Platz hätte. Der Petersplatz ist mit einem Hag umzäunt. Dieser Hag hat die Form eines Notenplanes. Die Noten sind aus Holz und auf den fünf Latten aufgenagelt. Etwa dreihundert Stellen für Köche, Köchinnen, Kellner, Aufwärterinnen usw. sind ausgeschrieben. Auch die Kadetten werden sich beteiligen müssen, sagte einer der Freunde. Doch nun leb wohl, mein lieber Bruder. In der Hoffnung, Dich bald wiederzusehen, grüßt und küßt Dich Dein Dich innig liebender Bruder Eduard."

Bald hernach steigerte sich das Leiden. Eine Kaltwasserkur blieb erfolglos. Im Herbst gab es einmal einen Tag, an dem er so gut wie nichts mehr sah. Das rief ernste Fragen hervor. So brachte der Winter 1875/76 vermehrte leibliche und seelische Schmerzen. Die Mutter schrieb an Fräulein von Seckendorff und erhielt am 28. De-

*) Der Beisatz „Adjutant" deutet an, mit welcher Freude er wieder bei den Kadetten war, und wie wohl er sich dabei fühlte.

zember 1875 folgende Antwort: „Ihr lieber Brief hat mich auf das innigste mit Teilnahme erfüllt, und ich kann wohl begreifen, wie das liebende Mutter- und Vaterherz mit tiefer Sorge um das Augenlicht des lieben, teuren Kindes erfüllt ist. Nein, meine Liebe, ich weiß gewiß, der Herr wird nicht das Schrecklichste schicken; Ihm, dem treuen Herrn, liegt das teure Kind sehr am Herzen, er hat es bloß auf sein Seelenheil abgesehen; er sieht den kindlichen, festen Glauben des lieben Kindes und will die Seele des lieben, teuren Kindes; und ist dieses liebe Kind in Jesu fest gegründet, dann kann seine Liebe einst ein recht tüchtiges Werkzeug seiner Gnade aus ihm machen. Dies sind meine Gedanken, wenn ich mir Eduard vor die Seele stelle und ich für das liebe, teure Kind vor dem Herrn im Gebet liege. Diesen kindlichen Glauben und diese Befähigung im geistig-religiösen Gebiet, dies hat der Herr, meine liebe Frau Riggenbach, nicht nur so in das liebe Kind gelegt, nein, er will es zur Ausbildung bringen, und dazu schickt er eben dieses Leiden. Ich kann Sie wohl versichern, daß mir, seitdem ich Ihren lieben Brief erhielt, Eduard und seine Augen nicht mehr aus dem Sinn kamen. Wieviel Kranke hatte ich schon, seitdem Sie hier waren, und wie gnädig hat sie der Herr geheilt! Es ist eben ein ausgezeichneter Doktor hier, den alle diese Heilungen höchlichst interessieren. Er munterte mich sehr auf, Ihnen den Vorschlag zu machen, Ihr liebes Kind auf zwei bis drei Monate hieher zu tun. Könnte der liebe Eduard mit seinem kindlichen Glauben und seiner Seelenruhe (was zu dieser Kur durchaus nötig ist) zwei bis drei Monate, auch vielleicht vier Monate, wenn es ihm recht gut bekommt, hier sein, so bin ich der festen Überzeugung, daß das liebe Kind mit seinem Augenleiden vollständig hergestellt wird."

Die Eltern konnten sich aber zu einem Aufenthalt in Cannstatt nicht entschließen, sondern nahmen weiterhin ärztliche Hilfe in Anspruch. Da die Krankheit immer schlimmere Formen annahm, auch stets schmerzhafter wurde, so entschlossen sich die Eltern, ihren Sohn im Frühjahr 1876 in die Augenheilanstalt des Herrn Professor Dr. Hor-

ner zu Hottingen bei Zürich zu verbringen. Der damals berühmteste Augenarzt erkannte bald, daß man es mit einer sehr ernsten Sache zu tun habe. Zehn Jahre später äußerte er bei einem Besuch bei der Familie Riggenbach: „Das Augenleiden Ihres Sohnes stellte mich vor den interessantesten Fall, der mir in meiner Praxis vorkam." Man ließ es in der Pflege an nichts fehlen; die Ärzte gaben sich alle Mühe, das Augenlicht zu erhalten. Was menschenmöglich war, wurde getan. Trotzdem machte die Erblindung Fortschritte. Nach einem Vierteljahr kehrte er ins Elternhaus zurück. Kurz hernach verlor er noch den letzten Schein der Tageshelle. „Jetzt war es," so sagt er selbst, „Nacht um mich nach innen und außen." Und vierzig Jahre später schreibt er: „Ich entsinne mich noch genau, welchen erschütternden Eindruck es auf mich machte, als zum erstenmal mein Auge in finstere Nacht gehüllt war. Ich hatte das Gefühl, mein Lebensglück sei für immer dahin; ich kam mir vor wie lebendig begraben." Welcher Sehende kann ausschöpfen, was in diesen Worten liegt?! — Zu dem Augenleiden traten in dieser Zeit noch furchtbare Nervenschmerzen. Das alles war kaum mehr zu ertragen: der noch nicht ganz fünfzehnjährige junge Mensch stand am Rande des Grabes.

In dieser Not wandte sich die Mutter wieder an Fräulein von Sekkendorf in Cannstatt und erhielt am 25. September 1876 die Antwort: „Mit der innigsten Teilnahme las ich Ihren lieben Brief und möchte auch in den kindlichen Glauben des lieben Eduard einstimmen; denn auch ich glaube fest, daß das teure Kind sein Augenlicht wieder bekommen kann. Das ist meine feste und gewisse Überzeugung. Oft bat ich den Herrn (da ich bis Frühjahr nach Odessa übersiedle), daß ich den lieben Eduard noch vorher in Behandlung bekommen dürfte. Und nun könnte es möglich sein, wenn Sie, liebe Frau Riggenbach, in die Bedingungen eingehen, die ich bei dieser Kur zu machen durchaus für nötig finde, wenn wir etwas erzielen wollen. Darauf kommt es nun an. Ich bedarf vor allem einer Zeit von drei bis vier Monaten, da sich das Leiden bedeutend verschlimmert hat und tiefer sitzt

als am Anfang. Würden Sie sich entschließen können, ihn mir in dieser Zeit vollständig in die Pflege zu geben, dann würde ich die Kur übernehmen. Sind die Verwandten bei dieser Kur zugegen, so habe ich schon oft die Erfahrung gemacht, daß die Ängstlichkeit und Besorgnisse derselben und das Betrachten, ob Besserung oder Verschlimmerung bei dem Kranken eintritt, hinderlich auf den Kranken wirkten. Auch mich hemmt das ängstliche Beobachten in der Kur. — Seien Sie mir ja nicht böse, der Herr allein weiß, daß ich nur das Wohl Ihres lieben Kindes im Auge habe, und daß ich gegen Ihre liebe Persönlichkeit ja nicht irgend etwas hatte. Ich will Ihnen nun eine Begebenheit mitteilen, und Sie, meine liebe Frau Riggenbach, werden mich verstehen. Vor einigen Jahren kam eine Frau Pastor aus Rußland zu mir in die Kur; sie war lahm, schwindsüchtig und hatte Herzerweiterung, so daß die Ärzte in Berlin sie völlig aufgaben. Sie kam mit ihrem Mann am 23. Oktober hier an. Der Urlaub des Herrn Pastors, der sie begleitete, war aber vorbei, die Witterung zur Reise nach Rußland sehr vorgerückt, und es hieß: eilen, eilen! Der Mann beobachtete mit Ängstlichkeit alle Wirkungen der Handauflegung und war oft in großer Sorge und Unruhe. Das teilte sich der lieben Frau mit, und ich war gehemmt in dem freudigen Aufblick und in der Gewißheit der Erhörung unserer Bitte. Es hatte Eile, das war richtig; aber bei Gott können und dürfen wir nicht eilen, sondern wir müssen ruhig und ganz stille alles dem Herrn mit fester Zuversicht im Glauben überlassen. Das gehört zu dieser Kur. Ich mußte den lieben Herrn Pastor bitten, eine Weile zu verreisen oder seine Frau krank wieder mitzunehmen; denn so könne der Herr nichts an ihr tun. Dieser liebe Mann wählte das erstere und ging auf drei Wochen fort. Bei seiner Rückkehr fand er seine Frau völlig wiederhergestellt, so daß sie mir aus Berlin schreiben, daß sie miteinander zahllose Säle durchwandert und alle Sehenswürdigkeiten besucht hätten. Dies war ein sehr lieber Pastor. Trotzdem mußte ich ihn wegschicken; denn sonst hätte die Kur bei seiner Frau keinen Er-

folg gehabt. Gehen Sie auf meine Vorschläge ein, so würde ich Ihren lieben Eduard zu dem lieben Wilhelm*) tun und ihn im ersten Stock neben dem Zimmer, das Sie bewohnten, einlogieren. Es ist dies das wärmste und angenehmste Zimmer, da es von beiden Seiten geschützt ist. Anna**), sowie der liebe Wilhelm werden sich ihm widmen und ihn pflegen."

Nach gründlicher Erwägung entschlossen sich die Eltern, ihren Sohn nach Cannstatt ziehen zu lassen. Selbstverständlich beschränkte sich die Mutter darauf, ihn dorthin zu begleiten. Ganz ohne Beistand wollte man ihn aber doch nicht der Villa Seckendorff überlassen. So wurde ihm Fräulein Luise Pfisterer aus Mülhausen beigegeben, jenes ergraute, verwachsene Jüngferchen mit den markanten Gesichtszügen, den sprechenden Augen und den altertümlichen Schläfenlocken, das niemand vergessen konnte, der es einmal gesehen hatte. Sieben Monate währte der Aufenthalt in der Villa, der für Eduard Riggenbach von allergrößter Bedeutung werden sollte.

Die Villa Seckendorff war eine Gebetsheilanstalt. Ein Arzt kam nicht ins Haus. In Männedorf (Zeller) und Hauptweil (Stockmayer) hielt man es ja ebenso. Fräulein von Seckendorff war der Überzeugung, daß sie dazu berufen sei, dem Herrn Jesus Christus dadurch Ehre zu machen, daß sie durch Auflegung der Hände im Namen Jesu den Kranken Heilung bringen könne. Selbstverständlich war die Gabe nicht auf sie beschränkt. Auch ihre Gehilfin, Fräulein Anna Schlichter, und andere besaßen sie. Ein mit Riggenbach befreundeter Mann namens Braun erzählt***) (Sommer 1877): „In der Villa Seckendorff war ich zwei Tage. Anna ist gerade von ihrem Todkranksein aufgestanden. Fräulein v. S. hat lange Zeit um sie gebetet; aber es wollte eben nicht gehen. Nun bat mich Anna nach dem Nachtessen, ich möchte ihr auflegen. Ich wollte absolut nicht. Dann

*) Wilhelm Kiedaisch von Kirchheim u. T., geb. 26. Nov. 1851.

**) Anna Schlichter, die Gehilfin von Fräulein v. Seckendorff.

***) Dieser Bericht ist charakteristisch für die Luft, in der Eduard Riggenbach damals atmete.

sagte sie: ‚Ich habe Ihnen ja auch schon oft aufgelegt.‘ Nun konnte ich nicht anders; wir gingen in ihr Zimmer, wo eine Frau lag, die heftige Kopfschmerzen hatte. Während meines Flehens hat der Herr nicht nur die Anna auf der Stelle ganz gesund gemacht, sondern auch die betreffende Frau. Was meinst du, wie ich erstaunt dastand und dem lieben Heiland danken mußte, wie Großes er wieder getan hat?! Denn in einem Nu war die Anna so stark wie früher. Am andern Morgen sagte sogar Fräulein v. S.: ‚Ja, was ist denn da geschehen, die Anna ist ja ganz anders als gestern?‘ Der Herr hat ihr damit gezeigt, daß er selbst helfen kann, durch welchen Menschen er will. Sie hat es auch dankend vom Herrn angenommen und ich auch. Ja, ich kann Ihm nicht genug danken für seine unbeschreiblich große Liebe, die Er mir schon erwiesen hat.“

Eduard Riggenbach war gerne in der Villa; es ging ihm auch im allgemeinen ganz gut. Am 13. November 1876 schrieb Fräulein Pfisterer an Frau Riggenbach: „... Seit Sie fort sind, geht es dem lieben Eduard recht ordentlich; wir hoffen mit des Herrn Hilfe, Ihnen bald ganz gute Nachricht geben zu können.“ Am 17. November läßt Eduard durch Fräulein Pfisterer schreiben: „Auf Deinen Wunsch will ich selbst ein Brieflein diktieren. Jetzt geht es mir wieder recht gut. Wegen der Nahrung brauchst Du Dir keine Sorge zu machen; ich habe jeden Abend Brei oder etwas Besseres, und ich befinde mich wohl dabei.“ Auch an seinen Bruder Albert konnte er berichten: „Im ganzen geht es mir jetzt recht gut. Zwar ist seit gestern mein linkes Auge etwas entzündet und auch der Magen etwas in Unordnung, doch ist es heute schon wieder besser, und ich hoffe, daß es bald wieder vorüber sein wird.“ Die Korrespondenz mit der Mutter war sehr rege. Zweimal in der Woche ging durchschnittlich ein Brief hin und her. Auch an seinen Bruder Albert schrieb er etwa einmal, seinem Bruder Louis sandte er Grüße. Für den Vater machte er dann und wann ein Gedicht. Wie er über die Heilung denkt, ersehen wir aus einem Schreiben vom 23. Januar 1877: „Daß ich

mein Augenlicht wieder erhalten werde, glaube ich felsenfest; denn wir finden nicht eine einzige Stelle in der Bibel, wo Jesus zu einem Blinden gesagt hätte, du mußt blind bleiben, und wenn auch alles nein sagen würde, würde ich es doch glauben; denn er hat es verheißen, und sein Wort kann nicht trügen." Die Erfüllung dieser Hoffnung blieb aber aus. Darüber wunderte sich Fräulein von Seckendorff nicht wenig. Den Grund suchte sie bei dem Kranken. Sie sprach daher wiederholt ernstlich mit ihm und setzte ihm oft hart zu. Auch Fräulein Schlichter, die treue Helferin von Fräulein von Seckendorff, schloß einmal ihre Zusprache mit folgenden Worten: „Und nun, lieber Eduard, alles, was bei dir vorkommt, frei heraus; wenn du es mir nicht sagen willst, so sage es Luise."*) Es ging also schon hier so wie später in Männedorf, wo Jungfer Trudel auch sehr enttäuscht war, daß sie Eduard Riggenbach das Augenlicht nicht habe erbeten können, und gleichfalls die Schuld bei ihm suchte. Wenn sich keine Besserung zeigen wollte, so konnte sie, wie Riggenbach später selbst erzählte, auch einmal ausrufen: „Was ist da nun wieder vorgefallen?" Fräulein von Seckendorff war namentlich darüber sehr unzufrieden, daß sich Fräulein Pfisterer von dem Kranken nicht trennen ließ, und daß dieser sich gegen seine alte Pflegerin so dankbar zeigte. Am 11. Mai schrieb sie daher an Frau Riggenbach: „Ganz besonders sehne ich mich diesmal nach Ihnen, liebe Frau Riggenbach, da mir, seitdem Sie fort sind, der Umgang mit Fräulein Pfisterer als Krankenwärterin für Eduard eine Last ist und viele innere Sorge machte. Ihre zu große Anhänglichkeit für ihn ist dem lieben Jungen höchst schädlich. Ich habe darüber mündlich viel mit Ihnen zu reden, und Sie werden mit mir fühlen, daß es durchaus notwendig ist, daß der Umgang abgebrochen werden muß. Es ist mir sehr um Eduards Augenlicht zu tun. Solange aber die Dinge bleiben, wie sie sind, ist keine Hoffnung vorhanden, daß er sehend wird. Ich komme daher mit dem Vorschlag, ihn noch drei Monate hier im Umgang eines Mannes zu

*) Fräulein Luise Pfisterer.

lassen. Doch ganz, wie Sie wollen. Da ich gerade in der letzten Zeit mit einigen Blinden liebliche Erfahrungen machen durfte, so hoffe ich auch für Eduard das Beste." Dieser Widerstreit blieb natürlich dem Kranken nicht verborgen, und er litt darunter schwer. — Und nun setzte der harte Kampf ein, nicht der Kampf um Fräulein von Seckendorff und Fräulein Pfisterer, sondern der viel schwerere Kampf, ob es Gottes Wille sein könnte, daß er blind bleiben müsse. Es ist eine große Sache, wenn ein Mensch in einer solchen Lage sich unter den Willen Gottes beugen kann, und man hält es fast nicht für möglich, daß ein noch nicht ganz sechzehnjähriger Jüngling sich Gott völlig zu ergeben, unter seine Führung sich zu beugen und sich mit seinem heiligen Willen rückhaltlos zu einigen vermag. Eines Morgens trat Eduard Riggenbach nach einem ernsten Gebet in den Tag hinein mit dem Entschluß: „Wenn ich nach Gottes Willen blind bleiben soll, so will ich trotz meiner Blindheit im Leben etwas leisten."

Ein solcher Entschluß wäre nicht möglich gewesen, wenn der junge Mann nicht einen festen Glaubensboden unter den Füßen gehabt hätte. Wem dankte er das? Vor allem seinem Gott. Der himmlische Vater aber gebraucht dazu menschliche Werkzeuge. Eduard Riggenbach hat es oft bezeugt, daß er sein Leben lang Fräulein von Seckendorff und Fräulein Anna Schlichter dankbar bleiben werde, daß sie ihm den Heiland groß gemacht haben. Noch stärker aber hat der stille Einfluß gewirkt, der von seiner Begleiterin, Fräulein Luise Pfisterer, ausging. Sie gehörte der Baptistengemeinde an und war eine zwar ernstgerichtete, aber durchaus warmherzige Persönlichkeit, die ein Glaubensleben führte. Die Liebe, die sie Eduard erwies, machte ihn aufmerksam auf ihr Wort und führte ihn zu Jesus. Besonders förderlich für sein inneres Leben aber wurde die Freundschaft und Gemeinschaft mit Wilhelm Kiedaisch. Er war der Sohn eines Tambourmajors, der mit seiner Familie im Ruhestand in Kirchheim u. T. lebte. Die Leute nahmen es mit ihrem Christentum ernst. Wilhelm war Kaufmann und ging trotz seines halblahmen

Beins täglich ins Geschäft. Als Pearsall Smith vom 19. bis 25. April 1875 in Stuttgart seine Vorträge in der Liederhalle hielt und mit seinem Ruf: „Jesus errettet mich jetzt!" das ganze Schwabenland in Bewegung brachte, wurde auch die Familie Kiedaisch von der allgemeinen Begeisterung ergriffen. Um von seinem Fußleiden geheilt zu werden, ging Wilhelm Kiedaisch im Herbst 1876 in die Villa Seckendorff. So fanden sich die beiden zusammen, obgleich der junge Kirchheimer ein Jahrzehnt älter war. Durch seine eifrige Tätigkeit im Jünglingsverein, wo er sich mit dem damaligen Stadtvikar, dem späteren Prälaten D. v. Hermann, innig befreundete, hatte Wilhelm Kiedaisch einen reichen Schatz christlicher Erkenntnis gewonnen und verstand es gut, mit jungen Männern umzugehen. Welchen Einfluß der trotz seines Leidens allezeit fröhliche, von inniger Jesusliebe getriebene Freund auf Eduard Riggenbach ausstrahlte, zeigt wohl am besten ein Brief von Wilhelm Kiedaisch, den derselbe bald nach seinem Weggang von Cannstatt schrieb: „Lieber Eduard! Für Deine Korrespondenzkarte vom 15. Mai danke ich Dir. Ich meinte bisher immer, ich müßte, um nicht aufdringlich zu erscheinen, den in Aussicht gestellten näheren ‚Bericht' von Dir abwarten. Da fiel mir aber ein, welch große Freude Dir das Empfangen von Briefen bereitet, und welches Hindernis im Wege steht, daß Du nicht schreiben kannst. Deshalb will ich nicht länger warten und Dir ein Brieflein schreiben, obgleich nichts Besonderes dazu Veranlassung gibt. — Mein Lieber, ich wünsche in allen Stücken, daß Dir's wohl gehe und Du gesund seiest, 3. Joh. 2. Wie Johannes seinem lieben Gajus, so wünsche ich Dir, lieber Eduard, dasselbe: daß es Deiner Seele wohl gehe und auch Dein Körper gesund sei nach dem Wohlgefallen unseres himmlischen Vaters. O ja, gelt, lieber Eduard, wie treulich besorgt sind wir für das Wohlergehen des Leibes, suchen alles Schädliche fernzuhalten und alles Zuträgliche ihm zu verschaffen. Diese Sorgfalt könnte einen Maßstab abgeben für die Achtsamkeit, die wir unserer Seele zuteil werden lassen, und daran gemessen, o,

wie müssen wir, wenn wir's pünktlich und genau nehmen, uns schuldig geben, daß wir dem Vergänglichen viel mehr Ehre antun und viel mehr Zeit widmen als dem Unvergänglichen! Mir ist's ein so großer Schmerz, daß ich meine Gedanken nicht mehr konzentrieren kann auf unsern Heiland und seine göttlichen Wahrheiten. Wenn ich auch von Zeit zu Zeit immer wieder zurückkehre zum Herrn, wie schnell sind die Flattergeister (Psalm 119, 113) wieder Herr geworden; und ich verweile bei allem möglichen, wenn auch nicht Sündlichem, so doch Unnötigem; und wenn man das alles, was Unnötiges gedacht und getan wird, wie die Mutter von John Wesley, Sünde heißt, weil's nicht zum Ziel hin, sondern von ihm abführt, so ist's ein großes Register, wo der Herr wiederum Gnade für Recht ergehen lassen muß. Aber endlich sollte es eben doch dazu kommen, wie es Joh. 15, 5 geschrieben steht: ‚Wer in mir bleibet und ich in ihm, der bringt viele Frucht.' O, daß die Hilfe aus Zion käme und der Herr sein gefangen Volk erlösete, damit ich in ihm und er in mir bleiben könnte! Wie, mein Lieber, geht es Dir damit? Von Herzen würde mich's freuen, wenn Du von beständigem Sein in Jesu Christo mir erzählen könntest! Weißt Du, mein Lieber, trotz dieser Selbstanklage oder vielmehr gerade bei derselben ist meine Freude doch auch da, und sie geht auf die Geduld und Langmut meines Heilandes, der seinem flatterhaften Kind doch gnädig ist und mich mit Liebe überschüttet trotz meiner Untreuen*), so daß ich nicht mißmutig einhergehe, sondern froh, einen Heiland zu haben und zu wissen, daß er Macht hat, auch über mein flatterhaftes Herz, und daß er mir beistehen wird, meine Feinde zu dämpfen. Dir aber, lieber Eduard, habe ich's geschrieben, damit Du meiner in dieser Beziehung vor dem Herrn gedenkest! Der Gott aber aller Gnade wird uns erhören nach seiner Barmherzigkeit um seiner Liebe willen."

Es waren also recht mannigfaltige Eindrücke, die in dieser Zeit auf Eduard Riggenbach einstürmten. Aber alles wirkte zusammen,

*) Die Mehrzahl ist von Kiedaisch mit Bedacht gewählt.

bei ihm das innere Leben zu entflammen. Er ließ sich zwar keineswegs in ein schwärmerisches Wesen hineintreiben, sondern blieb der ihm angeborenen Nüchternheit treu. Doch ergriff ihn die erste Liebe zu dem Herrn im Zentrum seiner Persönlichkeit. Aus dem Herzensverlangen heraus, völlige Vergebung bei Gott zu erlangen, ist es zu verstehen, daß er einen seiner Gymnasiallehrer schriftlich bat, ihm alles zu verzeihen, wodurch er ihn betrübt habe. Der Lehrer konnte sich besonderer Versäumnisse oder Verfehlungen seines früheren Schülers nicht entsinnen und antwortete in sehr freundlicher Weise, daß alles ausgeglichen sei. Noch deutlicher wird die Gedankenwelt offenbar, in der Eduard Riggenbach damals lebte, durch das Lied, das er am 8. März 1877 dichtete:

Das neue Jerusalem.

Hoch über den Wolken im himmlischen Raum
Erglänzt eine prächtige Stadt,
Wogegen all Erdenpracht Tand ist und Schaum,
Kein Aug' sie gesehen noch hat.

Paläste und Mauern von Golde gemacht
Erglänzen in strahlendem Licht.
Am Throne von Perlen voll schimmernder Pracht
Das Feu'r edler Steine sich bricht.

Es findet kein Tempel sich in dieser Stadt,
Ihr leuchtet nicht Sonne noch Mond,
Dieweil sie den Glanz ihres Heilandes hat,
Der über den Cherubim thront.

Am Strome des Lebens, am Meer von Kristall
Vernimmt man des Saitenspiels Ton.
Da hört man die Sänger mit fröhlichem Schall
Lobsingen dem Vater und Sohn.

Doch sag mir, wer kommt in die herrliche Stadt?
Wer geht durch das prächtige Tor?
O sag mir, wer teil an dem Lebensquell hat?
Wer singt mit im heiligen Chor?

Nur die, die auf Erden gekämpft haben recht,
Gestritten mit Siegesbegier.
Denn viele, die kämpften, sie kämpften nur schlecht,
Die werden nicht Bürger allhier.

Doch alle, die rühmlich gekämpfet im Streit,
Und siegreich vollendet den Lauf,
Für die ist nun Friede und Freude bereit,
Die nimmt dies Jerusalem auf.

Wie leuchtet ihr Auge, wie strahlet ihr Blick,
Wie jauchzen und singen sie laut!
Wie loben und preisen sie, trunken von Glück,
Den Herrn, den ihr Auge nun schaut!

Drum kämpft, zu erringen den köstlichen Preis,
Das Bürgerrecht in jener Stadt!
Denn was kein Verstand der Verständigen weiß,
Kein Auge gesehen noch hat,

Und was noch kein irdisches Ohr hat gehört,
Das ist dort für jeden bereit,
Der Jesum als seinen Erlöser verehrt,
Sein Leben alleine ihm weiht.

Drum, Freunde, will kämpfen und ringen ich fort,
Bis daß ich vollendet den Lauf;
Dann nimmt einst an jenen glückseligen Ort
Mein Heiland in Gnaden mich auf.

Im Blick auf diese Entwicklung kann man sich nur darüber freuen, mit welcher Klarheit und Energie sich Eduard Riggenbach in all diesen schweren Kämpfen zum Siege durchgerungen hat. Das harte Geschick, das ihn traf, hat ihn nicht wie so viele andere an Gott irre werden lassen, sondern trieb ihn in die Arme seines Heilandes. Er konnte jetzt in Wahrheit sagen: „Ich habe nun den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält." Wenn aber auch dieser Grund „unbeweglich" stand, so gab's doch noch manches, das den jungen Mann in Unruhe brachte. Fräulein Pfisterer gehörte der Baptistengemeinde an. Für ihre Gemeinschaft in unzulässiger Weise zu werben, lag ihr ferne. Aber der stille Einfluß, der von ihr ausging, tat doch seine Wirkung. Eduard Riggenbach fing an, an manchem Anstoß zu nehmen, das er in der Landeskirche sah. Das gelesene Gebet schien ihm kein eigentliches Gebet zu sein. Auch die Art der Predigt sagte ihm vielfach nicht zu. Am wenigsten befriedigte ihn das heilige Abendmahl, bei dem er die nötige Kirchenzucht vermißte. So ging man lieber in die Methodistenkapelle als in die Stadtkirche. Am 2. Mai schrieb Eduard an seine Mutter: „Gestern hatten die Methodisten hier eine Konferenz. Wir waren von zwei bis fünf Uhr in der Kapelle. Es gefiel mir recht gut, so daß ich mich nicht entschließen konnte, eher fortzugehen, als bis alles fertig war. Auch einem Gesanggottesdienst wohnte ich bei." — Plötzlich tauchte auch die Frage der Kindertaufe auf. Das gab viele Auseinandersetzungen mit Wilhelm Kiedaisch. Da dieser am 20. April 1877 nach Hause zurückkehrte, so sandte er von Kirchheim u. T. aus eine eingehende Erörterung über die Kindertaufe. Er beginnt mit dem Satz: „Deine Frage, lieber Bruder: ‚Soll man auch die kleinen Kinder taufen?' will ich unter Gottes Beistand zu beantworten versuchen," und schließt mit dem schönen Lied Phil. Fr. Hillers: „Meine Taufe freuet mich mehr als mein natürlich Leben; denn ein geistliches hab' ich, weil mir's damals Gott gegeben. Und was hülf's, ein Mensch allein, aber nicht ein Christ zu sein!"

Natürlich brachte dieser tiefgreifende Brief für Eduard Riggenbach

keine Entscheidung. Auch weiterhin nahm die Frage der Kindertaufe Kopf und Herz des jungen Mannes gewaltig in Anspruch. Für eine völlige Klärung war die Zeit noch nicht gekommen.

Im Juni 1877 schied Eduard Riggenbach von Cannstatt. Der Aufenthalt blieb für sein inneres Leben entscheidend. „Erneuert nach Leib und Seele kehrte ich nach Hause zurück", schrieb er damals. Aber das Augenlicht hatte er nicht wieder erhalten. Der Basler Sommerhitze entfloh er jedoch bald wieder und ging auf drei Wochen nach Bad Ramsach bei Läufelfingen. Das war für ihn eine schöne Zeit. Die Kräfte hoben sich, und das innere Leben kam zu Ruhe und Sammlung. „Ich bin, Gott sei Dank, recht wohl und vergnügt", konnte er am 12. Juli an seine Mutter berichten. Mit getroster Zuversicht kehrte er nach Basel zurück. Jetzt durfte er wieder ans Lernen denken. Er nahm das Lateinische auf, suchte seine Kenntnisse im Französischen zu vervollständigen und fing an, die englische Sprache zu erlernen. Auch trieb er etwas Literaturgeschichte und ließ sich Homer (deutsch), Lenau und andere Dichter vorlesen. Große Freude bereitete ihm das Studium der Welt- und Kirchengeschichte. Spurgeons Predigten und Kündigs „Erfahrungen am Kranken- und Sterbebette" hörte er mit besonderer Befriedigung an. Reichen Segen empfing er durch den Religionsunterricht des sittenstrengen, fast finsteren, aber tief religiösen Pfarrers Jakob Riggenbach.

Leider ließ der Stand der Gesundheit bald wieder manches zu wünschen übrig. Der Magen war des öfteren in Unordnung, die Augen schmerzten und die Nerven rebellierten. Das brachte auch innere Nöte: „Warum kommt soviel Kreuz gerade über mich? Kann oder will Gott nicht helfen?" Immer wieder aufs neue mußte er seine Blindheit aus Gottes Hand nehmen und sich im Gebet die Kraft holen, sich täglich unter Gottes heiligen Willen zu beugen. Aber das blieb nicht ohne wertvollen Ertrag.

Im Sommer 1878 riet der Hausarzt zu einer Kur in Bad Schinznach a. d. Aare. Von Bädern in den warmen Schwefelquellen erhoffte

man eine gute Wirkung. Dr. Amsler, der Badearzt, nahm sich des siebzehnjährigen blinden Patienten in aller Liebe an und verordnete manches, das zur Linderung diente. Aber eine wesentliche Besserung brachte auch diese Kur nicht. Trotzdem war Eduard Riggenbach gerne in Schinznach. Der Besuch der Mutter und namentlich des Vaters, der sich fast eine Stunde lang mit Dr. Amsler besprach, machte ihm viel Freude. Fleißig verteilte der blinde junge Mann Bibelteile und Traktate. Da das Bad besonders von Franzosen besucht wurde und dementsprechend die Bedienung bis zu den Mägden hinab fast ausschließlich französisch war, so ließ er sich französische Neue Testamente kommen, um sie zu verschenken. Und es machte ihm große Freude, wenn er hörte, daß dann und wann eines der Mädchen beim Schein einer Lampe im Hausflur eifrig in seinem Büchlein gelesen habe.

Auch im Jahre 1879 zeigte sich keine Besserung der Gesundheit. Alle Hoffnung brachte nur Enttäuschung. So konnte er einmal, wenn die Schmerzen kaum mehr zum Aushalten waren, die Frage erheben: „Ist es nicht traurig, Augen zu haben, die aber einem gar nichts nützen, sondern nur Schmerzen machen?“ Aber das waren nur vorübergehende Stimmungen. Im ganzen blieb er getrost. Was ihn vor Vergrämung bewahrte, war allein sein Glaube. Der aber hatte festen Grund, faßte doch Eduard Riggenbach am Silvesterabend 1879 das Ergebnis seiner Erlebnisse in den „Spruch“ zusammen:

Ich frag bei allem, was ich tu:
„Was sagt mein Heiland wohl dazu?“
Ist e r bei mir, der treue Hirt,
Kein Unfall mich je treffen wird.
Bleib ich bei i h m nur felsenfest,
Er mich gewißlich nicht verläßt.

Die Studienzeit

Welchen Beruf soll ich ergreifen? Das ist für jeden Menschen eine sehr wichtige Frage, für den Blinden ist sie es in noch höherem Maße. Findet er keinen Beruf, dann gilt von ihm das schmerzerfüllte Wort, das Direktor Sailer, der Leiter der Stuttgarter Blindenanstalt, bei der Tagung der Inneren Mission in Tübingen gesprochen hat: „Der Blinde allein muß sitzen, fühlend in der Nacht, im ewig Finstern: sterben ist nichts; doch leben und nicht sehen, das ist ein Unglück." Auf einen Besucher der Nikolauspflege in Stuttgart machte der Anblick der Blinden einen solchen Eindruck, daß er seine Kinder jeden Abend nach der Hausandacht das Sprüchlein sagen ließ:

„Willst dem Blinden Glück du bringen,
Leg ihm Arbeit in den Schoß;
Täglich Brot sich selbst erringen
Gilt ihm als sein schönstes Los.
Arbeit mindert seine Bürde;
Arbeit stillt so manchen Schrei;
Arbeit gibt ihm Kraft und Würde;
Arbeit macht den Blinden frei."

Die Frage nach einem Beruf hat Eduard Riggenbach schon bald nach seiner Erblindung in Erwägung gezogen; sie mußte aber immer wieder zurückgestellt werden, solange seine Schwäche so groß war, daß er an irgendeine Arbeit gar nicht denken konnte. Sobald er sich aber wieder kräftiger fühlte, war er darüber klar, daß er trotz seiner Blindheit etwas leisten wolle und daher einen Beruf ergreifen müsse. Unter ernstem Gebet wurde es ihm zur Gewißheit, daß es seine Aufgabe sei, sich auf den Beruf eines Predigers des Evangeliums vorzubereiten. Er trug sich daher schon im Jahre 1878 mit dem Gedanken, nach England zu gehen und um Aufnahme in das Predigerseminar Spurgeons nachzusuchen. Bei diesem hochgefeierten Kanzelredner, der im Jahre

1850 zu den Baptisten übergetreten, 1887 aber wieder ausgeschieden war, hoffte er zu finden, was er suchte. Der Vater konnte aber den Plan nicht billigen. So mußte der Sohn auf die Reise nach London verzichten. Was aber nun? Niemand wußte Rat. Da zeigte Onkel Schnell den richtigen Weg. Professor Schnell, ein hochbegabter Jurist, war für die ganze Familie eine Autorität. Was er sagte, das galt. Nach guter alter Sitte hielt er zu Hause und im Beruf mit aller Strenge auf Pünktlichkeit. Eisern war, wie Dr. H. Christ urteilte, die Disziplin, die der kleine Mann mit der dünnen Stimme unter den Parteien und Anwälten aufrechtzuhalten wußte. Dabei war er ein ernster Bibelchrist, seiner Basler Kirche mit Treue ergeben. Im Gerichtssaal ließ er die Sprüche anbringen: „Das Gerichtsamt ist Gottes. — Trachtet nach Wahrheit und nach Frieden! — Gerechtigkeit erhöhet ein Volk." Vor dem Verhörzimmer stand geschrieben: „So wir uns selber richteten, würden wir nicht gerichtet." Dr. Langmesser berichtet: „Von diesem Spruche erschüttert kehrten manche, die eine Anklage anbringen wollten, wieder um." Man kann sich denken, daß eine solche Persönlichkeit einen starken Einfluß auf Eduard Riggenbach ausübte. Auch bei der Wahl des Berufs war darum Professor Schnell mit ausschlaggebend. Er riet seinem Neffen, in die Evangelische Predigerschule einzutreten.

Das war eine einzigartige Anstalt. Ihr geistiger Vater war Pfarrer Wilhelm Arnold, der Seelsorger des schönen Appenzellerdorfes Heiden. Als in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts die rationalistische Reformtheologie unter der Führung eines Biedermann und Lang auf den Universitäten der Schweiz immer mehr Boden gewann, erwachte in ihm der Gedanke, eine „Prophetenschule" oder „Evangelistenschule" ins Leben zu rufen, „um treue und tüchtige evangelische Prediger heranzubilden". Nachdem er den Gedanken mit einigen Freunden besprochen hatte, legte er die Frage durch einen Artikel im Appenzeller Sonntagsblatt auch weiteren christlichen Kreisen vor. Viele stimmten zu, doch waren es nur wenige, die der Sache

volles Verständnis und die ganze Liebe des Herzens entgegenbrachten. Unter diesen wenigen befand sich Professor Schnell. Er war es namentlich, der im Verein mit Pfarrer Arnold darauf hielt, daß die Schule ihren Schülern eine wissenschaftliche theologische Bildung ermöglichen solle. Vor allem verlangte er eine gute philologische Schulung: „Gründlich und gründlicher die alten Sprachen! Bedeutung und Rechtfertigung unserer Schule neben andern Anstalten *) muß besonders in den Sprachen liegen." Am 15. Mai 1876 wurde die Evangelische Predigerschule in Basel eröffnet. „Sie will", heißt es in einem Programm von 1901 (und das galt von Anfang an), „eine Bildungsstätte sein für junge Männer, die dem Weckruf des Evangeliums ihr Herz geöffnet und aus dem Anfang eines Lebens mit Gott den Entschluß gefaßt haben, dem Herrn zu dienen als Zeugen mit Wort und Wandel, wo und wie er sie gebrauchen will zur Rettung irrender Seelen und zum Weiden von Christengemeinden". Die Räume stellte Herr Th. Sarasin-Bischoff, der Herausgeber des Christlichen Volksboten, in seinem stattlichen Privathause in der St. Albanvorstadt unentgeltlich zur Verfügung. Zum Präsidenten wählte das Komitee Pfarrer Ernst Stähelin, den gewaltigen Prediger zu St. Theodor. Professor Schnell war Aktuar. Die Leitung der Schule wurde selbstverständlich in die Hand von Pfarrer Arnold gelegt. Die Eröffnungsrede, in der Arnold die vier ersten Schüler und die zwei Studenten, die als Hospitanten am Unterricht teilnehmen wollten, begrüßte, schloß er mit den Worten: „So lassen Sie uns denn übergehen zum Lesen und Lernen in der Schrift, nicht als solche, die ihre Meister sein wollen, sondern als solche, die in ihr das ewige Leben suchen, und die es erfahren wollen, daß sie diesen Glauben überschwenglich rechtfertigt." In diesen Worten ist der Grundcharakter der Schule deutlich angegeben. Im Mittelpunkt alles Unterrichts stand die Heilige Schrift. „Der Unterricht an unserer Anstalt soll ein wesentlich biblischer sein", so lesen wir im Programm der Schule von 1876.

*) St. Chrischona und seit 1886 das Johanneum.

„Als Hauptfächer sind diejenigen zu betrachten, welche wir mit dem Namen des unmittelbaren Schriftstudiums bezeichnen können; also Erforschung, gewissenhafte, herzliche und verständige Aneignung und Verarbeitung des Schriftinhaltes."

Am 12. März 1880 sandte Eduard Riggenbach sein Bittgesuch um Aufnahme in die Predigerschule an Pfarrer Arnold ab. Er schloß dasselbe mit folgenden Worten: „Ich möchte mir nun gerne einige theologische Kenntnisse erwerben, um einst für meinen Herrn und Heiland arbeiten zu können. Ich bin mir wohl bewußt, daß ich schwach und elend bin; aber ich weiß auch gewiß, daß Christus in den Schwachen mächtig ist, und hierauf gestützt, erbitte ich mir die Aufnahme in die Predigerschule als Hospitant."

Aus diesem Schlußsatz ergibt sich für den, der die Verhältnisse kennt, mit aller Deutlichkeit, daß es Pfarrer Arnold recht fraglich war, ob der blinde junge Mann das Lehrziel der Schule erreichen könne, und daß er ihm deshalb in einer der Meldung vorangehenden Unterredung nahe gelegt hat, zunächst nur um Aufnahme als Gast nachzusuchen.

Am 16. April 1880 trat Eduard Riggenbach in die Predigerschule ein. Drei Wochen vorher hatten die ersten Schüler ihre vierjährige Bildungszeit abgeschlossen und waren auf ihre Arbeitsfelder hinausgezogen. Alle vier fanden in der Schweiz Anstellung. Pfarrer Arnold und seine Mitarbeiter begannen das neue Schuljahr mit getroster Zuversicht. Die Zahl der Lehrer war in den vier Jahren seit Gründung der Schule auf sechs gestiegen. Die Seele der Schule war Pfarrer Arnold. Mit Recht schrieb Johannes v. Hüene nach fünfundzwanzig Jahren: „Du warst Herz und Haupt in der Schule; in Dir w u r d e die Schule." Wilhelm Arnold ist am 4. November 1838 in Pforzheim geboren, stammte aber aus einem schwäbischen Geschlecht. In Basel, Tübingen, Halle und Heidelberg studierte er Theologie. Den nachhaltigsten Einfluß auf sein persönliches, wissenschaftliches und berufliches Leben gewann Professor Tobias Beck, der bekannte Bibeltheologe in Tübingen. Als Arnold eine Probepredigt in Heiden halten

sollte, reiste er zwar dahin, konnte sich aber nicht entschließen, die Predigt zu halten, weil er nicht sicher war, ob dies dem Glauben gemäß sei. Das ist charakteristisch für die Zartheit seines inneren Lebens. Arnold, eines Hauptes länger denn alles Volk, war eine geborene Führernatur. Damit verband er aber ein großes Wohlwollen. Mancher deutsche Jüngling, der mit zagendem Herzen die Rheinbrücke überschritt, atmete bei der ersten Unterredung mit Pfarrer Arnold erleichtert auf. Den Schülern brachte er ein großes Vertrauen entgegen; jeder konnte sich nach seiner Freiheit entwickeln; von einem geistigen oder geistlichen Druck war keine Rede. Und doch hat er auf das geistige und geistliche Leben seiner Schüler den allerstärksten Einfluß gehabt. Am 26. Juli 1880 schrieb Eduard Riggenbach an seine Mutter: „Gestern morgen ging ich in die St. Albankirche zur Frühpredigt, da Herr Pfarrer Arnold dieselbe hielt. Die Predigt war ausgezeichnet und seiner würdig. Rhetorischen Schmuck hatte sie nicht, auch keine Einteilung; aber sie war überaus frisch und tief gegründet in Gottes Wort und der Erfahrung, und deshalb zum Herzen sprechend." — Als ersten Mitarbeiter gewann Pfarrer Arnold Herrn Johannes v. Hüene, einen deutsch-baltischen Edelmann. Was er für den Direktor und die Schule war, ersehen wir am besten aus den Worten, die Arnold im Rückblick auf das Leben und Wirken dieses seltenen Mannes schrieb: „Wir verdanken ihm unendlich viel. Er war ein allseitig geschulter, feinsinniger, wissenschaftlich urteilsfähiger Schriftforscher, tiefgrabend und edles Gold emporholend. Er arbeitete unermüdlich, oft auch die Nachtruhe opfernd und so vielleicht nicht genügend seine Gesundheit schonend. Nie war ihm gut genug, was er fand und gab, immer wieder ging er den Quellen nach und goß um und erneuerte das früher Gewonnene. Er war durch konsequenten Gehorsam gegen das göttliche Licht und Wort ein ungewöhnlich weiser Mann geworden, dessen Rat uns von höchstem Gewicht war. Gewicht hatte überhaupt alles, was dieser schweigsame Mann sprach oder schrieb. Je zurückhaltender er war, je weniger leicht fließend seine Rede, um so

sicherer konnte man sein, daß das dann doch gesprochene Wort mit dem gereiftesten geistlichen Verstand überlegt war. Sein persönlicher Ernst war sehr groß, für manche Gutmeinende schien er zuerst zu groß und schwer; wer sich aber dadurch nicht abschrecken, sondern gewinnen ließ, wer diese große, starke, zarte Liebe erfahren durfte, der lernte auch diesen Ernst lieben und spürte die Atmosphäre des Meisters, in welcher dieser Jünger lebte. Johannes hieß er und an Johannes konnte er in gewissem Sinn erinnern, nach der Seite der tiefen Liebe, aber auch nach der Seite des gewaltigen Ernstes und der unbeugsamen Kraft in der Scheidung des Falschen vom Echten. Eigentümlich gepaart war in ihm die sanfte Milde und ein lebhafter Feuergeist. Seine ganze Kraft und seine Liebe, seinen Geist und sein Herz hat er unserer Schule und persönlich den Schülern geschenkt; ebenso auch den Kollegen. Jeder von uns wird wohl denken, dieser sei der priesterlichste Mann unter uns gewesen; für jeden war er bereit, sich hinzugeben, am meisten denen, die es am meisten bedurften. Man konnte kaum denken, daß jemand freier sei als er von jedem Suchen persönlichen Vorteils oder eigener Ehre. Man halte es zu gut, wenn die Worte zu groß scheinen; es ist weniges von dem, dessen das Herz voll ist." — Der dritte Lehrer, Pfarrer Karl Sarasin, war der Sohn des Basler Staatsmanns, Fabrikanten und eifrigen Förderers christlicher Bestrebungen, des Ratsherrn Karl Sarasin. Pfarrer Sarasin saß einst gleich Arnold und v. Hüene zu den Füßen des Tübinger Professors Beck. Auch auf ihn machte die geistesmächtige Persönlichkeit Becks einen tiefen Eindruck. Im Jahre 1878 übernahm er den Lehrauftrag für Neues Testament und praktische Theologie an der Predigerschule. „Damit kam er", schreibt Eduard Riggenbach im Kirchenfreund 1917, „an einen Posten, für den er in hervorragender Weise geeignet war. Durch seine feinsinnige, stets auf das Wesentliche gerichtete Auslegung verstand er es, seinen Schülern die Heilige Schrift lieb zu machen und sie in die Grundgedanken der neutestamentlichen Bücher einzuführen. Es lag eine wundervolle Weihe auf seinem Unterricht, wenn er etwa seinen

Zuhörern das Bild Jesu nach den vier Evangelien vor die Augen malte oder ihnen die letzten Gründe der Heilsgewißheit eines Paulus aus dessen Briefen aufzeigte. Klarheit und Tiefe waren hier in anziehendster Weise gepaart. Nicht minder wertvoll war seine Einführung in die praktische Theologie. Seine geheiligte Persönlichkeit und seine Erfahrung in Predigt und Seelsorge kamen hier vollends zur Geltung." Der frühere Predigerschüler Niklaus Bolt, der Verfasser des „Svizzero", widmete dem verehrten Lehrer folgenden Nachruf:

„Wie hätte Liebe es gewagt, den Schlafenden zu wecken?
Und leiser noch tritt sie an seine große Ruh.
Dich, ausgereifter Pilger, floh des Todes Schrecken,
Im stillen Frieden deines Glaubens gingest du,
Und jedes Führerwort, das du uns einst gegeben,
Trinkt aus dem Lichtglanz deines Todes neues Leben."

Als Lehrer für systematische Theologie und griechische Sprache wurde im Frühjahr 1878 Hermann Gutscher, ein württembergischer Kandidat der Theologie, berufen, der gleichfalls ein begeisterter Schüler Becks war. Hermann Gutscher besaß mystische Neigungen. Während der einundzwanzig Jahre seines Basler Lehramts hat er nur ein- oder zweimal die Kanzel bestiegen. Seine Vorlesungen über die Ethik begann er mit folgenden charakteristischen Sätzen: „Jede wahre Theologie ergreift die Person des Menschen, — nicht nur den Kopf des Menschen, sondern seine Person, nicht den Menschen als studierenden nur, sondern eben als Menschen, nicht den Menschen nach einer Einzeltätigkeit, sondern als ganzen Menschen, nicht nach einer peripherischen Funktion, sondern eben in seinem Zentrum, um davon aus in gesetzmäßiger Allmählichkeit auch die Peripherie zu ergreifen. Das tut die wahre Theologie, weil die Schrift es auch tut. Die wahre Theologie geht und führt von der Oberfläche, von dem Außentreiben auf den Grund. Die Menschen sind veräußerlicht und oberflächlich;

was auf den Grund führt, lieben sie nicht. Darum findet man auch in der Theologie und bei den Theologen so oft Veräußerlichung." Gutscher wurde je länger, desto mehr zu einer durchgeistigten Persönlichkeit. In den Jahren vor seinem allzufrühen Heimgang lag auf seinem Angesicht die Verklärung. — Auf Professor Becks Rat wurde im Jahre 1878 ein dreißigjähriger Schwede, cand. theol. Torelius ins Lehrerkollegium berufen. Er bereitete sich in Tübingen auf die akademische Tätigkeit vor und war bereits als theologischer Professor für Upsala in Aussicht genommen. Aus inneren Gründen aber verzichtete er auf diese glänzende Laufbahn und folgte dem Ruf nach Basel, um an der einfachen Predigerschule alttestamentliche Theologie und alte Sprachen zu lehren. — Der Unterricht in der hebräischen Sprache und in der Philosophie wurde Dr. Fr. Heman, dem Hausvater am Proselytenhaus, übertragen. Er verstand es, seine Schüler tüchtig in Zucht zu nehmen und ihnen gediegene Kenntnisse zu übermitteln. — Die Lehrer ergänzten sich gegenseitig in geradezu wunderbarer Weise. Im Lehrerkollegium herrschte trotz der großen Verschiedenheit dieser Männer völlige Harmonie. Das Bindemittel war nicht die Beck'sche Theologie, wie viele meinten, sondern die gemeinsame Beugung unter die Autorität der Heiligen Schrift und der lebendige Glaube an den Herrn Jesus Christus. So oft auch Sorgen und Fragen in dieser Anfangszeit auf die Lehrerschaft und namentlich auf den Vorsteher einstürmen mochten, so hoffnungsvoll sah man im Vertrauen auf Gottes Leitung und Führung der Zukunft entgegen. „Über allem lag die Freude und der Duft des neuen Werkes." Die Schule stand in ihrer Blüte.

Mit Eduard Riggenbach traten am 16. April 1880 noch fünf junge Männer in die Evangelische Predigerschule ein: ein Aargauer, zwei Württemberger, ein Bayer und ein Armenier. Jeder brachte seine persönlichen, nationalen und religiös-kirchlichen Besonderheiten mit. Riggenbach trug durchaus das Gepräge des schweizerisch-alemannischen Volksstamms: Nüchternheit, Unabhängigkeit, Sittenstrenge und starke

Aktivität. Die Seelenkräfte des Denkens, Fühlens und Wollens waren bei ihm in seltener Ebenmäßigkeit angelegt und ausgeglichen. Immerhin ragte der scharfe Verstand und das klare Urteilsvermögen erkennbar hervor. Wenn andere sein außerordentlich zuverlässiges Gedächtnis rühmten, so wollte er das nicht gelten lassen, sondern meinte, er habe nur sein Gedächtnis gut diszipliniert. Infolge seines durch die ernsten Erlebnisse früh gereiften Charakters und seiner überragenden Begabung nahm er unter seinen Mitschülern bald eine führende Stellung ein. Mit ungewöhnlichem Fleiß gab er sich den Studien hin. Sogar die Minuten zwischen den Lehrstunden kaufte er aus, um sich Vokabeln und Regeln einzuprägen oder sich sonstwie auf das, was der Unterricht bringen sollte, vorzubereiten. Daß er in den griechischen Stunden (Latein hatte er schon im Gymnasium gelernt) mitkommen, ja bald an der Spitze marschieren konnte, war allen ein halbes Wunder. Das Leben Jesu, das von Torelius vorgetragen wurde, erweckte sein volles Interesse. Auch bei den Biblischen Altertümern (Gutscher) arbeitete er mit regem Eifer mit. Für Hemans Logik lieferte er immer wieder die besten Beispiele. Den allerstärksten Eindruck aber machte auf ihn wie auf sämtliche Predigerschüler die Auslegung der geschichtlichen Bücher des Alten Testaments durch Pfarrer Arnold. Es war für den Lehrer keine kleine methodische Aufgabe, den so verschieden vorgebildeten Schülern gerecht zu werden. Darüber wurde sich Arnold bald völlig klar. Schon in den ersten Monaten seiner Lehrtätigkeit schrieb er an seinen Bruder in Barmen: „Noch immer glaube ich, es lasse sich die Schriftauslegung so behandeln, daß die so verschieden Vorbereiteten *zugleich* Stoff, Nahrung und Verständnis haben können. Aber die Aufgabe des Vortragenden ist dadurch erschwert und erhöht, nicht vermindert; ich wäre oft mit der Vorbereitung viel schneller am Ziel, wenn ich mich in gelehrten Ausdrücken bewegen dürfte. Aber nicht nur die möglichste Weglassung solcher ist Pflicht, sondern auch sonst Verständlichkeit ohne Plattheit, so daß doch immer reicher Stoff fürs Nachdenken auch der Geförderten vorliegt. Je größer die

Aufgabe wird, je mehr ich auch von meiner relativen Untüchtigkeit mich überzeuge, desto mehr wächst dennoch mein Glaube an die Möglichkeit der Ausführung." Arnold hat diese methodischen Schwierigkeiten bei seinem angeborenen Lehrgeschick verhältnismäßig leicht überwunden. Es gelang ihm, die Glaubensgestalten des Alten Bundes, einen Abraham, Isaak, Jakob, David, seinen Schülern so anschaulich vor das geistige Auge zu malen und sie so lebensvoll in die Gegenwart hereinzustellen, daß alle, die zu seinen Füßen saßen, reichen und bleibenden Gewinn davontrugen.

Im zweiten Jahr (1881/82) nahm Riggenbach nur an den Stunden in der Kirchengeschichte und im Griechischen teil, um auch das Hebräische noch nachzuholen. Einer seiner Freunde aus der Predigerschule, J. Millard, wurde für den Privatunterricht gewonnen. Ehe dieser mit seinen Stunden begann, ging er zu Professor Heman, der an der Predigerschule einen vorzüglichen Unterricht in der hebräischen Sprache gab, und bat ihn um seinen Rat. Professor Heman war der festen Überzeugung, daß Eduard Riggenbach trotz seiner ausgezeichneten Begabung das Hebräische nicht lernen könne, meinte aber doch zum Schluß: „Machen Sie einmal einen Versuch; schon die energische Anspannung der Kräfte ist für den blinden jungen Mann etwas wert. Er wird dann bald sehen, daß die Schwierigkeiten zu groß sind; einen Erfolg können Sie nicht in Aussicht nehmen." Aber Riggenbachs Energie überwand alle Hindernisse. J. Millard schrieb ihm die hebräischen Buchstaben und die übrigen Schriftzeichen in großem Format fühlbar auf den Rücken, damit er wenigstens eine Vorstellung von der hebräischen Druckschrift bekomme. Auch Fräulein Pfisterer, die in den Stunden anwesend war, wurde mit den hebräischen Schriftzeichen bekannt gemacht, damit sie ihm des Abends beim Wörterlernen und bei der sonstigen Vorbereitung wenigstens vorbuchstabieren könne. Auf diesem mühsamen Wege ging es vorwärts, so vorwärts, daß Eduard Riggenbach im Frühjahr 1882 in der hebräischen Lektüre mit seiner Klasse fortschreiten konnte und bald einer der besten Hebräer

in der Predigerschule war. — In seinem dritten, vierten und fünften Studienjahr nahm Eduard Riggenbach als regelmäßiger Schüler am Unterricht teil. Torelius führte in die Gedankenwelt der Propheten Israels ein. Von Herrn v. Hüene konnte man beim Studium der Kirchengeschichte und bei der Exegese der paulinischen Briefe lernen, was wissenschaftliche Akribie ist. Gutscher gewöhnte seine Schüler an systematisches Denken. Aber überall galt der Grundsatz: Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir. Das kam allerdings bei den praktischen Fächern besonders zur Geltung. Pfarrer Arnold hat in seinem Hebräerbrief und namentlich in seiner Pastoraltheologie die charakteristischen Richtlinien für Berufsauffassung und Berufsführung gegeben, und Pfarrer Sarasin lehrte in seiner feinsinnigen Art, wie man am Wort in Predigt und Seelsorge dienen soll. Wie angelegentlich hat er jeden einzelnen Schüler auf seine erste Predigt vorbereitet! Wie zart und fruchtbringend war seine Kritik! Wenn man von Professor Schlatter erzählt, er habe seine Tübinger Studenten gelehrt, das Neue Testament zu lesen, so können die Predigerschüler sagen: wir haben bei unsern Lehrern gelernt, das Wort Gottes zu lesen, zu verstehen und anzuwenden, nicht Meister der Schrift, sondern folgsame Schüler derselben zu werden. In dieser Schule ist Riggenbach für seinen Beruf als Lehrer, als Prediger und Seelsorger vorbereitet worden. Diese Schule machte ihn zu dem Mann der Wissenschaft und zum gesegneten Diener für die Gemeinde des Herrn.

Bedeutungsvoll für seine äußere und innere Entwicklung war aber auch der Verkehr mit seinen Mitschülern. Die Erblindung brachte ja für ihn eine gewisse Vereinsamung und Abgeschlossenheit. So wirkte es äußerst wohltätig auf sein Gemüt und sein ganzes Geistesleben, daß er mit seinen Kommilitonen in eine geistige Fühlung kommen konnte. Sein Vater und seine Mutter erkannten auch bald, welchen Wert die Freundschaft der Studiengenossen für ihren Sohn habe. Jeder Besuch wurde daher von den Eltern willkommen geheißen. Nicht selten wurde eine größere Zahl der Predigerschüler in die Wallstraße

zu Tisch geladen. Das waren immer recht gemütliche Abende. Der Herr des Hauses schien den Gothaischen genealogischen Hofkalender zu einem guten Teil auswendig zu wissen und konnte aus den deutschen Fürstenhäusern allerlei berichten. Besonders gerne aber erzählte er von seinen Reisen nach England, wo er einst herrliche, fruchtbringende Jahre verlebt hatte. Doch kam es oft auch zu recht ernsten Gesprächen. Konnte man zu Weihnachten wegen zu großer Entfernung nicht in die Heimat reisen, so wurde man sicher von Riggenbachs Eltern zu einem fröhlichen Abend eingeladen, an dem es auch ein Glas Hypokras*) gab. Hypokras? Ja, das war ein Basler Spezifikum. Jede echte Basler Familie hatte ihr eigenes Rezept, und Herr Albert Riggenbach war stolz darauf, den Wein mit allerlei Gewürzen so zu mischen, daß er eben den besten Hypokras hatte. Von der Abstinenz wollte man damals in Basel noch nicht viel wissen. Auch eine Tante von Eduard Riggenbach, die edle Frau von Speyr-Iselin, machte ihrem Neffen dann und wann die Freude, einige seiner Freunde zu einem gemütlichen Abendessen einzuladen. So fühlten sich auch die Fremden in Basel wohl, und viele von denen, die heute über drei Weltteile zerstreut sind, denken jetzt noch in ihren alten Tagen dankbar an jene Stunden im Hause Riggenbach-Iselin und von Speyr-Iselin zurück.

So gerne Eduard Riggenbach den Verkehr mit seinen Mitschülern pflegte, so konnte er sich doch nicht entschließen, dem am 15. Juni 1878 ins Leben gerufenen Verein der Predigerschüler, Albania genannt, beizutreten. Die Albania wollte die Mitglieder durch allerlei Vorträge fördern und der Geselligkeit dienen. Bei den Zusammenkünften wurde aber tüchtig geraucht, und schon dieser Umstand machte für Riggenbach seiner Augenentzündungen wegen die Teilnahme unmöglich. Aber auch seine damalige innere Einstellung verbot ihm wohl, alles mitzumachen, was in der Albania vor sich ging. Gerne fand er sich

*) Die Herkunft dieses Ausdrucks ist unsicher; vielleicht stammt er von dem griechischen Wort hypokerannymi (daruntermischen) her, das aber aus der klassischen Literatur nicht zu belegen ist.

aber ab und zu als Gast ein und nahm dann fröhlich an allem teil. Dann und wann hielt er auch einen Vortrag, den ersten im Sommersemester 1880, über Alchimie. Den Freunden aus der Jugendzeit bewahrte er die Treue bis ins hohe Alter, ja bis zum letzten Atemzug. Oft hat er es ausgesprochen, wie ihm der Umgang mit den Mitschülern wohlgetan und wieviel dieser Verkehr zu seiner Förderung nach allen Seiten beigetragen habe.

Viel empfangen hat Eduard Riggenbach von der Predigerschule, aber auch durch den persönlichen Verkehr mit den Lehrern. An ihnen hatten ja alle Schüler wertvolle Vorbilder. Und wie viel dies zur Förderung in jeder Hinsicht beigetragen hat, kam den meisten erst später zum Bewußtsein. An Pfarrer Arnold hatte Eduard Riggenbach durch die ganze Schulzeit hindurch einen weisen Ratgeber und verständnisvollen Seelsorger. Herr v. Hüene und Pfarrer Sarasin brachten dem blinden jungen Mann viel Liebe entgegen und schenkten ihm bald ihre volle Freundschaft. Der Verkehr mit diesen geistig bedeutenden Männern, an denen er hoch hinaufsah, wirkte sehr günstig auf sein Gemüt und bereicherte sein geistiges und geistliches Leben. Es ist für jeden Menschen ein großes Glück, wenn er in der Jugend mit edlen Männern zusammengeführt wird, an deren Vorbild er sich emporranken kann. Auf Eduard Riggenbach wirkten Umgang und Vorbild der Lehrer lebenweckend wie die Sonne in Frühlingstagen.

Bei den Zusammenkünften der früheren Predigerschüler kommt immer wieder deutlich zum Ausdruck, mit welch dankbarer Freude sie auf ihre Studienzeit in Basel zurückblicken. Freilich mußte tüchtig gearbeitet werden. Die Bewältigung der Aufgaben stellte Anforderungen, denen auch ein frischer, kerngesunder junger Mann kaum genügen konnte. Wenn man nun bedenkt, daß Eduard Riggenbach in diesen Jahren gesundheitlich unter schwerem Druck stand und durch den Mangel des Augenlichts in seiner Arbeit außerordentlich gehemmt war, so muß man nur staunen, wie er dies alles bewältigen konnte. Aber seine Energie kannte keine Hindernisse, die nicht zu

überwinden gewesen wären. Immerhin kam ihm während dieser strengen Arbeitszeit erneut zum Bewußtsein, welch leichteren Weg er hätte, wenn er wie andere sehend wäre. Das gab ernste innere Kämpfe. Der Glaube mußte sich noch einmal durch das Dunkel durchringen. Mit Gottes Hilfe kam Riggenbach zum Licht und zum Sieg. Das ersehen wir aus dem Gedicht, das er zum Christfest 1884 schrieb, und das niemand ohne tiefe Bewegung wird lesen können:

Des Blinden Weihnachtslied.

Seht doch den schönen Weihnachtsbaum!
So tönt's heut überall,
Und Freude bringt in manches Herz
Der bunten Lichtlein Strahl.

Der schwache Greis, er denkt zurück
An seiner Kindheit Traum;
Und wonnevoll durchzieht's sein Herz
Beim schönen Weihnachtsbaum.

Der Kranke auch lebt heute auf,
Vom Lichterglanz erfreut;
Und tröstend leuchtet in sein Herz
Die Hoffnung bessrer Zeit.

Und wo sonst Schmerz und Trauer weilt,
Im Hüttchen, arm und klein,
Da muß beim Licht des Weihnachtsbaums
Die Freude ziehen ein.

Doch ach! wie kehret Traurigkeit
So oft gar schnell zurück,
Und mit dem Weihnachtsbaum erlischt
Gar oft das Weihnachtsglück.

Mir leucht't er nicht, der Wunderbaum,
Mit seiner Lichter Glanz;
Und doch erfüllet Freude heut
Mein Herz so voll und ganz.

Mein Auge hat ein Licht geschaut,
So wunderbar, so rein,
Daß jedes andere Licht erblaßt
Vor seinem hellen Schein.

Wie vor der Sonne Strahlenglanz
Der Sterne Licht erbleicht,
Gleich wie des Mondes Silberschein
Dem Gold der Sonne weicht:

So kann vor dir, o Gottessohn,
Kein andres Licht bestehn,
Und sehnsuchtsvoll verlangt nach dir,
Wer deinen Glanz gesehn.

Ja, wahrlich, du, Herr Jesu Christ,
Du bist das Licht der Welt,
Das alle Finsternis vertreibt,
Das jede Nacht erhellt.

Du bist's, der auch in Dunkelheit
Mich froh und fröhlich macht,
So daß vor deinem Freudenlicht
Zum Tag schon wird die Nacht.

Bis einstmals du erscheinen wirst
In deiner Herrlichkeit;
Und dann verklärt in Kraft ersteht
Der Leib der Niedrigkeit.

Auch noch ein andrer Kampf mußte in diesen Jahren ausgekämpft werden. Und er führte gleichfalls zum Sieg. In seinem Bittgesuch um Aufnahme in die Predigerschule schreibt Riggenbach: „Noch muß ich sagen, daß ich mich gerne der hiesigen Baptistengemeinde angeschlossen hätte; aber zu meinem großen Bedauern bin ich bisher durch das Verbot meines lieben Vaters davon zurückgehalten worden." Diese Neigung zum Baptismus, die bei Eduard Riggenbach schon während seines zweiten Aufenthalts in der Villa Seckendorff sich zeigte, fand durch mancherlei Erlebnisse Förderung und Stärkung. Im Jahre 1879 wurde die große Allianzversammlung in Basel abgehalten, die auf das religiöse Leben einen starken Einfluß ausübte. Auch die von Pfarrer Stockmayer und Inspektor Rappard geleiteten Evangelisationsversammlungen zu Anfang der achtziger Jahre bewirkten eine Erhöhung der Temperatur des religiösen Lebens in der Rheinstadt. Blieb auch Eduard Riggenbach durchaus nüchtern, so wurde doch die Frage brennender, ob er nicht trotz des Verbots seines Vaters sich der Baptistengemeinde anschließen solle. In der Predigerschule wurde seine Überzeugung von der Notwendigkeit der Glaubenstaufe unter dem Einfluß dessen, was Professor Beck über das biblische Gemeindebild, sowie über Taufe und Abendmahl geschrieben hat, noch vertieft. Die beiden Predigerschüler Millard und Hofer, mit denen er besonders befreundet war, gehörten schon von den Eltern her der Baptistengemeinde an. Wenn ihn diese beiden Freunde auch nicht beeinflussen wollten, so bekam doch schon durch ihre bloße Anwesenheit die Frage immer neue Nahrung. Als auch Männer, die er hochachtete, in Zweifel über die Vollwertigkeit ihrer Taufe gerieten und sich zur Wiedertaufe entschlossen, wurde die Sache immer ernster. Schließlich erschien ihm eben doch die Glaubenstaufe als Konsequenz des Glaubensgehorsams. So ließ er sich am 15. Oktober 1882 im Gemeindesaal der Baptisten zu Mülhausen durch Prediger Mattes taufen. Schon vorher hatte er mit seinem Freund Millard im Saal der Baptisten zu Basel eine Sonntagschule eröffnet, die bald sehr stark

besucht wurde, und an der er sich mit ganzer Freude und Hingabe als Lehrer betätigte. Er diente in diesem Saal am Müllerweg auch fleißig mit dem Wort in den Versammlungen. Die erste Ansprache hielt er am 20. Juni 1880. Schon damals trat seine hervorragende Begabung für die in die Tiefe führende und doch auch für einfache Leute verständliche religiöse Rede zutage.

Man kann nicht leugnen, daß die Teilnahme am Gemeinschaftsleben der baptistischen Gemeinde für die Entwicklung Riggenbachs sehr bedeutsam wurde und ihm manchen inneren Gewinn brachte. Er lernte dabei den hohen Wert christlicher Gemeinschaft schätzen, sah aber auch die Schattenseite solch abgeschlossener, auf sich selbst zurückgezogener Kreise. Der weiter und tiefer führende Unterricht in der Predigerschule brachte ihm dann die innere Befreiung und zeigte ihm die großen Aufgaben der Volkskirche. So löste er sich im Jahre 1885 wieder von der Baptistengemeinde und kehrte in die Landeskirche zurück. Natürlich machte er damit seinem Vater, der sich einst mit dem Übertritt zum Baptismus abgefunden hatte, eine große Freude. Der Rücktritt in die Landeskirche konnte ohne alle Förmlichkeit geschehen, da Eduard Riggenbach nie aus der Kirche ausgetreten war. Ganz so wie sein Freund Hugo Schiefer, der Missionsinspektor in Neukirchen, ist er später ein lebhafter Verteidiger der Kindertaufe geworden. Der Ertrag dieser Wegstrecke durch den Baptismus kann für Eduard Riggenbach wohl so zusammengefaßt werden: Er gewann dadurch eine große Klarheit, Sicherheit und Festigkeit in den Fragen des inneren Lebens und ein liebevolles Verständnis für die sittlich religiösen Anschauungen andersgerichteter Jünger des Herrn. Auch bekam er dadurch ein volles Verständnis für die Aufgaben und die Bedeutung der Volkskirche, was für seine spätere Arbeit von großer Wichtigkeit wurde.

Trotz der ernsten, Kopf und Herz in gleicher Weise in Anspruch nehmenden Kämpfe setzte Eduard Riggenbach seine ganze Kraft für das Studium in der Predigerschule ein. Das zeigte sich in allen

seinen Leistungen während der Studienzeit, trat aber namentlich in der Prüfung zutage, die im März 1885 abgehalten wurde. Schriftliche Arbeiten waren zu fertigen über die beiden Themata: 1. Paulus als Evangelist; 2. Paulus als Hirte seiner Gemeinden. Als Text für die Predigt wurde gegeben: Jer. 31, 31—34. Mündlich wurde geprüft: durch Herrn von Hüene in der Kirchengeschichte (Reformation in der deutschen Schweiz); durch Torelius im Alten Testament (Eigentümlichkeiten von Jesaja 40—66); durch Gutscher in der Dogmatik (Jesu Ähnlichkeit mit den sündigen Menschen). Das Resultat war in allen Fächern vorzüglich und übertraf weit die Erwartungen, die man beim Eintritt des jungen Mannes in die Schule hegte.

Das Bestehen der theologischen Prüfung an der Evangelischen Predigerschule gewährte keinerlei Berechtigung zur Anstellung in einer Landeskirche, weder in der Schweiz noch in Deutschland. Die Predigerschüler haben ihre Arbeitsfelder vielfach in Nordamerika oder Brasilien, zum Teil auch in den deutschen Gemeinden der französischen Schweiz oder in freien Gemeinschaften diesseits und jenseits des Ozeans gefunden. Manche haben auch ihre Studien auf der Universität weitergeführt und sich die Berechtigung zur Anstellung in ihrer heimatlichen Kirche erworben.

Welchen Weg sollte nun Eduard Riggenbach einschlagen? Diese Frage war nicht leicht zu beantworten. Am 6. Mai 1885 reichte er dem Basler Kirchenrat ein Bittgesuch ein, in welchem er um Aufnahme in das dortige Ministerium*), bzw. um Zulassung zu einem kantonalen Basler Examen bat. Das Gesuch wurde durch den Hinweis auf seine Blindheit begründet, die es ihm kaum ermögliche, sich der Konkordatsprüfung**) zu unterziehen; überdies handle es sich bei dem Bittsteller nicht um die Übernahme eines Pfarramts an einer

*) Die Gesamtheit der offiziell anerkannten Geistlichen.

**) Die Konkordatskantone Zürich, Aargau, Appenzell a. Rh., Thurgau, Glarus, Schaffhausen, St. Gallen, Basel-Stadt und Basel-Land haben eine gemeinsame Prüfungsbehörde eingesetzt, der die Prüfung der Predigtamtskandidaten zusteht.

Gemeinde, sondern nur um die Möglichkeit einer aushilfsweisen Tätigkeit. Nach langem Warten erhielt Riggenbach am 24. September den Bescheid, daß man nach eingehender Beratung beschlossen habe, den Bittsteller zwar zu einem Examen zuzulassen, ihn aber, falls er dasselbe bestehe, gleichwohl nicht ins Ministerium aufzunehmen, sondern ihm nur die Erlaubnis zu erteilen, Predigten und Christenlehren zu halten. Durch diesen Beschluß, der von den reformerisch gesinnten Mitgliedern des Kirchenrats durchgesetzt wurde, wollte man verhüten, daß für andere Predigerschüler ein Vorgang geschaffen würde, der ihnen den Weg in den Kirchendienst öffnen könnte. Nachdem weitere fünf Wochen verstrichen waren, wurde am 28. Oktober im Rektoratszimmer der Universität das Examen abgehalten. Anwesend waren außer den Examinatoren die Pfarrer Miville und Wirth als Mitglieder des Kirchenrats. Ein Freund Riggenbachs, Ernst Hofer, durfte ihm die griechischen und hebräischen Texte vorlesen. Antistes Stockmeyer prüfte im Neuen Testament, Professor R. Stähelin in Kirchen- und Dogmengeschichte, Professor Joh. Riggenbach in der Dogmatik, Professor Smend im Alten Testament, Professor P. W. Schmidt in der Ethik. Den Schluß machte Antistes Stockmeyer mit der praktischen Theologie. Am 12. November hatte Riggenbach im Chor der St. Peterskirche eine Probepredigt über 1. Tim. 4, 16 zu halten. Der Gottesdienst wurde im Kirchenzettel nicht angekündigt, damit, wie Antistes Stockmeyer meinte, nur solche daran teilnehmen möchten, die aus wirklichem Interesse und nicht bloß aus Neugier kämen. Trotzdem waren manche Verwandte und Bekannte, die Lehrer der Predigerschule, eine ziemlich große Zahl von Studenten und Predigerschülern, die meisten Mitglieder des Kirchenrats und einige der Examinatoren zugegen. Einer dieser Augenzeugen schrieb nach Jahren über dieses Erlebnis: „Noch sehe ich ihn, als ob's gestern gewesen wäre, wie er mit festem Schritt zur Kanzel ging, die Liturgie in der Hand, die er natürlich auswendig konnte, und dann sprach er so sicher und kraftvoll zu der kleinen Gemeinde." Nach der

Predigt begann der alte Professor Joh. Riggenbach sein Kolleg mit den Worten: „Meine Herren, ich wünsche nur, daß Sie bei Ihrer Prüfung auch eine solch vorzügliche Predigt halten, wie ich eben eine gehört habe.“ Eduard Riggenbach aber schreibt von diesen Tagen: „In der Zeit vor der Predigt litt ich viel an heftigen Augenentzündungen; allein durch Gottes Gnade war ich an jenem Donnerstag völlig wohl, so daß ich ohne jegliche Hemmung reden konnte. Freilich war ich bei der Ausarbeitung und bei dem Halten dieser Predigt, wie bei allen meinen früheren, aufs tiefste von der Erkenntnis durchdrungen, daß alles Gelingen ganz und gar von Gottes Gnade abhänge, und diese Erkenntnis hat mich angetrieben, mit Bitten und Flehen bei dem Hilfe zu suchen, dessen Kraft in den Schwachen mächtig ist. Er hat mir auch immer so viel Stärkung geschenkt, daß ich — an mir selbst verzagend — doch im Glauben getrost reden konnte.“

Nach dem mündlichen Examen am 28. Oktober ging Eduard Riggenbach etwas niedergeschlagen nach Hause, weil er nach seiner Meinung einige Fragen nicht ganz richtig beantwortet habe. Die Prüfungskommission aber kam zu einem andern Urteil; sie fand die Leistungen im Neuen Testament, in Kirchen- und Dogmengeschichte, in der Dogmatik und in der praktischen Theologie ganz vorzüglich, nur im Alten Testament und in der Ethik minder vorzüglich. Infolgedessen beschloß der Kirchenrat einstimmig, Riggenbach nun doch in das Ministerium aufzunehmen, jedoch mit der Beschränkung, daß er für das eigentliche Pfarramt seiner Blindheit wegen nicht wählbar sein solle. Die Reformer hatten also ihre frühere heftige Opposition völlig aufgegeben. Ja, Professor P. W. Schmidt beantragte sogar die Streichung der genannten Beschränkung. „Ich bin recht froh über diesen glücklichen Ausgang“, schreibt Eduard Riggenbach, „denn es hätte mir sehr leid getan, wenn das erste Zusammentreffen eines Predigerschülers mit den offiziellen kirchlichen Behörden der hiesigen Stadt ein ungünstiges Urteil über die Predigerschule veranlaßt hätte“, und fährt dann fort: „Für alles aber, was mir gelungen ist, gebührt die

Ehre einzig und allein dem Herrn, der mich wunderbar geführt und sich auch jetzt wieder als ein treuer Helfer erwiesen hat. Ihm will ich für alles von ganzem Herzen danken, nicht minder aber auch allen denen, welche während dieser ganzen Zeit in fürbittender Liebe für mich eingetreten sind." Im Ordinationszeugnis vom 25. November 1885, das von Antistes Stockmeyer und Pfarrer La Roche unterzeichnet ist, wird gesagt, daß Eduard Riggenbach unter die Kandidaten des Ministeriums von Basel-Stadt aufgenommen worden sei in dem Sinne, daß damit die Wählbarkeit zu einem Pfarramt nicht ausgesprochen sei, wohl aber die Ermächtigung zu aushelfender Tätigkeit, worunter hauptsächlich Predigt und Katechese verstanden sein soll.

Zu einer solchen Tätigkeit gab's damals reichlich Gelegenheit. Überall in der reformierten Kirche der deutschen Schweiz, namentlich aber im Kanton Basel-Land, herrschte starker Pfarrermangel. Nicht selten wanderte Riggenbach mit einem Freund am Samstagabend oder am Sonntagmorgen nach Gelterkinden oder Ormalingen, nach Rothenfluh oder Oltingen. Und man hörte ihn überall gern, verstand er es doch schon damals, die großen Gottesgedanken auch dem einfachen Mann aus dem Volke verständlich zu machen. Besonders gerne wohnte der Begleiter seinen Katechesen an, die er, wie üblich, in der Basler Mundart hielt. Natürlich erregte der blinde junge Pfarrer schon von vornherein die Aufmerksamkeit der Jugend. Noch mehr aber wurden die Kinder gefesselt durch das lebendige Erzählen der heiligen Geschichten und die frische, praktische Art, das Gotteswort aufs Leben anzuwenden. Fast jedesmal gab man ihm beim Scheiden den Wunsch mit auf den Weg: „Kommen Sie nur recht bald wieder!" — Aber auch in der Stadt Basel gab's für ihn häufig Gelegenheit, das Evangelium zu verkündigen. Mit Freudigkeit predigte er im Vereinshaus, in St. Theodor, im Münster und namentlich in der Engelgaßkapelle. Auch bei den Evangelisationsversammlungen im Stadtkasino wirkte er eifrig mit und wurde sehr gerne gehört.

Den weit überwiegenden Teil seiner Kraft und Zeit widmete er aber seiner wissenschaftlichen Weiterbildung. In den Jahren 1885 bis 1888 besuchte er sehr fleißig Kollegien an der Basler Universität. Bei Professor Hans Heusler hörte er Geschichte der Philosophie; bei Professor Heman Geschichte des Einflusses der modernen Philosophie auf die Entwicklung der Theologie; bei Professor Volkelt Geschichte der Philosophie um die Zeit der Entstehung des Christentums; bei Professor Joh. Riggenbach Einleitung in das Neue Testament und Geschichte der Abendmahlslehre; bei Antistes Stockmeyer Homiletik; bei Professor R. Stähelin Reformationsgeschichte, neuere Kirchengeschichte, Dogmengeschichte und Geschichte der protestantischen Theologie; bei Professor v. Orelli Allgemeine Religionsgeschichte, biblische Versöhnungslehre und Einleitung ins Alte Testament. Er begnügte sich aber nicht damit, die Vorlesungen nur zu hören, vielmehr wurde von ihm der ganze Stoff gründlich durchgearbeitet. Manche seiner Freunde schüttelten den Kopf zu dieser angestrengten wissenschaftlichen Beschäftigung und fragten, was er wohl damit bezwecken wollte. Er aber war in Gott seines Weges gewiß und harrte geduldig der Stunde, die ihn in die Arbeit rief.

Die Gründung des Hausstandes

Der Ruf zur Arbeit kam. Doch ehe er kam, drängte eine Frage zur Entscheidung, die bei den meisten Männern sich mit einer gewissen Selbstverständlichkeit beantwortet, bei Riggenbach aber in ernste Erwägungen hineinführte. „Hat ein blinder Mann", so fragte er, „das innere Recht, eine Ehe einzugehen? Darf ich von einer Frau das Opfer, das große Opfer erwarten, ihr Geschick mit einem Manne zu teilen, dem das Augenlicht mangelt?" Bald sah er, daß er mit bloßem Nachdenken nicht zum Ziele komme. Darum beantwortete er diese Frage aus seiner Herzensstellung zu Gott, aus dem Glauben heraus. Er wollte in dieser Sache von sich aus nichts tun, sondern

ruhig warten, ob, wann und wie der Herr durch die Führung seines Lebens einen Weg zeige und die Antwort gebe.

Im Sommer 1888 verbrachte Eduard Riggenbach mit seinen Eltern die Ferien in Langenbruck im Jura. Dort bat seine Schwägerin ihre Cousine, Fräulein Helene Thurneysen, die Tochter von Dr. Eduard Thurneysen, welche am gleichen Ort weilte, ihrem Schwager Englisch vorzulesen. Das wurde mit der Eltern Erlaubnis gerne gewährt unter der Bedingung, daß Riggenbachs Mutter dabei anwesend sein sollte. Letzteres wurde nicht immer befolgt. Wenige Tage später bat Eduard Riggenbach Fräulein Thurneysen um ihre Hand. Freudig gab sie ihr Ja, das sie später nie gereut hat. So hatte der Herr den richtigen Weg gezeigt. Es war daher eine zwiefache Freude, die in Eduard Riggenbachs Herz einzog. Wie tief sein Gemüt durch diese Erlebnisse bewegt wurde, darein läßt uns das Gedicht, das am 4. November 1888 entstand, einen hellen Blick tun:

Erwache, meine Leier,
Die schon geruht so lang,
Erschall zur frohen Feier
Mit frohem Jubelklang!
Im vollen Ton der Freude
Erschalle hoch und laut;
Denn sieh, es freut sich heute
Der Bräutigam der Braut.

Helene, Dir vor allen,
Geliebte, gilt mein Lied.
Froh soll es jetzt erschallen,
Was mir durchs Herze zieht,
Was ich, mit Dir verbunden,
Du liebe, holde Braut,
In heil'gen Weihestunden
Als unser Ziel erschaut.

Nicht eitler Glanz der Erden
Hat Dich mir zugeführt,
Nicht Schönheit der Gebärden
Hat Dir das Herz gerührt.
Ach nein, was Dich getrieben,
Zu reichen mir die Hand,
Das war Dein treues Lieben,
Das mir Dein Herz verband.

Konnt ich Dir auch nicht bieten,
Was sonst der Mensch begehrt,
Worin er denkt, daß Frieden
Und Glück ihm sei beschert,
Du hast es nicht geachtet,
In Deiner Liebe Füll,
Die nicht zu nehmen trachtet,
Die geben, helfen will.

Dir hiefür g'nug zu danken
Vermag ich leider nicht.
Doch eines ohne Wanken
Mein Herze Dir verspricht:
Ich will dich innig lieben
Stets jeden Tag aufs neu,
Und so Vergeltung üben
Für Deine Liebestreu.

Und sind wir so verbunden
Durch zarter Liebe Band,
So sei zu allen Stunden
Zum Herrn der Sinn gewandt.
Und unsrer Liebe Flamme,
Sie lodre himmelan
Zu dem, der uns am Stamme
Des Kreuzes brach die Bahn.

In ihm vereint zu leben,
Sei unser täglich Flehn,
Und unser täglich Streben,
Auf seiner Bahn zu gehn.
Auf seine Gnade gründe
Sich neu stets unser Bund,
Und seine Lieb verbinde
Uns stets von Herzensgrund.

Mit Worten und mit Werken
Zu fördern seine Ehr,
Zu seinem Dienst zu stärken
Einander mehr und mehr:
Das sei bei unserm Bunde,
Was unsern Sinn erfüllt,
Worauf von Herzensgrunde
Stets unser Streben zielt.

Dann wird auf unsern Wegen
Der Herr auch bei uns sein
Mit seinem reichen Segen,
Mit Frieden und Gedeihn,
Wird unsre Kraft erhalten,
Erfrischen unsern Mut,
Und über uns wird walten
Stets seine treue Hut.

Soll's aber auch zuzeiten
Durch Angst und Trübsal gehn,
So wird uns an der Seiten
Der treue Helfer stehn,
Wird in den Leidenstagen
Vermehren unsre Kraft,
Ja, selbst die Lasten tragen,
Bis Er uns Rettung schafft.

So wandeln wir hienieden,
Wiewohl im Tränenland,
Doch schon in Gottes Frieden
Vereinet Hand in Hand.
Und wird dann endlich kommen
Zum Ziel des Lebens Lauf,
So wird die Lieb vollkommen,
Die nimmer höret auf.

Fräulein Helene Thurneysen entstammte einer bekannten, alten Basler Familie. Über den Vater schrieb das „Kirchenblatt für die

reformierte Schweiz" (1. Dezember 1900): „Dr. Eduard Thurneysen-Gemuseus war ein bedeutender, hochangesehener Mann. Er präsidierte bis zum Jahre 1890 das Strafgericht in ausgezeichneter Weise und war dabei in verschiedenen andern öffentlichen Stellungen tätig. Auch der Synode und dem Vorstand der Münstergemeinde gehörte er viele Jahre hindurch an und nahm auch hier vermöge seiner soliden Bildung und charakterfesten Aufrichtigkeit eine selbständige Stellung ein." Er gehörte zu jenen Männern alten Schlags, bei denen die Pünktlichkeit selbstverständlich war. Als einmal genau um acht Uhr noch ein Mitglied des Gerichts fehlte, eröffnete er eine Minute später die Verhandlung mit den Worten: „Jetzt sind wir endlich komplett und können anfangen." Die charaktervolle Haltung dieses Mannes im beruflichen, wie im persönlichen Leben hatte ihren tiefsten Grund in seiner religiösen Stellung, in seiner Gottesfurcht und in seinem Gottvertrauen.

Von seiner Gattin Emilie, geb. Gemuseus, bezeugt Dr. Thurneysen, daß sie ihm mit ihrem sichern, heitern und selbstlosen Wesen treulich beigestanden sei. Es war eine grundgütige und wahrhaft fromme Frau. Den beiden Töchtern, Clara und Helene, wandte sie die ganze Liebe des Herzens zu; sie las ihnen vor, malte mit ihnen und „machte ihnen eine Heimat". Das „Haus zum Drachen" in der Äschenvorstadt bot mancherlei, was der Kinder Herz erfreuen konnte: man hatte einen Kater, Vögel, Schildkröten, Laubfrösche und anderes Getier. Hier tummelte sich Helene, ein etwas schüchternes, aber doch lebhaftes und fröhliches Mädchen, nach Herzenslust. Einmal stieg sie auf das Dach, um das schöne Geläute der Glocken von St. Elisabeth noch besser hören zu können. Im Jahre 1877 wurde sie von Pfarrer Samuel Preiswerk konfirmiert und kam dann in die Pension nach Lausanne. Von dort zurückgekehrt half sie der älteren Schwester, die mit Dr. Heinrich Gelzer, ordentlichem Professor der alten Geschichte, vermählt war, bei der Übersiedelung von Heidelberg nach Jena. Dann nahm sie Stunden in modernen Sprachen und besuchte verschiedene

Phot. Höflinger, Basel

Eduard Riggenbach mit seiner Gattin und seinem Söhnchen Christoph
1891

Kurse. Im Jahre 1883 durfte sie mit dem Vater eine Reise nach Italien machen, die aber nicht viel Erquickung brachte, da Dr. Thurneysen im Dauerlauf durchs Land jagte und alles sehen wollte. Zu Hause ging sie der Mutter wacker an die Hand, was um so wertvoller war, als die Gesundheit von Frau Thurneysen seit dem Jahre 1879 nicht mehr ganz fest war.

Man konnte also Eduard Riggenbach von Herzen beglückwünschen, daß der Herr ihn eine solche Braut finden ließ. Herr und Frau Riggenbach-Iselin gaben denn auch freudig ihre Zustimmung zu der Verbindung. Nachher aber zogen sie die Einwilligung zurück. Merkwürdigerweise blies dann auch der gestrenge, alte Professor Schnell in dieses Horn. So gab's eine lange Wartezeit. Eduard Riggenbach gehörte eben zu den Menschen, bei denen es sozusagen in den Sternen geschrieben steht, daß sie das, was andern das Glück in den Schoß wirft, durch schweren Kampf erobern müssen. Aber dieser Kampf trägt seine guten Früchte. Die Wartezeit schloß Eduard Riggenbach mit der Erkorenen seines Herzens nur noch inniger zusammen und brachte beiden reichen Gewinn fürs geistliche Leben. Am 9. April 1889 wurde die Verlobung gefeiert. Dazu schrieb Professor v. Orelli: „Daß wir an Ihrer Freude den innigsten Anteil nehmen, brauche ich nicht zu sagen. Ist es stets eine wunderbare Gabe Gottes, wenn jemand ein treues Weib beschert bekommt, — bei Ihnen ist's eine um so höhere Wohltat, je schwieriger Ihnen der Verkehr mit der Außenwelt gemacht ist. Gott segne Ihren Bund, und lasse ihn für Ihr Herz und Ihr ganzes geistiges und äußeres Leben recht fruchtbar werden! Bitte, mich Ihrer Fräulein Braut zu empfehlen."

Am 25. Juli 1889 wurde die Hochzeit gefeiert. Es war ein herrlicher Tag voll strahlenden Sonnenglanzes. In der Engelgaßkapelle hielt Pfarrer Jakob Riggenbach eine unpersönliche Predigt über Hebr. 10, 35. 36: „Werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat. Geduld aber ist euch not, daß ihr den Willen Gottes tut und die Verheißung empfanget." Im Sommerkasino fand

im Kreise der Familienangehörigen und zahlreicher Gäste nach Basler traditioneller Eigenart das Festmahl statt. Von allen Seiten flogen dem jungen Paar die Glückwünsche zu. Die Kinder von Professor Gelzer sangen herzig. Manches gute Wort klang den Neuvermählten aus der Reihe der Toaste entgegen. Als Beispiel stehe hier der Schluß der Tischrede von Direktor Arnold:

„Mögen nun unsere Freunde zusammen glückliche Tage verleben, mögen sie bewahrt werden vor jeglichem Unfall und vor aller Störung und mögen sie mit Freuden die Aufbauarbeit beginnen, die der Herr ihnen aufzubauen gibt: Aufbau häuslichen Glücks, Aufbau in der beruflichen Arbeit, Aufbau geistigen Lebens, Aufbau in der wissenschaftlichen Tätigkeit! Es lebe unter Gottes Auge das neugegründete Haus!"

Die Wünsche, die Direktor Arnold aussprach, sind nicht restlos in Erfüllung gegangen; aber die Hauptsache ist doch durch Gottes Gnade Wahrheit und Wirklichkeit geworden: der Friede Gottes hat über dem Hause gewaltet, die Ehegatten sind ein Herz und eine Seele geworden und standen zusammen im Aufbau des häuslichen Glücks und im Aufbau des geistigen Lebens. Frau Helene Riggenbach ist ihrem Manne die gottgewollte „Hilfe" geworden, „die um ihn sei", wie dies einer andern Frau kaum möglich sein wird.

Nach der Rückkehr von der Hochzeits- und Ferienreise wohnte das junge Paar noch vier Wochen im „Drachen"; im Oktober aber wurde das schöne, freigelegene Haus Lange Gasse 13 bezogen. Die Eltern Thurneysen wohnten unten; Riggenbachs hatten den zweiten Stock inne. Die umsichtige, fürsorgliche Mutter der jungen Frau hatte bei der Bestellung der Möbel für den neuen Haushalt den Auftrag gegeben, die Ecken tunlichst abzurunden, damit sich der blinde Schwiegersohn nicht etwa zu hart stoße. Diese Aufmerksamkeit und diese geradezu erfinderische Liebe der Mutter hat dem jungen Ehemann außerordentlich wohlgetan, und er blieb allezeit dankbar dafür. Die Freude des eigenen Heims genoß man nun in vollen Zügen. Man

arbeitete zusammen und lebte zusammen. Eduard Riggenbach gab seiner inneren Befriedigung einmal dadurch Ausdruck, daß er sich an den Flügel setzte und einen Chor, wie „Tochter Zion, freue dich", oder einen seiner Lieblingschoräle hören ließ. — Auf die Freude folgte aber rasch das Leid. Frau Thurneysen, deren Gesundheit schon längst erschüttert war, wurde ernstlich krank. In ihren Leidenstagen war es ihr ein großer Trost, daß ihre Tochter einen so lieben Mann und sie selber einen so treuen Seelsorger an ihm bekommen hatte. Weihnachten 1889 mußten die Angehörigen am Bett der Kranken feiern. Am 25. Januar legte Strafgerichtspräsident Dr. Thurneysen sein Amt nieder, um sich seiner Frau mehr widmen zu können. Aber schon am 27. Januar entschlief sie — von einem Herzschlag getroffen — in den Armen ihrer allein anwesenden Tochter Helene. Der vereinsamte Vater wurde nun in die Familiengemeinschaft aufgenommen und von Frau Riggenbach betreut und gepflegt. Das war keine kleine Aufgabe, da der Vater mitunter an schweren Depressionen litt. Doch fühlte er sich in den neuen Verhältnissen ganz wohl und brachte seinem Schwiegersohn viel Liebe und Achtung entgegen. Er übersetzte, da die Sekretäre in der Regel kein Englisch konnten, für ihn eine Reihe englischer Werke und war ihm auch sonst zu Dienst, soweit er konnte. Der 12. Mai 1890 brachte Freude ins Haus: das erste Kind erschien, ein gesunder Knabe mit hellen Augen. Eduard Riggenbach war überglücklich. Als man ihm den Sohn in die Arme legte, ging er fröhlich im Zimmer umher mit den Worten: „Ich habe ein eigenes Kind in den Händen." Am 29. Juni taufte er seinen Sohn auf den Namen Christoph. Der Knabe gedieh zu aller Freude und brachte Licht und Leben ins Haus. Trotzdem sah Frau Riggenbach dem Christfest 1890 mit einigem Bangen entgegen. Der Vater mußte das Fest zum erstenmal ohne seine Frau feiern; auch dachte sie, es werde für ihren Mann recht schwer sein, die Freude des Kindes nicht sehen zu können. Aber all diese Besorgnisse waren überflüssig. Der kleine Christoph jubelte und jauchzte den Lichtlein entgegen und

strampelte auf den Armen des Vaters, daß ihn dieser kaum halten konnte. Das machte alle fröhlich. An der Feier, die man sich vorher etwas wehmütig dachte, nahm auch die Schwester der heimgegangenen Frau Thurneysen, Frau Anna Wieland-Gemuseus, teil, die ihrer Nichte seit dem Tod der Mutter in rührender Liebe beigestanden war und ihr bis zu ihrem Tode im Jahre 1915 eine treue Hilfe, ja gewissermaßen eine besorgte und liebende Mutter blieb. — Da auch Riggenbachs Eltern eine große Zuneigung zu dem Enkelsohn hatten, so übte das neue Erleben im Kreis der Familie eine ermunternde Wirkung auf den jungen Hausvater aus, und er griff dann und wann zu der Leier, die er bei seiner Verlobung zu neuem Erwachen gerufen hatte. Dazu gaben ihm namentlich die Festtage in der Familie Anlaß. So legte er dem einjährigen Christoph bei der Übergabe des Hochzeitsgeschenkes an seinen Bruder Louis die Worte in den Mund:

I bi zwor nur e kleine Ma,
Dä no nit viel Eich bringe ka,
Doch wil ich's Eich vo Herze gib,
So denk i, nämme-n-Ihr vorlieb.

Zum Geburtstag seiner Frau am 20. Juli 1893 dichtete er:

Gott segne Di, mi liebi Frau,
Hit an Dim Ehretag
An Seel und Lib, und geb Der au,
Was irgend guet si mag.
Und was i sunst no z'sage ha,
Es isch mit eim Wort gsait:
Gottlob, daß i zuer Frau Di ha,
Mi Herz, mi Trost, mi Fraid.

Ein Geburtstagsgeschenk zum gleichen Tag begleitete er mit folgenden Versen:

Das sind zwei Fläsche Malaga,
Me sieht's däm Päckli zwor nit a;
Doch schick es nur zuem Krämer hi,
So kemme flugs zwei Fläsche Wi.
Mag er Dir nur recht guet beko!
Wenn D' no meh witt, isch no meh do.

Nichts kann der Mensch schwerer ertragen, als eine Reihe von guten Tagen, das wissen wir alle. Daher hat der himmlische Erzieher das „liebe Kreuz" in unser Leben eingeordnet. Das mußte Eduard Riggenbach in besonderer Weise erfahren. Zu Anfang des Jahres 1894 erkrankte Frau Riggenbach, und Herr Professor Streckeisen, der tüchtige, verständnisvolle Hausarzt, hielt einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Ospedaletti für dringend erforderlich. Am 23. Februar reiste sie mit Christoph und dessen Pflegerin, der alten, treuen Lene, nach Italien ab. Das war ein schwerer Abschied. Ihr Schwager Albert begleitete sie, Louis sorgte während ihrer Abwesenheit besonders liebevoll für seinen Bruder. Natürlich wurden fleißig Briefe gewechselt. Als Sekretär hatte Riggenbach damals einen früheren Predigerschüler, Gustav Brändli, einen stillen, bescheidenen und goldtreuen Mann. Trotzdem konnte er nicht alles seiner Feder anvertrauen. Nicht einmal seiner Schwägerin Valerie Riggenbach wollte er das, was das Innerste seines Herzens bewegte, diktieren. Daher schrieb er dann und wann mit eigener Hand in Blindenschrift an seine Frau. So gleich am Abend nach ihrer Abreise: „Es ist halb zehn; ich bin gefaßt nach Hause gekommen, im Glauben getrost. Aber als ich hinüberging, um zu Bett zu gehen, übermannte es mich, und ich muß noch ein wenig an Dich schreiben. Ich begleite Dich im Geist von Station zu Station und gedenke Deiner in Liebe und Fürbitte. Jetzt ist es zehn, da wirst Du in Luzern sein. Ich bin ruhig geworden über dem Schreiben und gehe nun zu Bette." — 24. Februar 1894: „Während ich dies diktiere, nachmittags dreiein-

viertel Uhr, wirst Du noch immer auf der Reise sein... Wie es mir zumute war, als ich im Schlafzimmer alles von Deiner Hand noch so sorglich zurecht gemacht fand, kannst Du Dir denken. Ich fing dann noch ein wenig an, in Blindenschrift an Dich zu schreiben, aber ich kam nicht weit. Es geht eben gar zu langsam vorwärts. Bis man ein paar Sätze geschrieben hat, ist bereits eine halbe Seite voll."

Sonntag abend: „Es geht mir gut. Jedermann ist freundlich mit mir, Papa besonders; aber auch die Mägde sind ganz recht. Doch fehlt mir mein Herzli natürlich sehr. Du wirst meine Briefe trocken und kalt finden; aber es widerstrebt mir, dies, was nur uns angeht und zum Intimsten gehört, einer dritten Person zu diktieren. Du weißt ja, herzliebste Frau, wie sehr ich an Dir hange und Dich liebe."

Montag morgen: „Dein Brief aus Ospedaletti bringt uns erfreuliche Kunde über den Verlauf der Reise. Du bist gewiß sehr müde; ruhe ja recht aus! Wie freue ich mich, bis ich wieder bei Dir sein darf. Ich denke viel an Dich. Den Tag hindurch habe ich viel zu arbeiten; das ist das beste Mittel gegen das Heimweh. Die Augen sind wieder hergestellt. Papa ist auch wohl und getrost. In herzlicher Liebe Dein Eduard."

27. Februar: „Gerne hätte ich Dir noch ein ‚G'schichtli' geschrieben, das Du in meinem Namen dem lieben Kleinen hättest erzählen können; aber es ist mir leider weder ein ‚lumpiges*) Hundi', noch ein ‚Katzebusi' über den Weg gelaufen, von dem ich etwas zu berichten hätte. Ich beginne heute wieder mit einem Blindenbrief an Dich; aber es werden wohl einige Tage vergehen, bis er fertig ist. Ich freue mich jeden Tag auf Deinen Brief und jetzt namentlich auf den in Blindenschrift, welchen Du mir in Aussicht gestellt hast. Strenge Dich aber beim Schreiben ja nicht an; denn es ermüdet auf die Dauer sehr. Ich will lieber ein paar Tage länger warten, so gerne ich den Brief hätte, als daß Du Dich zu müde machst."

*) Baseldeutscher Ausdruck für possierlich.

5. März: „Den Blindenschriftbrief habe ich mit Ausnahme eines Wortes ganz lesen können, auch was der liebe Kleine geschrieben hat, ist gut leserlich."

An ihre Schwiegermutter schrieb Frau Riggenbach unterm 6. März 1894: „Ospedaletti ist ja, was die Natur anbelangt, sehr schön gelegen. Das Meer mit seinem verschiedenen Blau und die vielerlei Bäume und Pflanzen fesseln das Auge. Auf ebenem Weg kann man leider nicht viel gehen, weil der Boulevard de la Reine sehr staubig ist. Einheizen dürfen wir nicht mehr, weil der Arzt nicht will, daß man mehr als elf Grad im Zimmer haben soll. Man erkältet sich auch ziemlich leicht, da die Sonne sehr heiß und der Schatten recht kühl ist. Heute hat mir der Arzt zum erstenmal erlaubt, an den Strand zu gehen. Christoph fühlt sich hier sehr wohl, hat schöne rote Backen und ist mein großer Trost. Er spricht oft von daheim und freut sich mit mir unendlich auf Eduard."

Nach Schluß des Semesters (Mitte März) reiste Eduard Riggenbach mit seinem Vater und Sekretär Brändli nach Ospedaletti. Die Luft tat auch ihm gut, noch besser das Zusammensein mit seiner Frau. Mit Christoph ging er oft an den Strand, trug ihn wohl auch auf den Schultern und erzählte ihm herrliche Geschichten von allerlei Tieren. Diese Geschichten machten einen solchen Eindruck auf den Knaben, daß er später einmal die Äußerung tat: „Vater, laß lieber deine Tiergeschichten drucken; da verdienst du mehr Batzen als an deinem Kommentar." Am Karfreitag hielt er in Ospedaletti die Predigt. Am 18. April trat man die Heimreise an. In Mailand bestieg der blinde Mann sogar das Dach des Doms. Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt in Vitznau durfte Frau Riggenbach zu ihrer und der Ihrigen Freude völlig gesund nach Hause zurückkehren.

Einen stets regen Verkehr unterhielten Eduard Riggenbach und seine Frau mit den Hauseltern des Berner Diakonissenhauses, Friedrich Dändliker und seiner Gattin Jenny, geb. Schnell. Schon auf der Hochzeitsreise hatte man dort Einkehr gehalten und schöne Tage ver-

lebt. So führte der Weg dann und wann auf den Blumenberg, wo man große und kleine Sorgen, Glaubenserfahrungen und Zukunftshoffnungen gegenseitig austauschen konnte. Dort traf man auch stets gute Gesellschaft: Professor Oettli, Professor Fritz Barth, Pfarrer Gerber, Äschbacher, Samuel Keller, Inspektor Rappard, Samuel Zeller, Pfarrer Morel, Pfarrer Paul, Pfarrer Stockmayer und Adolf Vischer konnte man oft dort sehen. Im Jahre 1895 feierte das Berner Diakonissenhaus sein „fünfzigjähriges Jubiläum". Mit Freuden nahmen Eduard Riggenbach und seine Frau an dem Feste teil, zu dem sich auch Theodor Sarasin, Ad. Monod und Vater Bodelschwingh eingefunden hatten. Auch bei diesem Anlaß verlebte man auf dem Blumenberg gesegnete Stunden.

Die Sonne des Hauses Riggenbach war der kleine Christoph. Bei den Großeltern Riggenbach stand er in besonderer Gunst. Großpapa Thurneysen unterhielt sich manche Stunde mit ihm und zeigte ihm allerlei Kunststücke. Als fünfjähriger Knabe durfte er einmal mit seinen Eltern nach St. Chrischona. Plötzlich fragte er die Mutter: „Sieht der Papa die Aussicht? Sieht er mich?" Als man ihm deutlich machte, daß der Vater blind sei, war er tief betrübt und sagte schon damals, er wolle dem Vater in allen Dingen helfen. Zu Hause meinte er dann, wenn die Mutter ein Auge hergäbe und er das andere, dann wäre dem Vater geholfen. Er fing auch bald an, zu beten, Gott möge dem Vater die Augen öffnen. Er zeigte überhaupt schon früh einen religiösen Sinn. Der Verrat des Judas und ein Bild von der Kreuzigung Jesu machten auf ihn einen tiefen Eindruck. Im April 1897 trat er in die „Freie Schule" ein. Auf seinem ersten Schulweg beleitete ihn der Vater. Schon damals aber diente er oft dem Vater als Führer. Einmal reisten die beiden zusammen sogar nach Niederschöntal. Diese Führung war für den Knaben eine außerordentliche Leistung, und Onkel Louis konnte kaum glauben, daß der „kleine Knirps" eine solche Tat gewagt und durchgeführt habe.

Am 8. Oktober 1897 bekam Christoph ein Schwesterlein. Der Kleine merkte, daß etwas Besonderes vorging und sang im Nebenzimmer: „Nun danket alle Gott." Tagsüber schickte man ihn dann in den „Herbst" nach Schauenburg. Als er heimkam und das Schwesterlein sah, war er sehr enttäuscht. Er hatte gemeint, er könne die Bleisoldaten der Schlacht von St. Jakob mit ihm aufstellen. Am 28. November taufte der Vater sein Töchterlein und gab ihm den Namen Helene. Das Kind wuchs kräftig heran und brachte neue Freude ins Haus. — Mit Wohlgefallen und starker innerer Befriedigung sah die Mutter des Hauses, wie die am Anfang des Ehestandes ziemlich geschwächte Gesundheit ihres geliebten Mannes von Jahr zu Jahr sich kräftigte und die Augenentzündungen viel seltener und weit weniger schmerzhaft auftraten als früher. So war die Häuslichkeit für Eduard Riggenbach eine Quelle der Kraft geworden, aus der er täglich neue Freudigkeit zu jedem guten Werk, vor allem zu seiner Berufsarbeit, schöpfen durfte.

Der Lehrer an der Evangelischen Predigerschule

Nach seiner Ordination sehnte sich Eduard Riggenbach nach einer festen, geordneten Tätigkeit. Arbeit hatte er ja freilich genug; zur vollen Befriedigung bedarf aber der Mann eines Mittelpunktes für seine Wirksamkeit. Dieser Mittelpunkt fehlte noch. Es lag aber Riggenbach völlig fern, in dieser Sache einen eigenen Weg zu gehen. Er wollte wie August Hermann Francke sein Leben „passive traktieren" und auf den Wink Gottes warten. Und der Ruf kam. Im Herbst 1887 erkrankte Pfarrer Sarasin und mußte seine Lehrtätigkeit an der Predigerschule einstellen. Die Leitung der Schule richtete an Riggenbach die Bitte, im Wintersemester 1887/88 für Sarasin den Römerbrief zu erklären. Das tat er mit Freuden. Im Schuljahr 1888/89 aber war diese Aushilfe nicht mehr nötig. So erfüllte er gerne den Wunsch des Missionskomitees, vom Sommer 1888 bis Frühjahr 1889 den

Brüdern zwei Wochenstunden Offenbarungsgeschichte und zwei Stunden Exegese des Alten Testaments zu geben. Dann aber traten Ereignisse ein, die der Wartezeit ein Ende bereiteten.

In der Predigerschule hatte es in den letzten Jahren starke Veränderungen gegeben, äußere und innere. Die Schule war allmählich — wenn auch langsam — doch in die Höhe gekommen. Die Räume reichten nicht mehr aus. Herr Theodor Sarasin, in dessen Haus man bisher unentgeltlich zu Gaste war, stellte nun auch das Erdgeschoß des Nebenhauses zu billigem Mietzins zur Verfügung. So konnte man im Frühjahr und Sommer 1887 geeignetere Schulräume beziehen, ein Amtszimmer für den Vorsteher zur Verfügung stellen, einen Aufenthaltsraum für die Lehrer schaffen, eine Bibliothek einrichten und im Hof sogar Turngeräte für die Schüler bereitstellen, die auch Riggenbach öfter benützte. Bei dieser Erweiterung der Schule hielt es das Komitee für gegeben, daß der Leiter der Schule den Titel Direktor führe. Aber auch beim Lehrpersonal gab es starke Veränderungen. Ostern 1885 verließ Herr Torelius Basel, um in seinem Heimatland die Redaktion einer einflußreichen Zeitung zu übernehmen. Ersatz bekam man durch den feingebildeten, allezeit freundlichen Dr. phil. Hermann Gottsched, der ein Buch über Sören Kierkegaard geschrieben hatte und so der erste war, der diese bedeutende Persönlichkeit in Deutschland bekannt machte. Als Herr von Hüene es für seine Aufgabe ansah, eine wichtige Arbeit in seiner baltischen Heimat zu übernehmen, wurde Lic. theol. Fritz Barth, Pfarrer in Reitnau, zu Ostern 1886 als Nachfolger berufen. Zur Freude aller kehrte Herr von Hüene im Herbst 1888 nach Basel zurück und konnte zunächst die Lücke ausfüllen, die durch Pfarrer Sarasins Erkrankung entstanden war. So ging es dem Frühjahr 1889 entgegen. Pfarrer Barth übernahm eine Professur an der theologischen Fakultät der Universität Bern; Kandidat Adolf Schlitter, der neben dem philologischen Unterricht an der Vorschule das Hebräische in den beiden unteren Klassen der Schule gegeben hatte, auch dem Direktor als Sekretär zur Seite stand, wurde vom

Verwaltungsrat der Lehrerbildungs- und Kinderrettungsanstalt Lichtenstern, die sich damals in einer ziemlichen Notlage befand, dringend gebeten, die Leitung dieser Anstalt zu übernehmen. So berief das Komitee zum Frühjahr 1889 Samuel Preiswerk jun., Pfarrer in Frenkendorf, der schon seit dem Weggang von Torelius alttestamentlichen Unterricht in der Schule gegeben hatte, und zugleich V.D.M. Eduard Riggenbach als Lehrer an die Evangelische Predigerschule.

Mit der Übernahme eines ständigen Lehrauftrags für Neues Testament, sowie für Homiletik und Katechetik mit praktischen Übungen an der Evangelischen Predigerschule trat an Eduard Riggenbach eine Frage heran, die sich nicht kurzerhand erledigen ließ, die aber je länger, desto entschiedener auf Beantwortung drängte, die Frage, ob er das Lizentiatenexamen ablegen solle. Es handelte sich für ihn nicht sowohl um die Erwerbung eines akademischen Grades, als vielmehr um den Erweis seiner wissenschaftlichen Befähigung für sein Lehramt. Nach ernster Prüfung faßte er den Entschluß, sich auf das Examen vorzubereiten. Am 15. April 1891 reichte er bei dem damaligen Dekan der theologischen Fakultät der Universität Basel, Herrn Professor v. Orelli, seine Dissertation ein. Das Thema lautete: „Die Einheit des Briefes des Apostels Paulus an die Römer." Der Sommer dieses Jahres wurde vorzugsweise zur Vorbereitung auf die mündliche Prüfung benützt. Am 13. Juli brachte ihm jedoch Professor v. Orelli die frohe Kunde, daß die Fakultät ihm auf Grund seiner vorzüglichen schriftlichen Arbeit den Grad eines Lizentiaten der Theologie erteilt habe und auf das mündliche Examen verzichte. Damit war für Riggenbach die Frage noch nicht entschieden, ob er nun auch ein Lehramt an der Hochschule übernehmen solle. Erst als er innerlich gewiß geworden war, kündigte er für das Wintersemester 1892/93 am Schwarzen Brett der Universität Basel die Vorlesung an: „Erklärung der Leidens- und Auferstehungsgeschichte Jesu nach den vier Evangelien." Über seine Habilitationsvorlesung am 27. Januar 1893 schrieb der „Christliche Volksbote" aus Basel: „Letzten Freitag

elf Uhr hielt in der Aula des Museums Herr Lic. theol. Eduard Riggenbach seine öffentliche Habilitationsrede über das Thema: ‚Der Übergang des Christentums aus der jüdischen in die heidnische Welt'. Indem er von Baurs kritischen Arbeiten ausging und ihre Wirkungen bis zu der neuesten (holländischen) Kritik verfolgte, legte er den heutigen Stand der Arbeit und Aufgabe in der Wissenschaft des Neuen Testaments dar. In der speziellen Ausführung des obigen Themas sodann wollte er ein Beispiel geben, wie er eine fruchtbare und wirklich geschichtliche, nicht kritiklose, aber besonnene Behandlung neutestamentlicher Theologie auffasse. Er tat es ohne viel streitende Seitenblicke in positivem Aufbau und in treuem Anschluß an den Bericht der Apostelgeschichte, mit welchem der Paulus der Briefe wohl übereinstimmt. Wichtig ist es, in der Verschiedenheit der Zeugen Jesu auch die Einheit zu erkennen und zu erforschen. — Herr Riggenbach ist theologischer Lehrer an der hiesigen Predigerschule; aber seit letztem Herbst hält er auch eine gutbesuchte Vorlesung an der Universität, und dieser neuen Seite seiner Arbeit galt eben diese Antrittsrede. Wir wissen nicht, ob es hier schon vorgekommen ist, daß ein blinder junger Mann sich so durch alle Hindernisse durchgearbeitet und in dem akademischen theologischen Dozentenberuf betätigt hat. In jedem Fall freuen wir uns aufs herzlichste für ihn, aber auch für seine Zuhörer, denen er gewiß ein anregender Lehrer und ein tüchtiger Führer in biblischen Studien sein wird, um so mehr, als er bei reichen Kenntnissen die Gabe großer Klarheit hat. Möge er viele in der Erkenntnis Christi und seines Heiles unterweisen und kräftig fördern!"

In der Predigerschule wurde das Sommersemester 1889 am 29. April mit einer einfachen Feier eröffnet. Direktor Arnold sprach über Joh. 16, 23—30 und führte dann die beiden neuen Lehrer, Pfarrer S. Preiswerk und V.D.M. Eduard Riggenbach, mit dem Wunsche ein, daß sie der Schule und die Schule ihnen zum Segen werden möge. Im Sommerhalbjahr las Riggenbach mit den Schülern Xenophons Anabasis, erklärte den Jakobusbrief und führte die obere Klasse

in die Homiletik ein. Die neue Arbeit beglückte ihn. Er schrieb in das „Korrespondenzblatt der A.P.S." *), das seit 1888 allerlei Mitteilungen aus der Schule und dem Schülerkreis brachte: „Ich bin in ein Amt gesetzt, das meiner Neigung und meinen Wünschen völlig entspricht, und das ich mit um so größerer Freudigkeit verwalte, je mehr ich mir dessen bewußt bin, wieviel ich für meine eigene Erkenntnis und mein Glaubensleben dem Unterricht in der Predigerschule verdanke." Schon in diesem ersten Semester trat Riggenbachs Eigenart als Lehrer deutlich zutage: willensstarke Zielstrebigkeit, scharfe Anspannung der Schüler, mustergültige Klarheit und praktische Zweckdienlichkeit des gesamten Unterrichts. Bei den homiletischen Übungen mußten die Schüler tüchtig arbeiten. Jeder hatte im Semester drei Predigtentwürfe vorzulegen und mehrere Ansprachen oder Predigten zu halten. Dabei erwartete er eigene Gedanken. Lehnte sich ein Schüler zu stark an ein Predigtbuch an, so konnte er sicher sein, daß Riggenbach auch fernliegende Quellen entdeckte, und dann lief die Sache nicht gut ab. Er war also nicht gerade immer ein angenehmer Lehrer, und man kann es daher nachfühlen, wenn ihm einst einer der Predigerschüler sagte: „Sie sind mehr gefürchtet als geliebt." Schlagfertig erwiderte er: „Dieser Ausspruch bedeutet für mich ein großes Lob, und ich werde von nun an noch strenger sein." Vermutete er, daß es einer der jungen Männer an dem Fleiß fehlen lasse, sich die ausgearbeitete Predigt auch fest einzuprägen, so mußte er sie, bevor er die Kanzel betrat, in des Lehrers Studierzimmer halten. So schrieb unlängst ein früherer Predigerschüler, der heute als tüchtiger Pastor in einer amerikanischen Großstadt gilt, an die Witwe: „Immer noch kommt mir die Szene vor Augen, als ich eines Abends in Ihrer Wohnung und mit Ihnen als Zuhörerin meine erste Predigt vortragen mußte. Je mehr ich ins Stocken kam, desto eifriger waren Sie mit der Strickarbeit beschäftigt, bis bei mir der Faden riß — das einzige Mal, daß es mir im Leben passiert ist. Eine Warnung für

*) A.P.S. = der Alten Predigerschüler.

alle Zeit!" Sah er aber, daß ein Schüler innerlich angefochten war und trotz allem Fleiß nicht zurechtkommen konnte, so ließ er verständnisvolle Nachsicht walten, sagte etwa auch einmal: „Lieber Freund, diese Predigt können Sie nicht halten und eine neue bringen Sie nicht mehr fertig; so will ich eben selbst diesen Dienst tun." Hochgeschätzt wurde seine Auslegung des Römerbriefes, hörte man doch erst neulich von einem in großem Segen wirkenden Schweizer Pfarrer: „Kein Heft aus meiner Studienzeit ist so sorgfältig geführt und durchgearbeitet wie das vom Römerbrief, und ich benütze es immer noch gerne und mit großem Gewinn." Unter dem Einfluß Kählers hatte sich Riggenbach von der Rechtfertigungslehre Becks freigemacht. Mit großer Freudigkeit trug er daher in den Lehrstunden vor, was er bei Paulus und Luther gelernt hatte, und was ihm die persönliche Erfahrung bestätigte: Der Grund der Rechtfertigung liegt nicht in dem Glaubenden; der Glaube ist nicht eine Leistung, die den Menschen Gott wohlgefällig macht; ihrem Inhalt nach ist die Rechtfertigung nicht nur Sündenvergebung, sondern schließt auch den Gedanken ein, daß der Sünder Gott für sich bekommt, weil er Christus ergreift; die sühnende Wirkung des Todes Christi liegt in seinem Strafleiden; Christus hat in seinem Tode die Straffolgen der Sünde getragen; das Verständnis des Todes Christi bleibt aber solange unvollständig, als Jesus in seinem Sterben nur als der Leidende, nicht auch als der Handelnde erkannt wird, der sich in freiem Gehorsam dem Vater unterstellt; das Sterben Christi kommt für Paulus nicht als vereinzelte Leistung, sondern als eine grundlegende Tat der Person Christi in Betracht; durch seinen Gehorsam, der in seinem Kreuzestod gipfelte, hat sich Christus das Recht erworben, für die Sünder einzutreten, und er macht nun als ihr Vertreter vor Gott dieses Recht geltend; darum bleiben die Gläubigen fort und fort bis zum Tage des Gerichts an die Person Christi gebunden, wie sie auch nur in der Gemeinschaft mit dem lebendigen Christus die Geltung von Gerechten besitzen. — Riggenbach ließ die Schüler tüchtig mitstudieren; bei ihm konnten sie

lernen, was wissenschaftlich arbeiten heißt. Die Ergebnisse der Arbeit faßte er in einem knappen Diktat zusammen. Vor kurzem sprach ein früherer Schüler Riggenbachs, der jetzt Lehrer an einer Predigerschule ist, den Wunsch aus, er möchte das wertvolle Manuskript drucken lassen. Die Witwe erwiderte aber: „Ich kann das Diktat nicht drucken lassen, weil es nicht für den Druck bestimmt ist und weil die Anschauungen über den Römerbrief in den letzten dreißig Jahren sich stark gewandelt haben." Trotzdem ist die Arbeit Riggenbachs nicht verloren. Missionar Gaß, auch ein früherer Predigerschüler, schreibt in dankbarer Erinnerung an Riggenbachs Unterricht: „Wie freute ich mich immer auf diese Stunden! Auch hier in Indien habe ich mich oft an die Kollegienhefte gemacht, welche ich in den von Herrn Professor gegebenen Fächern geschrieben habe. Dies geschah besonders in den letzten Monaten von 1926, in welchen ich meinen Kommentar über den Römerbrief in der Hindisprache drucken ließ. Die gründliche, wissenschaftliche Behandlung hat mich immer sehr angezogen und hat mich auch in meiner Arbeit am Römerbrief beständig geleitet." Und ein Studienrat, der ihm, wie er selber sagt, nicht einmal besonders nahestand, äußert: „Eine Wissenschaft, die bloßes Gedankenspiel treibt, ist mir gleichgültig geblieben; nur was mich ins Herz traf — und was könnte das anders sein als das Wort Gottes — das erregte mein Interesse. Und gerade in diesem Sinn bedeutete die Auslegung des Jakobus-, Galater- und Römerbriefes durch Professor Riggenbach für mich Brot des Lebens; und wenn ich in jenen Jahren mit ganz großer Freude in Basel weilte, so danke ich das zum großen Teil den Kopf und Herz bewegenden Stunden dieses Lehrers."

Dieser Lehrer, der seine Schüler so in die Höhe zu führen vermochte, verschmähte es nicht, selbst bei den Vorschülern Unterricht zu geben. Was er in alttestamentlicher Geschichte, in der Leidensgeschichte und in der Apostelgeschichte darbot, ist manchem zu bleibendem Segen geworden. Bei der sich stets mehrenden Arbeit sah er sich allerdings im Jahre 1898 genötigt, das Komitee um Enthebung von seinen nicht-

theologischen Stunden zu bitten, was man dem überlasteten Manne nicht versagen konnte.

Ein wesentlicher Zug im Bilde Riggenbachs würde fehlen, wenn wir übergehen wollten, mit welcher Sorgfalt er sich jedes einzelnen seiner Schüler angenommen hat. War einer krank, so besuchte er ihn, auch dann, wenn ihm selbst die Arbeit über dem Kopfe zusammenschlug. Er wußte aus eigener Erfahrung, was es heißt, einsam zu sein und krank. Ein Pfarrer in Österreich schreibt: „Mir ist Professor Riggenbach nicht nur als geschätzter Lehrer, sondern auch als väterlicher Freund und liebevoller Wohltäter eine unvergeßliche Persönlichkeit." Ein anderer freut sich heute noch darüber, „daß man bei diesem Lehrer alles sagen konnte, was man dachte in seiner jugendlichen Unvergorenheit". Mit der großen Mehrzahl seiner Schüler blieb er darum auch nach ihrem Austritt aus der Schule eng verbunden, förderte sie in ihrer wissenschaftlichen Arbeit, beriet sie seelsorgerisch, vermittelte Arbeitsfelder und half ihnen auch in sonstigen Nöten. Während der Inflationszeit ging manches Liebespaket über die Grenze, und manchem bedürftigen „Alten Predigerschüler" hat er in diesen für Deutschland so schweren Jahren einen Erholungsurlaub in der Schweiz verschafft.

Im Mai 1886 feierte die Predigerschule das Jubiläum des zehnjährigen Bestehens. Direktor Arnold hatte zwar das Wort Jubiläum auf den Index gesetzt; aber ein Fest war es doch, wenn auch die „Feststadt" weder beflaggte noch illuminierte. Alle Jahrgänge der einstigen Predigerschüler waren in Basel vertreten. Man sprach über 2. Kor. 4, erörterte, was zu weiterem Gedeihen der Predigerschule beitragen könnte, machte bei klarblauem Himmel einen herrlichen Maispaziergang und beschloß, von nun ab alle fünf Jahre eine „Weltkonferenz" in Basel abzuhalten. Beim gemeinsamen Mahle gab Herr Theodor Sarasin seiner Freude Ausdruck über das sichtbar gesegnete Wachstum der Schule aus so kleinem, senfkornartigem Anfang. Direktor Arnold sprach seinen Dank gegen Gott aus für seine treue, gnädige

Leitung, und Eduard Riggenbach dankte im Namen der Schülerschaft den Herren Lehrern für ihre große Arbeit und Liebe. — Das „Konzil" im Mai 1891 wurde im wesentlichen von Eduard Riggenbach vorbereitet, obgleich er gerade damals ohnedies außerordentlich viel zu tun hatte. Schon in der Aprilnummer des Korrespondenzblattes sprach er über die Beratungsgegenstände und fügte hinzu: „Ich nenne die Themata gerne jetzt schon, damit alle Freunde Zeit haben, sich mit denselben zu beschäftigen und so in den Stand gesetzt werden, das in den Referaten Dargebotene recht zu würdigen und auch ihrerseits einen Beitrag zur Belehrung der andern zu geben." So war es Riggenbach schon bei der Vorbereitung der Konferenz, namentlich aber auch bei der Besprechung der Referate darum zu tun, einen möglichst reichen Ertrag für die Teilnehmer zu sichern. Die kurze, aber äußerst lebendige Betrachtung, die er über Phil. 2 gab, blieb den Teilnehmern unvergeßlich. Es wurde denn auch beschlossen, die Konferenz für 1896 möge von Riggenbach und Böpple, dem ersten Herausgeber des Korrespondenzblattes, vorbereitet und geordnet werden. Als man am 9. Juni 1896 vor dem Hause der Frau Pfarrer Stähelin in Klein-Basel zusammenkam und frohen Gruß und Handschlag tauschte, wurde man dadurch überrascht und erfreut, daß jedem Anwesenden eine hektographierte Liste der Konferenzteilnehmer mit ihren Herbergsadressen in die Hand gedrückt wurde. Eduard Riggenbach hatte auch für derlei Dinge Sinn und Verständnis. Man war daher auch für diesen wertvollen Freundschaftsdienst wirklich dankbar. Auf dieser dritten Konferenz hielten Pfarrer Böpple, Prediger Schlachter*) und Pfarrer Baun wertvolle Vorträge. Die größte Aufmerksamkeit aber erweckte das gehaltvolle Referat von Lic. Eduard Riggenbach über: „Albrecht Ritschls Lehre von der Person und dem Lebenswerk Christi". Er stellte dabei an Ritschl die für die Theologie zentrale Frage: „Was dünkt dich um Christus?" und ließ diesen ersten Teil ausmünden in die drei Thesen, in welche Ritschl selbst seine Lehre von der Person

*) Der Herausgeber der Miniaturbibel.

Christi zusammengefaßt hat. Bei der Behandlung des zweiten Teils gab er zunächst seiner Freude darüber Ausdruck, daß Ritschl die Person Christi so entschieden in das Zentrum gerückt hat. „Mit größtem Nachdruck hat er die unbedingte Bedeutung der Person Christi für die ganze Menschheit geltend gemacht und damit aufs entschiedenste den Anspruch des Christentums, die vollkommene Religion zu sein, vertreten." Trotzdem wurden von Riggenbach ernste Bedenken gegen Ritschls Theologie geltend gemacht: 1. Die Lehre ist nicht durchaus schriftgemäß; 2. Ritschls Christologie bringt eine Verarmung des Glaubens mit sich; 3. Ritschls Lehre macht uns die Person Christi nicht verständlicher. Zum Schluß seines Vortrags gab er seiner Freude Ausdruck über die Lebensäußerungen, die auch von Ritschl ausgegangen seien, und erzählte, daß ihm ein schweizerischer Theologe gesagt habe, er sei durch Ritschl zum Glauben an den lebendigen, persönlichen Gott und zur Erkenntnis Jesu Christi gelangt. — Die Konferenz der „Alten Predigerschüler" im Jahre 1901, die zugleich die Gedenkfeier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Predigerschule war, wurde vom 11. bis 14. Juni in Basel abgehalten. Über dieser Konferenz lag ein Schatten. Direktor Arnold war nicht mehr der kerngesunde, kräftige Mann wie bisher. Er leitete zwar die Konferenz mit verhältnismäßig großer Frische; doch konnte es nicht ganz verborgen bleiben, daß das Herz ihm zu schaffen mache. Bei dieser Konferenz hielt Eduard Riggenbach am 13. Juni eine wohltuende Abendandacht über 2. Kor. 2, 14—17, die er mit den Worten schloß: „Vor Gott reden wir in Christo. Wenn wir doch einen so gnädigen Herrn haben wie den Herrn Jesus, wenn wir ihn kennengelernt haben als unsern Erlöser und Heiland, der uns täglich reichlich die Sünden vergibt, uns antun will mit Kraft von oben und allezeit uns gibt, was zu unserem inneren Leben notwendig ist, sollen wir da noch ängstlich und zaghaft sein? Es ist so einfach, liebe Brüder, zu wandeln als Menschen, die nichts haben, aber alles vom reichen Herrn holen können, zu wandeln als Menschen, die ihrer Ohnmacht sich

bewußt sind, aber an Christum sich anschließen, von ihm nehmen, was ihnen nottut, zu wandeln vor dem Gott, dem wir Rechenschaft geben müssen für jedes Wort, für jede Tat, der aber auch der rechte Vater ist über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden, zu dem wir kommen dürfen mit allen Verfehlungen und Sünden, dem wir sie bekennen dürfen, und der uns davon erlöst. — Liebe Brüder, wenn wir so vor Gott wandeln, so wird, wenn auch in viel geringerem Maße als bei Paulus, bei uns doch etwas zu verspüren sein von dem Wohlgeruch Christi. Und wenn wir, die wir aus unserer Schule ausgegangen sind, das Zeugnis von der Welt empfangen: es sei an uns etwas zu merken von Christus, von dem Gott, vor dem wir stehen und dem wir dienen, so wird das auch ein Empfehlungsbrief für die Schule sein, der ihr Kredit schafft in allen Landen."

Im Jahre 1897 stellten sich bei Direktor Arnold Herzstörungen ein, die der Arzt sehr ernst nahm. Da eine Verlängerung der Sommerferien 1898 nicht die erwünschte Kräftigung brachte, so mußte im Wintersemester 1898/99 die Arbeit erheblich eingeschränkt werden. Dies machte sich natürlich bei der Leitung der Schule deutlich fühlbar. Als auch während der Frühjahrsferien 1899 keine wesentliche Besserung eintrat, sah sich Arnold zu Anfang des Sommersemesters nach einem Manne um, der „Gabe und Erfahrung zur Leitung und Geschäftsführung habe, um dem Direktor zur Seite zu stehen und ihn nötigenfalls auch zu vertreten". Die Wahl fiel auf Inspektor Schlitter, der während der letzten zehn Jahre die Schullehrerbildungs- und Kinderrettungsanstalt Lichtenstern in Württemberg verwaltet und geleitet hatte. Als die Verhandlungen mit Schlitter bereits vor dem Abschluß standen, starb am 16. Juni Johannes Gutscher, der Lehrer, der Wahrheit und Liebe zu solch schöner Einheit verband. Infolgedessen schrieb Pfarrer Preiswerk, der Präsident des Komitees, unterm 28. Juni an Schlitter: „... Das Komitee der Predigerschule hat nach reiflicher Beratung in seiner letzten Sitzung einstimmig beschlossen, den Ruf zur Wiederbesetzung der erledigten Lehrstelle an

Sie zu richten. Es sind Ihnen dabei im wesentlichen dieselben Fächer zugedacht, welche Herr Gutscher hatte, nämlich Dogmatik, Ethik und ein Anteil am philologischen Unterricht, namentlich im Griechischen. Außerdem würde es zu Ihren Obliegenheiten gehören, soweit es Ihre Zeit und Kraft ohne Überbürdung gestatten würde, in der Stellung eines Konrektors dem Direktor besonders im Verkehr mit den Schülern helfend an die Hand zu gehen, sowie auch denselben amtlich zu vertreten, wenn seine geschwächte Gesundheit zeitweise solches erheischen sollte." Schlitter schreckte vor der neuen, großen Aufgabe etwas zurück, zumal die „Grünen Blätter" von Joh. Müller bei einem Teil der Schüler die Freude an dem Studium der Dogmatik erheblich herabgemindert hatten, nahm aber schließlich den Ruf an und trat mit Beginn des Sommersemesters 1900 sein neues Amt an.

Nun standen die beiden Freunde Riggenbach und Schlitter wieder an einer Arbeit, an einer schönen und großen Arbeit. Riggenbach tat alles, um dem Neuling das Einarbeiten zu erleichtern. Bald kam eine wichtige Frage in Sicht, die Frage nach der Umgestaltung des Lehrplans. Bisher gingen philologische Schulung und theologische Studien nebeneinander her. Das hatte manche Vorzüge, aber auch entschiedene Nachteile. Unter der Verquickung litt beides. Die Schüler, welche sich zugleich auf die Maturitätsprüfung vorbereiten wollten, konnten die theologische Arbeit nicht mit dem nötigen Nachdruck betreiben. So blieben gehaltvolle Stunden fast wertlos. Eine schärfere Trennung von philologischer Schulung und theologischen Studien erwies sich darum als notwendig. Der neue, von Riggenbach entworfene Lehrplan schlug eine drei Jahrgänge umfassende philologische Vorschule und eine theologische Schule von sechs Semestern vor. Unzählige Konferenzen wurden der Besprechung gewidmet. Der Direktor konnte sich jedoch, obgleich der Plan Zustimmung im Lehrerkollegium gefunden hatte, für die Neugestaltung der Studienordnung nicht erwärmen. Und Herr v. Hüene hatte wohl recht, wenn er in der letzten Konferenz erklärte: „Ohne die innere Zustimmung des

Direktors kann und darf man derartig einschneidende Änderungen nicht durchführen." So blieb vorerst alles beim alten trotz der großen Arbeit und Mühe, die sich Riggenbach mit dieser Sache gegeben hatte.

Sehr viel war Riggenbach daran gelegen, die Einigkeit im Geist im Lehrerkollegium zu erhalten. Alle zwei Monate kamen die Lehrer mit ihren Frauen im Hause Riggenbach zusammen. Man aß gemeinsam zu Abend; dann unterhielten sich die Damen über ihre Angelegenheiten, während die Herren vorwiegend über die Fragen und Sorgen der Schule sich aussprachen. Natürlich kamen mitunter auch Meinungsverschiedenheiten zum Ausdruck, zumal Riggenbach mit der Blumhardt'schen Richtung nicht einig gehen konnte, während Pfarrer Preiswerk „alle Phasen der Entwicklung dieses Mannes mitmachte und den Losungsworten, die in Boll ausgegeben wurden, treulich Folge leistete". Trotzdem schätzte Riggenbach den mannhaften Kollegen sehr, schrieb er doch über den am 14. August 1923 Heimgegangenen: „Ich brauche hier nicht auszuführen, wie vorzüglich er für seine Tätigkeit qualifiziert war. Er lebte und webte im Alten Testament und war ein Lehrer von Gottes Gnaden. Er wußte den Stoff, den er vollständig beherrschte, überaus anschaulich zu behandeln und in methodischem Fortschritt darzubieten ... Ich kann noch heute nur mit der größten Dankbarkeit und Anerkennung daran denken, wie sich Preiswerk durch nichts in seiner Arbeit an der Schule irremachen ließ, sondern ihr stets die Treue hielt. Treue war überhaupt der Grundzug seines Wesens. Er hat sie bis zuletzt seinen Freunden und Schülern gehalten." Dieselbe Liebe verband Riggenbach auch mit den andern Kollegen. Besonders hoch aber stand in seiner Achtung Herr v. Hüene, von dem er urteilte: „Eine gleiche Verbindung von religiöser Tiefe, wissenschaftlicher Tüchtigkeit, seelsorgerlicher Treue und hingebender Selbstverleugnung wird kaum wieder zu finden sein."

Schon im Dezember 1893 hatte Riggenbach erkannt und an Professor Schlatter geschrieben: „Die doppelte Aufgabe, welche ich durch meine Tätigkeit an der Predigerschule und an der Universität habe,

ist für meine Kraft manchmal etwas zu groß." Von Jahr zu Jahr wurde es aber deutlicher, daß dieses Doppelamt an der Predigerschule und an der Universität, zusammen mit den vielen Nebenaufgaben, die auf Professor Riggenbach einstürmten, auf die Dauer auch für einen sehenden Mann eine zu große Belastung gewesen wäre, die ihn vor der Zeit hätte arbeitsunfähig machen müssen. So mußte sich Riggenbach entscheiden, auf welchen Auftrag er verzichten solle. Diese Entscheidung hat ihm viel zu schaffen gemacht. Schließlich ist er aber doch in ruhiger Erwägung des Sachverhalts seines Weges gewiß geworden. Aus der göttlichen Fügung der Umstände erkannte er immer klarer, daß er die Arbeit an der Hochschule nicht aufgeben dürfe. So legte er am 27. September 1901 das Gesuch um seine Enthebung von dem Lehramt an der Predigerschule dem Komitee vor und schloß dasselbe mit folgenden Worten: „Ich darf es als selbstverständlich bezeichnen, daß ich nach wie vor mit lebendigem Interesse und herzlicher Anteilnahme die Entwicklung der Predigerschule verfolgen werde, und bin davon überzeugt, daß ich auch, ohne dem Lehrkörper anzugehören, Gelegenheit finden werde, ihre Bestrebungen zu fördern." Natürlich war das Bedauern über den Rücktritt Riggenbachs bei allen Freunden der Predigerschule sehr groß. Man sah aber, wenn auch mit großem Schmerz, daß man ihn zum Bleiben weder nötigen dürfe noch könne. Welchen Verlust die Predigerschule erlitt, das empfanden besonders seine ehemaligen Schüler; sie wußten, was sie an ihm gehabt hatten. Pfarrer Rupflin sagt: „Sein Andenken bleibt im brasilianischen Urwald im Segen." Pastor Overmann bezeugte: „Wie ist er uns ein so treuer Freund und Berater gewesen, wie mächtig und entscheidend war sein Wort und sein Einfluß auf uns, und ich bekenne es dankbar und gern — auch für mein inneres Leben." Und Pfarrer Baun, der gewandte Schriftsteller, schrieb gewiß mit Zustimmung Vieler: „Mein unauslöschlicher Dank folgt dem hochbegabten, charaktervollen und um unsere Predigerschule so hochverdienten Mann in die Ewigkeit nach."

Der Dozent an der Universität

Schon ehe Eduard Riggenbach seine theologischen Studien aufnahm, war er durch Gottes Führung seines Heils und seines Glaubens gewiß geworden. Es lebte in ihm durch Gottes Gnade ein neuer Mensch, und dieser fand im Worte Gottes seine Nahrung, sein Lebensbrot. Dieses Gotteswort besser zu verstehen und den ganzen Heilsratschluß Gottes zu erfassen, das war ihm schon bei seinem Eintritt in die Predigerschule Lebenszweck. Es ist daher begreiflich, daß er die Lehre des Bibeltheologen Tobias Beck, wie sie ihm durch seine ersten theologischen Lehrer dargeboten wurde, mit begierigem Herzen aufnahm. Was ihm die Beck'sche Theologie gab, förderte sein inneres Leben und stärkte dadurch seine Position. Die Predigerschule brachte ihm aber auch die erste Befreiung. Die Lehrer hielten gleich dem von ihnen hochverehrten Professor Beck am Worte Gottes unerschütterlich fest, zeigten aber auch, daß dieses Wort uns nicht Aufschluß geben will über alle möglichen geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Fragen, daß dieses Wort vielmehr die Offenbarung des heiligen Gottes enthält, die wir in stets erneutem Gehorsam erfassen müssen. Damit war die Richtschnur gegeben, die Riggenbachs theologische Entwicklung bestimmen sollte. Bei aller Klarheit und Festigkeit seiner Position war er nie fertig in seiner Theologie. Und bei allem Bemühen um scharfe begriffliche Erfassung der biblischen Verkündigung war ihm nicht das verstandesmäßige, sondern das willensmäßige Aneignen des Wortes Gottes die Hauptsache. Das bloß Stimmungshafte sagte ihm nicht zu. Er stand seinem ganzen Wesen nach dem Spielen mit Widersprüchen und dem Schwelgen in der Dialektik fern. Daß er dennoch nicht gesonnen war, der Autorität eines Tobias Beck sich kritiklos zu unterwerfen, zeigte sich bald. Als er im Winter 1893/94 zum erstenmal den Römerbrief las, erklang in seinen Ausführungen bereits hell und klar das paulinische Evangelium von der Rechtfertigung als einem reinen Gnadenakt Gottes.

Im Mittelpunkt seiner Forschung stand das Neue Testament. Da er bald erkannte, daß es zum richtigen Verständnis desselben viel beitrage, wenn man sich gründlich in das zeitgenössische Judentum versenke, so sehen wir ihn schon frühe auf dem Weg eines eingehenden Studiums der jüdischen Literatur. Dabei wurde ihm Professor Schlatter ein guter Führer.

Bei seinen exegetischen Arbeiten machte sich immer stärker das Verlangen geltend, einen durchaus zuverlässigen Text zu besitzen. Das führte ihn zu textkritischen und kanongeschichtlichen Studien, die er seit 1892 mit einer ausgesprochenen Vorliebe trieb. Manche seiner Freunde schüttelten darüber den Kopf. Es war auch ein geradezu heroischer Entschluß, in ein Reich eindringen zu wollen, dessen Betreten und Durchwandern ein gutes Auge voraussetzt. Er betrat aber dieses für ihn doppelt schwierige Gebiet nicht etwa, wie etliche wähnten, um zu zeigen, daß es für seine Energie keine Hindernisse gebe, sondern aus wirklicher Gewissenhaftigkeit; erzählte doch Professor Schrenk in einem Vortrag*): „Es hat jemand, der Riggenbach nahesteht, das feine Wort gesagt, seine Vorliebe für Textkritik hänge zusammen mit seinem Charakterzug, in sich und um sich ganze, durchsichtig klare Ordnung zu erstreben." Gerade darum scheute er keine Mühe oder Anstrengung, wenn es galt, irgendeine Sache — und wenn es auch eine scheinbare Kleinigkeit war — einwandfrei festzustellen. Bei ihm konnte man lernen, was es um eine selbstlose, hingebende, aufopfernde wissenschaftliche Forschung ist. In der Akribie seiner theologischen Arbeit blieb er unübertroffen. Eine gesammelte Konzentration und eine rastlose, zähe Energie kamen ihm dabei zu Hilfe, aber auch ein ans Wunderbare grenzendes Gedächtnis. Es war staunenswert, wie er in den Codices Bescheid wußte, welche Fülle von Lesarten ihm gegenwärtig waren, und wie sicher er sich in allen textkritischen Fragen bewegte. Professor Bernhard Riggen-

*) 1929, bei der Konferenz positiver Pfarrer in Zürich.

bach rief ihm einmal scherzend zu: „Sie kennen die Codices besser als ich meine Verwandten, über die ich von alters her orientiert worden bin wie kaum einer." Ganze Bücher arbeitete er durch, um sich über eine uns vielleicht nebensächlich erscheinende Frage Klarheit zu verschaffen; unermüdlich schlug er die verschiedensten Autoren nach, um hinter die Bedeutung eines griechischen Ausdrucks zu kommen. Darum fanden seine Arbeiten auf dem Gebiet der Textkritik in steigendem Maße die Bewunderung der Gelehrten. Landesbischof D. Ihmels bekannte einmal: „Es war mir immer ein völliges Wunder, wie Riggenbach trotz der Hemmung, mit der er zu kämpfen hatte, sich gerade auch in die Quellen des Neuen Testaments, wie denn überhaupt in die gesamte Literatur einzuarbeiten vermochte." Einer seiner Fachgenossen aber, der über Textkritik las und schrieb, sprach ihm einst — ohne ihn zu kennen — seine große Anerkennung aus über eine textkritische Arbeit und bemerkte dabei, er müsse neben seinem klaren Spürsinn über besonders scharfe Augen verfügen. Als dieser Herr erfuhr, daß Riggenbach schon lange blind sei und alles durch fremde Augen sich zutragen lassen müsse, stieg seine Bewunderung noch viel mehr.

Allerdings fragt man sich, ob diese Einzelstudien wirklich den Zeitaufwand, die große Mühe und Kraft wert waren, die darauf verwendet wurden, ob diese reichen Gaben nicht in der Auseinandersetzung mit den großen Problemen der Theologie eine noch wertvollere und fruchtbarere Verwendung gefunden hätten. Aber offenbar entsprachen gerade diese Forschungen der Eigenart Riggenbachs; auch darf man nicht vergessen, daß diese Studien immer wieder größeren und umfassenderen Arbeiten zugute kamen. Die Ergebnisse seiner Kleinarbeit dienten ihm dazu, die grundsätzlichen Fragen der Theologie einer erneuten Prüfung zu unterziehen. Dabei legte er die Sonde immer wieder an die eigene Grundlage und unterwarf ihre Tragfähigkeit einer sorgfältigen Untersuchung.

Bei dem Aufbau seiner Theologie ging er in den Bahnen von

Kähler, Godet, Theodor Zahn, Cremer und Schlatter; auch J. Chr. K. v. Hofmann verdankte er viel; und die Freundschaft mit Conrad v. Orelli wird bei seinen Arbeiten da und dort sichtbar. Maßgebend war für ihn in allem das Schriftwort. Den geschichtlichen Charakter der Schrift hat er dabei durchaus anerkannt und die menschliche Seite an ihr auch ängstlichen Laien gegenüber nicht verhüllt. Die Größe dessen, was Gott der Welt in Christus geschenkt hat, wurde ihm dadurch nicht gemindert. Ihm war es stets um das Aufbauende, Positive, um die Einführung der Gemeinde in den ganzen Heilsratschluß Gottes zu tun, nicht um Kritisieren und Auflösen. Das spürten selbst die Hörer, die in der Beurteilung der Schrift nicht ganz mit ihm einig waren, und darum genoß er auch das Vertrauen der pietistischen Laienkreise in der Schweiz und in Süddeutschland in hohem Maße. Mit den Vermittlungshypothesen wollte er sich nicht befreunden. Er suchte nach dem Bericht der Augen- und Ohrenzeugen aus dem Jüngerkreise Jesu. Mit dem „gefälschten" apostolischen Wort konnte er nichts anfangen.

Ein lebhaftes Bedürfnis war ihm der Gedankenaustausch mit seinen Fachgenossen. Es gereichte ihm daher zur Freude, daß er im Jahre 1898 eine wissenschaftliche Reise machen konnte. Was ihn zu dieser Reise veranlaßte, sprach er in den Worten aus: „Da ich meines Leidens wegen nie auswärts hatte studieren können, so empfand ich es stets als einen Mangel, daß es mir an persönlichen Beziehungen zu deutschen Hochschulen fehlt. Es ist doch wichtig, daß man einmal über seinen eigenen Kreis hinausschaut und andere Menschen, Verhältnisse und Methoden kennen lernt." So trat er am 24. April in Begleitung eines jungen Kandidaten der Theologie, des jetzigen Stadtpfarrers Duisberg in Friedrichshafen, die Reise nach dem Norden an. Der Weg führte zu neun Universitäten: Marburg, Göttingen, Jena, Halle, Leipzig, Greifswald, Berlin, Erlangen und Tübingen. Die Reise war ziemlich anstrengend. Riggenbach hörte hundertneunzehn Vorlesungen, machte neunundvierzig Besuche, empfing deren

fünfzehn und nahm vierundzwanzig Einladungen an. Abends wurden die Eindrücke schriftlich niedergelegt. Natürlich konnte er den Gedankengang jedes Kollegs noch genau festhalten, auch wenn er des Tags, was nicht selten vorkam, sechs Stunden im Hörsaal gesessen hatte. Die Dozenten zeichnete er in ihrer Eigenart mit einer Klarheit und Schärfe, daß der Reisebericht zu einer unterhaltenden Lektüre geworden ist. Auf der Bahn wurde, um die Zeit zu nützen, allerlei gelesen, unter anderem Pestalozzis „Lienhard und Gertrud". Mit seiner Frau blieb er in regem Verkehr; die Briefe diktierte er seinem Begleiter. Aber einmal griff der blinde Mann doch selbst zum Stift und schrieb seit seiner Erblindung vor zweiundzwanzig Jahren zum erstenmal wieder einen eigenhändigen Brief, der zwar nicht gerade leicht lesbar ist, der aber doch heute nach vierunddreißig Jahren noch gut entziffert werden kann. Es sind nicht etwa, wie man vermuten möchte, nur ein paar Worte, sondern es ist ein wirklicher Brief an seine Frau. Er lautet: „Montag*) nachmittags: Ich habe es Deinem letzten Brief wohl angemerkt, daß Du gegenwärtig keine leichte Zeit hast. Wie sehr bedaure ich Dich, und wie gerne wäre ich bei Dir, um Dir wenigstens ein bißchen beizustehen! Du weißt doch, daß ich Dich von Herzen lieb habe und so glücklich bin, Dich, Du Liebe, zu besitzen. Was würde ich doch anfangen, wenn ich Dich nicht hätte, Du liebstes Herz! Ich freue mich ungemein auf die Rückkehr zu Dir und den Kindern. Wir wollen eben recht zusammenhalten, dann wird alles gut gehen. Gottlob, daß wir an den lebendigen Gott glauben dürfen. Das gibt uns einen festen Halt zu aller Zeit. Nun sind es nicht einmal mehr acht Tage, bis wir wieder beisammen sind, so Gott will. Deine Briefe sind mir eine tägliche Freude. Nun lebe wohl, liebstes Herz! Es grüßt Dich aufs herzlichste Dein treuer Eduard."

Am Samstag, den 28. Mai, kehrte er nach Basel zurück und wurde am Badischen Bahnhof von seiner Gemahlin und seinem Söhnlein

*) 23. Mai 1898.

abgeholt. Später hat er des öfteren und stets gerne von seiner Studienreise erzählt. Daß er mit manchen hervorragenden Hochschullehrern in persönliche Berührung kommen konnte, war ihm besonders wertvoll. Der Ertrag einer solchen Reise läßt sich ja nicht in eine kurze Formel zusammenfassen, das aber steht fest, daß der Gewinn für Eduard Riggenbach nicht gering gewesen ist.

Sehr lieb war es ihm immer, wenn er mit Professor Kähler in Freudenstadt zusammen sein und über theologische Fragen mit ihm reden konnte. Den reichsten Verkehr aber hatte er mit Professor Adolf Schlatter. Das freundschaftliche Verhältnis, das zwischen den beiden Männern bestand, vertiefte sich immer mehr, und so war es möglich, alle Probleme mit rückhaltloser Offenheit durchzusprechen. Auch Professor Theodor Zahn verehrte und schätzte er hoch und benützte jede Gelegenheit, mit ihm zusammenzukommen. Um so schmerzlicher war es für Riggenbach, daß eine Zeitlang eine Erkältung in den Beziehungen zu Theodor Zahn eintrat. Durch die Ausführungen Riggenbachs in seiner Schrift: „Über die Bedeutung der Offenbarung Johannis für die Gegenwart" fühlte Zahn sich gekränkt. Er schrieb: „Was mich so sehr betrübt, ist nicht, daß meine jahrelange Arbeit an der Apokalypse in wesentlichen Punkten für Sie vergeblich geschehen ist, sondern daß Sie den Protest gegen meine Aufstellungen in einer kurzen, populären Schrift für die Gemeinde erhoben haben, wo er nur neue Verwirrung anrichten kann." Glücklicherweise aber kam es doch bald zur Verständigung und zur Wiederherstellung der Freundschaft.

Nach Möglichkeit wurde auch brieflicher Gedankenaustausch gepflegt. Schon anfangs der neunziger Jahre trat Riggenbach in Fühlung mit den beiden Tübinger Professoren Robert Kübel und Theodor Häring. Sehr fruchtbar gestaltete sich sein Briefwechsel mit Professor Eberhard Nestle. Als dieser sein Meisterwerk, das „Novum testamentum Graece cum apparatu critico"*) herausgab, wandte er sich wieder-

*) Das Neue Testament, griechisch, mit kritischem Apparat.

holt an Riggenbach, und man sieht, welches Ansehen der junge Dozent schon damals als Textkritiker in den Fachkreisen genoß. Mit Dr. Hermann Menge in Goslar, Dr. Heinrich Wiese in Göttingen, Professor Alfred Rahlfs in Göttingen und Professor Alexander Souter in Aberdeen unterhielt er bis an sein Lebensende regen Verkehr.

Gerne zog er auch philologische Autoritäten zu Rate; besonders eng war er verbunden mit Professor Debrunner, der von 1912 bis 1915 Lehrer an der Predigerschule war. Wenn ärztliche Wissenschaft mitzureden hatte, wie bei der Frage über die Besessenen, wandte er sich an Männer wie Professor Stoevesandt in Bremen. Mit seinem Schwager, Professor Heinrich Gelzer, ordentlichem Professor der alten Geschichte in Jena, stand er gleichfalls in lebhaftem geistigem Verkehr. Mit besonderem Interesse verfolgte er dessen wissenschaftliche Reise durch Bulgarien im Jahr 1902 und seine Forschungen in den Athosklöstern. Wenn auch seine Hoffnung, durch ihn noch ungedruckte Manuskripte, namentlich von Papias, zu erhalten, nicht in Erfüllung ging, so brachte ihm doch diese Verbindung manchen wissenschaftlichen Gewinn. In dem Nachruf auf seinen Bruder, den Astronomen und Meteorologen Professor Albert Riggenbach-Burckhardt, schrieb er, daß er zwecks besserer Einsicht in die astrologischen Anschauungen des Altertums in Aussicht genommen habe, sich einen Spezialkursus in der Astronomie erteilen zu lassen. Es hat sich denn auch ein Schüler Albert Riggenbachs, der mit einem Lehrauftrag in der Astronomie betraut war, und der sich in den vorangegangenen Jahren speziell mit der alten Astrologie befaßte, erboten, ihn in dieses Gebiet einzuführen, weil er hoffte, dabei auch viel von Eduard Riggenbach lernen zu können. Wenn sich die gemeinsame Arbeit auch nicht so durchführen ließ, wie sie geplant war, so zeigt die Sache doch, wie gründlich und weitausschauend Riggenbach in seiner wissenschaftlichen Forschung war.

Wertvolle Bereicherung seines geistigen Lebens fand Eduard Riggenbach auch in dem theologischen Kränzchen, das Professor v. Orelli

um sich sammelte. Nach dem Tode des verehrten Lehrers ließ er dieses Kränzchen in etwas veränderter Form wieder aufleben. Es nahmen daran teil die Professoren der Basler Fakultät: Alt, Heinzelmann, Eichrodt, sodann einige Theologen aus der Stadt: Inspektor Oettli, Rektor Möller, Rektor Eduard Riggenbach, sowie die Pfarrer Hans Anstein, Heinrich Gelzer, Max v. Orelli, Theophil Iselin u. a. Man kam regelmäßig am Mittwochnachmittag im Studierzimmer Riggenbachs zusammen. Zuerst wurden Tagesfragen besprochen; dann nahm man etwas Theologisches vor. Sehr verschiedene Gegenstände kamen dabei zur Behandlung, bald etwas Exegetisches, etwa der Kolosserbrief, das Buch Daniel oder die Offenbarung, dann wieder etwas Biblisch-Theologisches, z. B. die messianischen Weisfagungen, oder Systematisches, wie Veröffentlichungen von Seeberg oder Karl Stange, „das Heilige" von Rudolf Otto oder die Ethik von Schlatter. Im Sommer 1925 beschäftigte man sich mit der Versöhnungslehre. Professor Heinzelmann trug seine dogmatischen Anschauungen darüber vor und gab wertvolle Anregungen zu fruchtbarer Diskussion. Riggenbach war die Seele dieser Zusammenkünfte, und wie alles, so pflegte er auch das Kränzchen mit großer Treue. Die Referate, die er hielt, waren immer wohl erwogen und sorgfältig vorbereitet. Seine gehaltvollen Voten brachten wertvolle Beiträge zur Besprechung. Besonders dankbar aber waren alle Teilnehmer dafür, daß er eifrig über der vollen Freiheit des Meinungsaustausches wachte; jeder durfte seine Ansicht offen zum Ausdruck bringen, auch wenn sie ketzerisch klang. Nichts wurde übelgenommen. Hier zeigte sich, wie weitherzig er solchen gegenüber war, von denen er wußte, daß sie mit ihm auf demselben Boden standen. Am 9. März 1924 konnte er an Professor Alt schreiben: „Wären unsere theologischen Kränzchen nicht so schön, so würde ich Dich um das Zusammensein mit Kittel, Böhmer und Girgensohn am Samstagnachmittag beneiden."

So benützte Riggenbach alle Mittel und Gelegenheiten, um seinen geistigen Besitz zu mehren, damit er seinen Unterricht möglichst frucht-

bringend gestalten könne. Am 30. Mai 1892 erhielt Lizentiat Riggenbach vom Erziehungsdepartement des Kantons Basel-Stadt die Mitteilung, daß die Kuratel der Universität in Genehmigung des Beschlusses der theologischen Fakultät und der akademischen Regenz ihm die venia legendi erteilt habe. Die erste Vorlesung*): „Erklärung der Leidens- und Auferstehungsgeschichte Jesu nach den vier Evangelien", die er im Winter 1892/93 hielt, nahm sein ganzes Sinnen und Denken in dem Maß in Anspruch, daß er sich in dieses Thema immer mehr vertiefte und die Sache stets wieder neu ausarbeitete, so daß er dieses Kolleg zwölfmal mit ungebrochener Freudigkeit lesen konnte. Diese Vorlesung stellte besonders starke Anforderungen an Riggenbachs Gedächtnis, mußte er doch neben etwa hundert Zitaten und Bibelstellen in jeder Stunde noch den genauen Wortlaut der zu behandelnden Verse aus allen Evangelien auswendig wissen. Während seiner fünfunddreißigjährigen akademischen Wirksamkeit hat er fast sämtliche Schriften des Neuen Testamentes erklärt. Zu Beginn jedes Kollegs zählte er auswendig alle Kommentare auf, die über das betreffende Buch der Schrift geschrieben worden waren, mit genauer Angabe des Verfassers und der Jahreszahlen der verschiedenen Auflagen. Ein bereits heimgegangener schwäbischer Geistlicher schrieb über Riggenbachs Auslegung des Neuen Testamentes: „Ich habe einst, als ich schon längst Pfarrer war, ein Kolleg von Professor Riggenbach gehört. Das war ein Muster einer genauen und gründlichen Textbehandlung; da kam nicht nur jedes Wort, sondern auch jedes Zeichen und jede Lesart zu ihrem Recht, wie ich es derart bei keinem meiner sehenden Dozenten jemals vernommen habe." Manche seiner Studenten erklärten, sie hätten erst bei Riggenbach gelernt, die neutestamentlichen Texte richtig zu lesen. Im Sommer 1903 trug er zum erstenmal die „Geschichte des neutestamentlichen Textes" vor. Und gerade dieses Kolleg, von dem man annehmen mußte, daß es einem blinden Do-

*) Das Verzeichnis der Vorlesungen s. Seite 290–292.

zenten die größte Mühe machen müsse, fand eine besonders dankbare Aufnahme bei den Studenten. Die Zahl der Hörer wuchs so an, daß man das vorgesehene Auditorium verlassen und ein größeres aufsuchen mußte. Die Hörerschaft konnte sich nicht genug wundern, wie mühelos er sich in dem Gewirre der Handschriften und Lesarten bewegte. Öfters ging er mit seinen Schülern auf die Universitätsbibliothek, die manch reichen Schatz ihr eigen nennt, und zeigte — er, der blinde Mann — die Besonderheiten der einzelnen alten Handschriften. Dabei verfehlte er nicht, seine Studenten zur Weiterarbeit auch auf diesem Gebiete zu ermuntern. Seine Anregung blieb auch nicht ohne Erfolg. So schrieb Heinrich Wind später einmal: „Die Mahnung, die Sie uns Studenten im letzten Kolleg über die Geschichte des neutestamentlichen Textes mit auf den Weg gaben, es nie zu versäumen, in alte Handschriften Einsicht zu nehmen, wo wir Gelegenheit dazu hätten, ließ ich mir gesagt sein. Auf dem Weg nach Halle war ich in Bamberg bei Freunden eingeladen; da besuchte ich denn auch die Bibliothek, die ziemlich viel Handschriften besitzt." — Sehr am Herzen lag ihm, die Studenten mit den Aufgaben und Zielen der Äußeren Mission vertraut zu machen. Er begrüßte es daher, daß der Inspektor der Basler Mission für Indien, Joh. L. Frohnmeyer, den die Universität Tübingen zum Lizentiaten der Theologie ernannt hatte, an der Basler Universität Vorlesungen über Missionswissenschaft hielt, und daß dadurch die Mission ein Heimatrecht an der Universität fand. Nach dem Heimgang Frohnmeyers behandelte er selbst die Fragen der Äußeren Mission in seinen Kollegien. Zum erstenmal geschah das im Sommersemester 1923. Darüber schrieb er an Professor Alt: „An der Einführung in die Basler Mission beteiligen sich mit vollem Einverständnis der Fakultät die hiesigen Missionsmänner durch Vorträge. Das gibt dem Ganzen Leben und Wärme. Die Anteilnahme der Studenten ist sehr erfreulich." Im darauffolgenden Wintersemester las er dann: „Das Missionsproblem des Urchristentums" (für Hörer aller Fakultäten), 1924/25: „Gegenwartsaufgaben der Basler Mission",

und 1925/26: „Die Mission im apostolischen Zeitalter". Es wäre sehr zu wünschen, daß die Äußere und die Innere Mission aus den Vorlesungsverzeichnissen unserer Hochschulen nicht mehr verschwinden würden. Besonderer Wertschätzung erfreute sich auch sein Kolleg über Homiletik mit den damit verbundenen praktischen Übungen.

Die Kollegienhefte legte er nicht nur mit äußerster Sorgfalt an, sondern trug bei seinen ausgedehnten Studien alles aufs pünktlichste nach, so daß sie stets über das Neueste orientierten. Kaum unter den Sehenden dürfte es einen Forscher geben, der in seinen Vorlesungen auch die allerjüngste theologische Literatur so gewissenhaft berücksichtigt, wie er es getan hat. Infolgedessen sind die einzelnen Hefte zu umfangreichen Bänden angeschwollen, und manche seiner einstigen Studenten wünschten, man solle sie drucken lassen. Die Witwe konnte sich dazu nicht entschließen, und sie hatte damit sicherlich recht; denn diese Bände würden trotz ihres stattlichen Umfangs doch kein richtiges Bild von den Vorlesungen geben. Bedauernswert wäre es freilich, wollte man sie nach dem Rezept eines deutschen Professors behandeln, der in seinem Testament bestimmt hatte: „Meine Kollegshefte sind nach meinem Tode zu verbrennen." Dafür bergen diese Zeugen emsigen Fleißes zu reiches Material. Dankbar haben einzelne Kollegen, die Einsicht nehmen durften, das schon bestätigt.

Professor Riggenbach hat die konversatorische Behandlung des Stoffes mit Vorliebe gepflegt und war darin ein Meister, der vorzüglich zu selbständiger Mit- und Weiterarbeit anregen konnte. Er hatte immer eine Anzahl Themata bereit, die er ausarbeiten ließ. Die Besprechung dieser Arbeiten konnte er sehr fruchtbringend gestalten. Auch den einstigen Schülern, die bereits im Amt standen, gab er allerlei Ermunterungen und Weisungen für weiterreichende Studien. Gerne diente er sodann mit seiner Bibliothek, wenn einer seiner früheren Schüler einen Vortrag zu halten hatte oder einen Band zu seinen persönlichen Forschungen benötigte. So kam's, daß er von denen, die wirklich vorwärts kommen wollten, häufig um Rat gebeten wurde.

Und man erhielt stets wertvolle Auskunft von ihm, auch wenn anderes seine Zeit und Kraft aufs höchste in Anspruch nahm. Pfarrer Lizentiat Stork hat in tiefempfundener Dankbarkeit seine Lizentiatenarbeit über die sogenannten Melchisedekianer seinem Lehrer „in piam memoriam gewidmet.

Wie sehr Riggenbach daran gelegen war, seinen Schülern auch noch zu dienen, wenn sie schon im Pfarramt standen, zeigt ein Brief, den er unterm 24. Mai 1915 schrieb: „Lieber Herr Pfarrer! Mit großem Interesse habe ich Ihren Artikel im „Kirchenfreund" gelesen und sage Ihnen herzlichen Dank dafür. Ihren praktischen Ausführungen stimme ich rückhaltlos zu und finde es sehr nötig und wichtig, daß diese Grundgedanken der Heiligen Schrift betont werden, wie es von Ihnen so klar und eindrücklich geschehen ist. Gegen die exegetischen Ausführungen habe ich noch einige Bedenken. Leider bin ich noch nie dazu gekommen, das Buch Daniel so sorgfältig zu studieren, daß ich mir ein selbständiges, allseitig begründetes Urteil darüber erlauben dürfte, so viel ich auch schon darüber gelesen habe. Professor v. Orelli hat das vierte Weltreich bis zu seinem Ende auf Rom gedeutet. Ich habe bisher nicht den Mut gefunden, mich für diese Auslegung zu entscheiden, und namentlich die Beziehung des Mischcharakters des vierten Reiches auf die Verbindung von Germanentum und Römertum in der Völkerwanderung scheint mir sehr gewagt. Haben wir irgendwo in der biblischen Weissagung eine Analogie dafür, daß künftige Verhältnisse, welche in der Gegenwart des Propheten noch gar nicht am Horizonte aufgetaucht waren, bereits den Gegenstand bestimmter, ins einzelne gehender Weissagungen bilden? So weit ich sehe, könnte man höchstens die Bileamsprüche dafür geltend machen; aber diese sind doch auch sehr schwer zu datieren und auszulegen. Ich beschäftige mich gegenwärtig gerade mit dem Tier in der Apokalypse. Auch hier habe ich durchaus den Eindruck, man müsse sich zunächst ganz auf den zeitgeschichtlichen Boden stellen und zu verstehen suchen, was der Seher den Gemeinden seinerzeit hat sagen wollen. Mir scheint, der Offen-

barungscharakter des Buches komme darüber nicht zu kurz, wenn wir auch die landläufigen Vorstellungen von der Unfehlbarkeit der Weissagung nach der Heiligen Schrift selbst etwas korrigieren müssen. Ich empfinde freilich die ganze Schwere des hier vorliegenden Problems und bin in mancher Beziehung selbst noch ein Suchender. Mit Ihnen will auch ich von der Schrift lernen, statt sie zu meistern."

Großen Anklang fanden in der Studentenschaft die offenen Abende, die Professor Riggenbach seit dem 18. November 1898 alle zwei Wochen in seinem Hause hielt. Es ging dabei recht gemütlich her. Man unterhielt sich über allerlei Tagesfragen, las v. Orellis „Wanderstaren" oder die originelle „Käspredigt" des Nidwaldner Pfarrers von Ah, meist aber ernstere Lektüre, z. B. von Kähler: „Die Bibel, das Buch der Menschheit" oder Schlatters Vortrag in der Versammlung der Predigergesellschaft zu Schaffhausen. Geschlossen wurde mit einer Andacht, die auf die Versammelten immer einen starken Eindruck machte. Ein Appenzeller Pfarrer schreibt in dankbarem Gedenken an diese schönen Stunden: „Unter den Erinnerungen an meinen hochverehrten theologischen Lehrer, Herrn Professor Riggenbach, stehen die offenen Abende an erster Stelle. Wie heimelig ließ es sich mit ihm verkehren. Das ist ja für den Studenten immer ein Erlebnis, wenn er mit seinem Lehrer frei und offen sich aussprechen darf. Bei Professor Riggenbach wurde einem immer das Herz warm. Auf alle Fragen ist er eingegangen, auch dann, wenn sich einer etwa einmal ungeschickt und unbeholfen ausdrückte. Und in der nachfolgenden Andacht fand er immer einen so herzlichen Ton, legte so viel Liebe und Ernst hinein, daß man etwas zu schmecken und zu sehen bekam von der wirklichen Gemeinschaft im Heiligen Geiste. Dieser Ton, diese Wärme und Herzlichkeit, dieses gemeinsame Gestelltwerden unter den lebendigen Christus, — das war besonders wohltuend für den Studenten, der von der Hochschule und ihrem oft nur zu wissenschaftlichen Betrieb herkam." Und ein junger Mediziner bekannte: „Wie dankbar ich die Bereicherung meines Lebens durch Ihre offenen Abende empfand, kann ich kaum in

Worte fassen. Nicht nur, daß ich für die Grenzgebiete zwischen Theologie und Medizin dabei lernen konnte; gerade auch in rein theologische Fachfragen hineinsehen zu können, mußte mir als Gewinn erscheinen für den späteren Verkehr mit Theologen. So hatte ich nie Ursache, mich vereinsamt zu fühlen in dem Sinne, daß Dinge zur Debatte gestanden hätten, die außerhalb meines Interesses lagen."

Professor Riggenbach galt nicht als der blendende, glänzende, hinreißende Dozent, wie wir deren manche an unsern deutschen Hochschulen haben; aber er war gründlich, klar und von absoluter Zuverlässigkeit. In dem Kreis, in den er hineingestellt war, hat er den nachhaltigsten Einfluß in wissenschaftlicher und seelsorgerischer Beziehung ausgeübt. Davon legen Hunderte von Zuschriften beredtes Zeugnis ab. So schrieb Pastor W. Nell: „Was ich ihm verdanke, reicht bis in die Ewigkeit. Großen Dank bin ich ihm schuldig nicht nur für viel Liebe, Freundlichkeit, Geduld und Nachsicht, sondern für sein Vorbild in der Treue und im Fleiß, in der wissenschaftlichen Genauigkeit, in seiner demütigen Gebundenheit an Gottes Wort und in seiner Glaubensfestigkeit auch in den schwersten Lagen." Raum finden mag auch noch ein Wort aus dem Büchlein: „Laß ein Mann mich werden!", das Paul Vogt seinem leider zu früh heimgegangenen Freunde, Pfarrer Ernst Bindschedler, gewidmet hat: „In Basel wurde er besonders angezogen durch die edle Gestalt des blinden Professors der Theologie, Eduard Riggenbach-Thurneysen. Ich kann mir für einen Professor kaum ein schöneres Lob denken als dasjenige, womit Ernst Bindschedler in aller Bescheidenheit seinen theologischen Lehrer ehrte, wenn er in seinen Briefen und Gesprächen treuherzig von ‚meinem lieben Professor Riggenbach' sprach. Das war mehr als Bewunderung für das ungeheure Wissen dieses blinden Mannes, mehr als Staunen über den zähen Fleiß, womit derselbe trotz der Blindheit die Dozentenlaufbahn eingeschlagen, mehr als Anerkennung exakter, wissenschaftlicher Forschung durch einen Blinden, was Ernst ins Kolleg und unter die Kanzel von Professor Riggenbach zog. Es war

heiße Liebe zum Manne des Glaubens, tiefe Ergriffenheit von der Demut und kindlichen Frömmigkeit des wahrhaft großen Mannes, heilige Ehrfurcht vor dem Dennoch des Glaubens, das Professor Riggenbach in der Trübsal des Leidens sprach: ‚Dennoch bleibe ich stets an dir!' — Seine Liebe wurde noch vertieft, als Professor Riggenbach sich einst trotz aller drängenden Arbeit die Zeit nahm, sich ans Krankenbett des Studenten hinführen zu lassen, um mit ihm zu reden und mit ihm zu beten. Diese Erinnerung gehörte zu den heiligsten meines Freundes." Bei dieser Lage der Dinge hatte jener Universitätsprofessor sicher recht, der sagte: „Das Neue Testament war durch Riggenbach aufs beste und allein richtig vertreten."

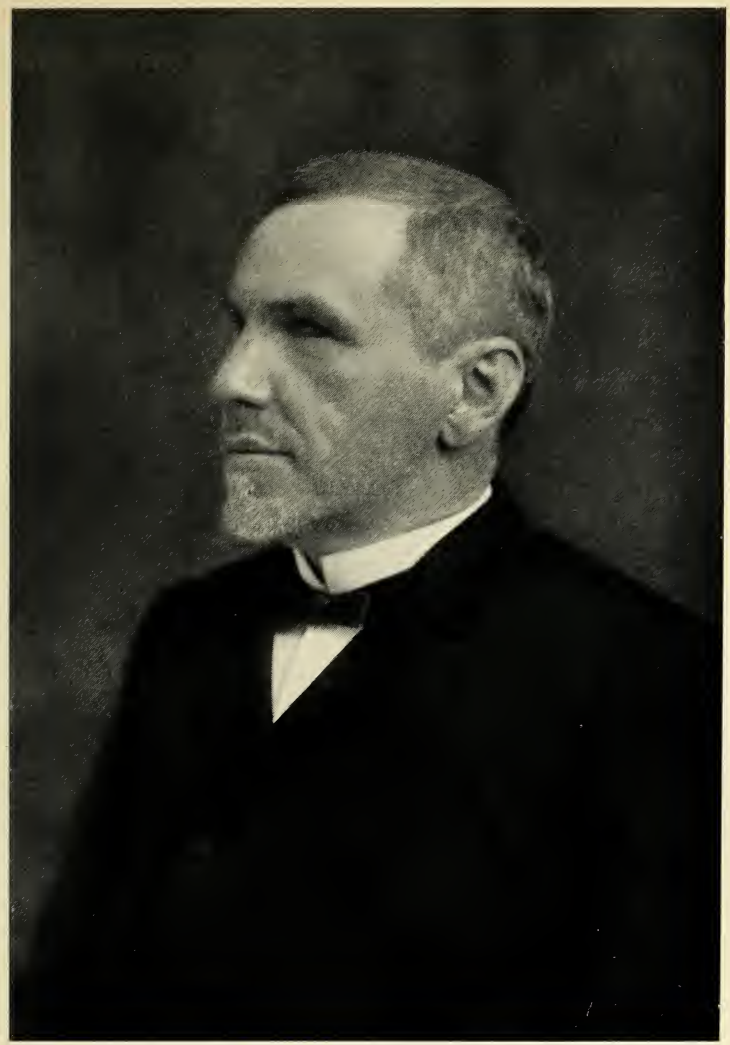
Als Riggenbach seine Lehrtätigkeit an der Basler Hochschule begann, war die Reform zwar bereits abgeflaut, aber keineswegs überwunden; sagte doch noch im Jahre 1891 Professor Bernhard Riggenbach im Vorwort zum Taschenbuch der schweizerischen reformierten Geistlichen: „Ein Kollege hat mir geschrieben, ich solle im Personalstatus zu jedem Namen ein P (positiv) oder ein V (Vermittler) oder ein R (Reformer) setzen." Das machte sich natürlich auch im Lehrerkollegium der theologischen Fakultät geltend. Um so höher schätzte es Riggenbach, daß ein ausgesprochener Reformer, Professor Adolf Volliger, der für das Wintersemester 1893/94 bereits Übungen über den Römerbrief angekündigt hatte, dieselben fallen ließ, um es ihm zu ermöglichen, den Römerbrief zu lesen. Am meisten fühlte sich Riggenbach am Anfang seiner akademischen Tätigkeit von seinem früheren Lehrer Professor v. Orelli, dem „Kirchenvater" des damaligen Basel, angezogen. Man kann das begreifen, wenn er von dem hochverdienten Lehrer in seinem Nachruf in der „Furche" sagen konnte: „Er war ein ganzer Mann, ein ganzer Christ und ein ganzer Theologe, und doch nichts weniger als eine einseitige Persönlichkeit mit einem eingeschränkten Interessen- und Wirkungskreis. Für alles Große, Schöne und Edle war er offen und doch so fest gegründet, daß er sich in nichts verlor." Zur Feier der fünfundzwanzigjährigen Lehr-

tätigkeit v. Orellis in Basel wurden im Jahre 1898 auf Riggenbachs Anregung theologische Abhandlungen und Skizzen von seinen Schülern herausgegeben unter dem Titel „Aus Schrift und Geschichte", wozu auch er selbst einen wertvollen Beitrag leistete („Die Quellen der Auferstehungsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Schauplatzes der Erscheinungen"). Mit diesem bedeutenden Manne zusammenzuarbeiten, mit ihm die Lebensfragen der Kirche offen zu besprechen, mit ihm Seite an Seite für die höchsten Güter zu kämpfen, das war für Riggenbach Freude und Wonne. Der Heimgang v. Orellis brachte ihm daher einen großen Verlust, den der Dank für das, was der teure Mann ihm gewesen war, nur um so fühlbarer machte. — Daß für Professor v. Orelli der richtige Nachfolger gefunden werde, war für Riggenbach ein wirkliches Gebetsanliegen. Die Sache zog sich ungemein lange hin; manche Steine waren aus dem Wege zu räumen, bis in Professor Alt von Greifswald ein hervorragender Vertreter der alttestamentlichen Wissenschaft für die Basler Universität gewonnen war. Im Sommersemester 1914 begann er seine Vorlesungen. Am 9. Juni hielt er seine Habilitationsvorlesung über „Die messianischen Weissagungen". Schon in diesen Tagen konnte Riggenbach schreiben: „Sehr erfreut bin ich über den Verkehr mit Professor Alt." Um so mehr schmerzte es ihn, daß Alt im August 1914 zum Militär einrücken mußte. Riggenbach scheute keine Mühe, ihn freizubekommen; aber erst im September 1918 konnte Professor Alt nach Basel zurückkehren und seine Arbeit, die so lange brachgelegen hatte, wieder aufnehmen. An ihm hatte Riggenbach einen zuverlässigen Freund, auf den er sich in allen Lagen verlassen konnte. — Die deutsch-schweizerischen Universitäten, namentlich Basel, leiden an dem Geschick, daß sie besonders tüchtige Dozenten nur kurze Zeit behalten dürfen. So ging's auch bei Professor Alt. Schon im Jahre 1921 wurde er als Ordinarius nach Halle berufen. Die Verbindung mit Riggenbach brach damit aber nicht ab. Bis zu seinem Tode stand er in persönlichen und wissenschaftlichen Angelegenheiten mit dem

ausgezeichneten Palästinaforscher in regstem geistigem Verkehr. Auch mit Alts Nachfolger, Professor Eichrodt, verband ihn treue Freundschaft. Besonders wertvoll war ihm das Zusammenarbeiten mit den Dozenten, die das Neue Testament und die Dogmatik zu vertreten hatten, den Professoren Kirn, Mezger und Heinzelmann. Dem letztgenannten schloß er sich in großem Vertrauen auf, und es war für ihn eine große Freude, daß er der Pate von Heinzelmanns Töchterlein wurde, das er innig in sein Herz schloß. Heinzelmann teilte Freud und Leid mit Riggenbach, half ihm, wo er konnte, und wurde ihm ein treuer, hingebender Freund. In die tiefe Dankbarkeit, mit der Riggenbach jede Freundschaft erwiderte, mischte sich hier nur die leise Besorgnis, daß eine Berufung Heinzelmanns der gemeinsamen Wirksamkeit ein Ende setzen könnte. Gott hat es freilich anders gefügt. Als Professor Heinzelmann 1929 in Halle den Lehrstuhl W. Lütgerts übernahm, war Riggenbach schon seit zwei Jahren zur oberen Heimat eingegangen.

Die Tüchtigkeit und Charakterfestigkeit Riggenbachs wurde auch von den Kollegen anerkannt, die nicht seiner Richtung waren. So schrieb Professor Wernle am 4. Oktober 1927: „Ich habe, wenn ich auch in einem andern theologischen Lager stand, jederzeit mit Hochachtung und Bewunderung an den Verstorbenen gedacht, der angesichts so ungeheurer Schwierigkeiten nie den Mut verlor und so Vieles und Großes leisten konnte. In meiner Gymnasialzeit in Zürich habe ich ihn zum erstenmal im Christlichen Verein Junger Männer über den Römerbrief reden gehört, und sein lebendiges Zeugnis von damals ist mir noch heute in lebhafter Erinnerung." Trotzdem hatte der „Basler Volksbote" wohl recht, wenn er meinte: „Als Vertreter der positiven Theologie mag er, wie auch einst sein Lehrer, Professor Conrad v. Orelli, sich an der Universität schwerlich einer ganz leichten Stellung erfreut haben. Wie tapfer er aber immer zu seiner aus innerer Erfahrung erwachsenen Überzeugung gestanden hat, das mußte auch der Gegner als ehrenhaft empfinden." Als im Jahre 1896 Professor

Kirn Basel verließ, durfte Riggenbach hoffen, sein Nachfolger zu werden. Vielleicht wäre es auch dazu gekommen, wenn nicht seine theologische Einstellung hindernd in den Weg getreten wäre. Ein Mitglied der Fakultät, das der Mittelpartei angehörte, erhob daher die Frage: „Kann er denn nicht seine Richtung ändern?" Davon konnte bei Riggenbach natürlich keine Rede sein, und so wurde er übergangen. Die Demütigung, die in dieser Übergehung für ihn lag, hat er damals schmerzlich empfunden, konnte aber später im Hinblick auf dieses Erlebnis schreiben: „Heute danke ich Gott, daß er alles so geleitet hat, und ich gehe getrost meines Weges." In Anerkennung seiner Verdienste wurde er am 30. Dezember 1899 zum außerordentlichen Professor an der theologischen Fakultät der Universität Basel ernannt. Manche meinten — und mit Recht — das hätte schon früher geschehen dürfen, und sahen das lange Zögern als eine Zurücksetzung des verdienten Lehrers an. Doch ließ sich Riggenbach dadurch in seiner Berufsfreudigkeit nicht erschüttern. Am 25. Dezember 1904 erteilte die theologische Fakultät zu Greifswald Eduard Riggenbach, „dem Lizentiaten der Theologie und außerordentlichen Professor an der Universität Basel, dem Theologen, der das Augenlicht entbehrt, aber dennoch keineswegs ein blinder Forscher des Neuen Testaments ist, dem scharfsinnigen Lehrer der Theologie, der schon viele Jahre bewährt ist, dem Bekenner des Evangeliums und dem beredten, feurigen und zuverlässigen Herold desselben", ehrenhalber die Würde eines Doktors der Theologie. Diese Ehrung machte ihm eine große Freude, zumal da er sie aus der Hand von Männern empfing, die er schon längst als hervorragende Vertreter positiver evangelischer Theologie hochzuachten gelernt hatte. Die neue Würde stärkte natürlich auch seine Stellung in Basel. Doch bekam er je länger, desto mehr einen schweren Stand in der Fakultät. Und als im Jahre 1914 von beachtenswerter Seite bei der Kuratel in Anregung gebracht wurde, Eduard Riggenbach zum ordentlichen Professor zu ernennen, schrieb er resigniert: „Ich mache mir keine Illusionen. Ich bin zu sehr verpönt, als daß man die



Phot. Pfützner, Basel

Eduard Riggenbach

Frage, ob man mich zum Ordinarius machen könne, auch nur ernsthaft erwägen würde. Ich bin nachgerade auch allen Wünschen in dieser Richtung abgestorben. Daß ich im laufenden Semester ein so erfreuliches Kolleg habe, macht mir natürlich Mut zu weiterer Tätigkeit, solange Gott Kraft schenkt." So leichthin konnte man aber über die angeregte Frage nicht hinwegkommen, da es sich um einen Mann handelte, über den Professor v. Zahn einige Jahre zuvor geurteilt hatte, er würde jede Fakultät beglückwünschen, die ihn als neutestamentlichen Exegeten bekäme. Trotzdem zogen sich die Unterhandlungen einige Jahre hin. Bei einem Teil der Kollegen spielte eben die theologische Richtung eine gewichtige Rolle. Andere waren wohl der aufrichtigen Überzeugung, daß man einem blinden Mann schon wegen der Repräsentation ein Ordinariat nicht geben könne. Dabei wurde jedoch ein Doppeltes nicht genügend gewürdigt. Fürs erste: jede Gemeinschaft — auch eine theologische Fakultät — hat die Pflicht, den in ihr vorhandenen Kräften zu höchster Entfaltung zu verhelfen und den von Gott geschenkten Gaben eine möglichst reiche Gelegenheit zur Betätigung zu verschaffen. Zum andern: einen blinden Professor von Gewicht in ihrer Mitte zu haben ist für eine Fakultät mehr wert als die glänzendste Repräsentation. Aber die zuständigen Behörden haben offenbar zu spät erkannt, welch hohe wissenschaftliche Bedeutung Riggenbach besaß. Und so wurde er erst am 12. September 1917, nachdem der durch den Tod von Professor P. W. Schmidt freigewordene Lehrstuhl für Neues Testament dem a. o. Professor Karl Götz überlassen war, zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt. Hinterher mochte man sich dann wohl mit der Tatsache rechtfertigen, daß auch der verehrte Antistes Stockmeyer erst am Tage seiner fünfundzwanzigjährigen Wirksamkeit als Dozent zum Ordinarius ernannt worden ist.

Trotz des außerordentlichen Fleißes, den Professor Riggenbach aufwenden mußte, um seine Ziele zu erreichen, war er keineswegs ein Stubengelehrter, der sich in seine vier Wände einspinnt und die Welt

Welt sein läßt. Alle Gelegenheiten, über den engeren Kreis seiner professoralen Pflichten hinaus zu wirken, ergriff er mit großer Bereitwilligkeit. Basel verfügt über ein gut ausgebautes Vortragswesen; weiteren Kreisen dienen in den Wintermonaten die „Bernoullianums", dem akademisch gebildeten Publikum die „Aulavorträge". Dazu trat im Laufe der letzten Jahrzehnte die Volkshochschule. Riggenbach ist in allen diesen Beziehungen wie andere Basler Hochschullehrer tätig gewesen. Eine Glanzleistung war sein am 19. Dezember 1922 gehaltener akademischer Vortrag: „Auf den Trümmern Jerusalems" *). Riggenbach trug ihn nach dem sorgfältig vorbereiteten Konzept völlig frei vor. Die gutbesuchten Kurse der Volkshochschule, die auch Gelegenheit zur Aussprache boten, übernahm er mit Freudigkeit.

Aber auch die Fragen der Universitätsverwaltung beschäftigten ihn. So ließ er sich, als er Mitglied der Regenz geworden war, stets über die Verhandlungen unterrichten und war in wichtigen Sitzungen anwesend. Als im Jahre 1921 das neue Universitätsgesetz durchberaten wurde, stellte er wichtige Anträge. — Sein Blick reichte freilich weit über die Grenzpfähle seiner Vaterstadt hinaus. So trat er für die „Freie theologische Schule in Bethel" mit solcher Lebhaftigkeit und solchem Eifer ein, daß ihn Pastor D. Fritz v. Bodelschwingh den „Treuesten der Treuen" nannte. Bei den Bibelkursen der Studenten auf dem Rütihubel bei Bern redete er überzeugend und freute sich des Zusammenseins mit den frischen Studenten. Die Zürcher „Theologische Konferenz positiver Pfarrer", die zum erstenmal im Jahre 1902 stattfand, zählte ihn zu ihren Stiftern. Nur durch unübersteigliche Hindernisse hätte er sich von dem Besuch derselben abhalten lassen. Immer hatte er ein wertvolles Wort in seinen Vorträgen, sowie in seinen Bemerkungen bei der Besprechung. Am 19. Februar 1909 schrieb er an Professor Schlatter: „Herzlich freue ich mich der Aussicht, Ihnen nach Ostern in Zürich persönlich begegnen

*) Gedruckt Basel 1923, Missionsbuchhandlung.

zu dürfen. Ich habe den Eindruck, die Konferenz sei nötiger denn je. Der erweichende Einfluß der liberalen Theologie macht sich in erschreckendem Maße geltend. Die Aarauer Konferenz verfällt je länger, je mehr dieser Richtung. Die Konflikte mit den Studenten haben sich in den letzten Jahren so häufig wiederholt, daß unser Komitee älterer Herren sich veranlaßt gesehen hat, zurückzutreten. Es blieb nichts anderes mehr übrig, da in unserem eigenen Kreise keine Einigkeit vorhanden war. Professor Fritz Barth hat den Bestrebungen der Studenten, auch weit links stehende Theologen, wie J. Weiß, zur Beteiligung heranzuziehen, in einer für mich nicht verständlichen Weise Vorschub geleistet. Ich fürchte, die sich selbst überlassene Konferenz wird nun ganz unter den Einfluß von W. und ähnlich gerichteten Theologen kommen. Man wird abwarten müssen, wie sich die Dinge gestalten. Um so mehr freue ich mich über die Zürcher Zusammenkunft." Der in diesem Briefe genannten Aarauer Studentenkonferenz hat Riggenbach jahrelang seine Zeit und Kraft gewidmet und es außerordentlich bedauert, daß sie von ihren ursprünglichen Zielen immer mehr abkam. Auch den Verhandlungen des Evangelisch-kirchlichen Vereins galt seine warme Teilnahme. Wie stark er sich hier in entscheidenden Augenblicken einsetzte, können wir einem Brief an Professor Schlatter vom 15. Oktober 1913 entnehmen. Es heißt dort: „In der vergangenen Woche hat die Jahresversammlung des Evangelisch-kirchlichen Vereins stattgefunden. Ich habe versucht, den Statuten das Apostolikum zu erhalten. Aber die Abneigung der jüngeren Pfarrer dagegen war so groß, daß ich schließlich einen vermittelnden Antrag stellte, der dann auch angenommen wurde. Man hat beschlossen, die Formulierung so zu gestalten, daß der Ausdruck Apostolikum zwar nicht gebraucht, aber als Tendenz des Vereins die Wahrung des vollen biblischen Evangeliums bezeichnet wird. Demgemäß ist ein Bekenntnis zu Christus eingefügt worden, das dem wesentlichen Gehalt des biblischen Zeugnisses entspricht. Es tat mir leid, daß kein anderer Ausweg blieb; aber ich hoffe, das Erreichte sei kein

schlechter Kompromiß." — Über seine Teilnahme am „Internationalen Kongreß für Religionsgeschichte" berichtete er in einem Brief an Schlitter vom 14. September 1904: „Bald nach unserer Rückkehr aus Engelberg hatten wir hier den Internationalen Kongreß für Religionsgeschichte. Als Mitglied der Kommission mußte ich ihn natürlich mitmachen, und es hat mich auch interessiert, allerlei Leute sprechen zu hören, die ich bisher nur dem Namen nach gekannt hatte. Von den Vorträgen habe ich keinen großen Gewinn gehabt. Wenige erhoben sich über die Mittelmäßigkeit, und manche behandelten so spezielle Themata, daß sie nur für den Fachmann im strengsten Sinne des Wortes Interesse haben konnten. Eine große Freude war es mir dagegen, mit manchem mir schon bekannten oder bisher noch unbekannten Theologen verkehren zu können. Als Gäste hatten wir in unserem Hause den Orientalisten Professor Hommel aus München und Professor Kirn aus Leipzig. Löblicherweise hat sich Württemberg durch drei Professoren aus Tübingen vertreten lassen, darunter den katholischen Theologen Schanz, den ich bei dieser Gelegenheit auch kennenlernte."

Ein heiliges Anliegen war ihm die Sorge für den richtigen theologischen Nachwuchs. Immer deutlicher erkannte er, wie nötig es wäre, daß an unseren Universitäten das biblische Evangelium kräftiger vertreten wäre. „Wir dürfen," schreibt er an Schlatter, „dem Lauf der Dinge nicht länger tatenlos zusehen, wenn unsere Kirche nicht ausgehungert werden soll". „Mir scheint, gerade in einer so schweren Zeit wie der gegenwärtigen, bedürfe die Kirche Deutschlands akademische Lehrer, welche ein volles Verständnis haben für die Lebensfragen, um die es sich im letzten Grund bei der Theologie handelt." „Es kommt so viel darauf an, daß jetzt ein junges Theologengeschlecht heranwächst, das festen Boden unter den Füßen hat und weiß, worauf es hinaus will und soll. Wir haben zur Zeit (Dezember 1919) auch hier einen erfreulichen Nachwuchs. Viele Studenten interessieren sich wieder für den Inhalt der Bibel und nicht bloß für die kritischen Fragen."

Wie sehr es ihm am Herzen lag, daß die theologischen Lehrstühle mit glaubensstarken Professoren besetzt werden, ersehen wir auch aus folgendem Brief an einen jungen Pfarrer: „Daß Ihr Vortrag mit Verständnis und Anerkennung aufgenommen worden ist, gereicht mir zu besonderer Befriedigung. Ein solches Zeugnis ist doch nicht vergeblich. Wenn daneben auch abschätzige Voten gefallen sind, so braucht Sie das nicht zu befremden. Auf dergleichen muß man immer gefaßt sein, wenn man von so hohen Dingen redet ... Und nun Ihre Berufung. Ich kann nicht sagen, daß ich Ihnen unter allen Umständen geraten hätte, dem Rufe zu folgen. Eine derartige Doppelbelastung hätte Sie ruiniert und Sie auch nicht befriedigt. Etwas ganz anderes wäre es gewesen, wenn Sie sich ausschließlich der akademischen Tätigkeit hätten widmen können. Dann hätte ich allerdings zum Vormarsch geblasen. Es ist in der Tat dringend notwendig, daß von unserer Seite etwas für die Heranbildung von Pfarrern geschieht. Unsere Studenten wissen vielfach gar nicht mehr, was die positive Theologie will und zu ihren Gunsten geltend machen kann." — Gesunde Gedanken entwickelte er über die Besetzung der Professuren an den theologischen Fakultäten: „Die Schwierigkeit bei der Besetzung der theologischen Lehrstühle liegt darin, daß wissenschaftliche und didaktische Tüchtigkeit einerseits und persönliche Glaubensstellung andererseits bei den zur Verfügung stehenden Dozenten nicht immer gleichmäßig vorhanden sind. Es kann sich hieraus ein Konflikt ergeben zwischen der Rücksicht auf die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit des Lehrkörpers und der Wahrung des berechtigten Glaubensinteresses der Kirche ... Zunächst ist anzuerkennen, daß nicht jede Abweichung vom kirchlichen Bekenntnis eine Preisgabe des Glaubens bedeutet ... Ein Bruch mit dem christlichen Bekenntnis liegt erst da vor, wo der Glaube an den lebendigen persönlichen Gott und an eine bleibende zentrale Bedeutung der Person Jesu für den Heilsstand aufgegeben wird. Dozenten, welche diesen Bruch mit dem Christentum vollzogen haben, sollten nicht mit einem theologischen Lehramt, zum mindesten nicht

mit einem Ordinariat, betraut werden ... Schwieriger ist die Sache, wenn der Bruch mit dem Christentum erst während der Verwaltung des theologischen Lehramts erfolgt. Eine Absetzung aus Gründen der Lehrdisziplin ist nur in ganz bestimmten Fällen zulässig ... Die Auseinandersetzung mit der negativen Theologie kann und soll den Studierenden nicht erspart werden; aber es sollte ihnen auch Gelegenheit geboten werden, das volle biblische Evangelium kennen zu lernen ... Solange die kirchlichen Organe bei der Berufung der Professoren kein wirksames Votum, etwa ein Vetorecht, besitzen, sollte bei Besetzung der Professuren stets der Rat weitblickender und theologisch wohl orientierter Vertreter der Kirche eingeholt werden. Wichtiger aber wäre noch die Heranbildung tüchtiger positiver Dozenten." Wie das geschehen könnte, dafür hat Riggenbach gangbare Wege gezeigt.

Will man richtig ermessen, was Riggenbach als Dozent an der Basler theologischen Fakultät geleistet hat, dann darf man eines nicht übersehen: ohne ein etatmäßiges Ordinariat, ohne besonderen Lehrauftrag, ohne jede staatliche oder stiftungsmäßige Remuneration hat er seine hohe wissenschaftliche Kraft seiner Heimatuniversität bis zum letzten Atemzuge zur Verfügung gestellt, als vollwertiges Glied im Lehrkörper der Alma mater Basiliensis, als neutestamentlicher Forscher von internationalem Ruf, als Studentenberater und Studentenseelsorger von vorbildlicher Treue. Nachdem sein Ableben bekannt geworden war, kamen von Deutschland Vorschläge seine Nachfolge betreffend, — für ihn gab es tatsächlich k e i n e n Ersatz. Denn seine Leistung war im strengsten Sinn seine freiwillige Gabe. Dafür gebührt ihm in der Universitätsgeschichte ein besonderer Dank!

Der Prediger

Mit der Hingabe seiner vollen körperlichen und geistigen Kraft stand Eduard Riggenbach in seinen wissenschaftlichen Forschungen. Und doch waren diese nicht sein höchster Lebenszweck. Als er seine theologischen Studien begann, wollte er nicht ein gelehrter Professor werden, sondern „für seinen Herrn und Heiland arbeiten". Darum stellte er seine theologische Forschung in den Dienst der Gemeinde, als deren Glied er sich fühlte und der seine Liebe gehörte. Als einen solchen Dienst für die Gemeinde sah er das Predigtamt an. Das Evangelium von Jesus Christus zu verkündigen war ihm Herzensbedürfnis; mit innerer Freude bestieg er die Kanzel, obgleich er die Last der Verantwortung stark empfand. Es gibt wenig Kirchen in seiner Vaterstadt, in denen er nicht gepredigt hat. Am häufigsten konnte man ihn in der Engelgaßkapelle hören, die seiner Wohnung ganz nahe lag. Gerne diente er mit dem Wort auch außerhalb Basels. Wo sich Gelegenheit bot — in Stadt und Land — zeugte er von dem, was sein Herz erfüllte. — Die Gottesdienste werden in der Schweiz in sehr einfacher, echt reformierter Weise gehalten: Gesang, Gebet, Schriftlesung und Predigt. Von einem Altardienst ist nicht die Rede. Noch in den achtziger Jahren hatte man in Stadt und Kanton Schaffhausen nur zwei Orgeln. Die Gemeinden dort sind nicht ohne Vermögen; man liebt aber die alte, streng reformierte Art. Auf dem Lande gab, wenn keine Orgel vorhanden war, der Vorsänger mit einer Stimmflöte den Ton an, und die ganze Gemeinde fiel in schönem, vierstimmigem Choralgesang ein. Als Riggenbach einmal während der Ferien in der kleinen Diasporagemeinde Balstal aushalf und kein Vorsänger sich einstellte, sang er selbst das ganze Lied: „Jesus nimmt die Sünder an" solo vor. Über den Eindruck, den Riggenbach auf der Kanzel machte, schrieb die „Eglise Nationale": „Wir haben vor Jahren Eduard Riggenbach gehört. Dieser Professor, ein Gelehrter in des Wortes tiefster Bedeutung, rechnete es sich zur Ehre an, das

Evangelium auf den Kanzeln seiner Vaterstadt verkündigen zu dürfen. Immer strömte eine andächtige Menge zusammen, um diesen Mann zu hören, der vor der Gemeinde stand wie eine Bildsäule, der die Augen geschlossen hatte für das Licht dieser Welt, der aber ein um so machtvolleres Zeugnis ablegte von dem unsichtbaren Licht, von dem Licht, mit dem sein Erlöser seine Seele erleuchtet hatte." Und die „Basler Nachrichten" sagten: „Wer Eduard Riggenbach einmal auf der Kanzel stehend gesehen hat, vergißt den empfangenen Eindruck nie. Die Freudigkeit, Zeugnis von seinem Glauben ablegen zu dürfen, der Ernst einer christlichen Persönlichkeit, die schwerstes Geschick geduldig trug, ergriffen unmittelbar." Und im Blindenfreundkalender lesen wir: „Weit über die Grenzen seiner engeren Heimat, ja sogar des weiteren Vaterlandes hinaus ist Riggenbach als Prediger und Redner bekannt geworden. Aufs Wort getreu sprach er dann die nicht kurzen Gebete des Basler Kirchenbuchs, sprach er nach der Lutherbibel den Text vor und bewegte sich überhaupt so unbefangen, daß sicherlich kein Hörer ihn für blind hätte halten können." — An fremden Orten orientierte er sich vor dem Gottesdienst immer genau über den Weg, den er zu gehen hatte, über die Richtung, nach der man sprechen mußte, und über ähnliche Dinge. In Basel war das nur am Anfang nötig. Dort wußte er von den meisten Kirchen und Kapellen, wieviel Stufen die Kanzeltreppe habe, und was sonst für ihn von Belang war. Durch Gottes Gnade ist er vor jedem Unfall bewahrt geblieben; niemals hat es etwas gegeben, was die Aufmerksamkeit der Gemeinde dem Gotteswort entzogen hätte.

Basel hatte zu Anfang der achtziger Jahre eine Reihe geradezu hervorragender Prediger: Antistes Stockmeyer, der in seiner Homiletik die Predigt als ein Kunstwerk bezeichnete, Pfarrer Wilhelm Ecklin zu St. Martin, der durch seine glühende Jesusliebe gebildete und einfache Leute mächtig anzog, Samuel Preiswerk zu St. Alban, der die alttestamentlichen Propheten in unvergeßlicher Weise auszulegen verstand, Ernst Stähelin, der reformierte Strenge und evangelische Milde in

herrlicher Weise vereinte, Wilhelm Arnold, der Mann des Glaubens und der Kraft, Karl Sarasin, dem man die vorzügliche Schule Wackernagels deutlich anmerkte, und Professor v. Orelli, dessen Predigten „goldene Äpfel auf silbernen Schalen“ *) waren. Von ihnen allen hat Riggenbach viel gelernt. Er las aber auch gerne und fleißig Predigten fremder Prediger. Hier steht der Fürst unter den Verkündigern des Evangeliums, Spurgeon, obenan. Aber auch Luther, Ludwig Hofacker, Heinrich v. Hofmann, Adolf Monod, Adolf Schlatter und Ludwig Ihmels haben einen starken Einfluß auf seine Auffassung von der Aufgabe der Predigt, wie auf seine praktische Predigtweise ausgeübt.

An den Prediger, der als Zeuge Gottes vor die Gemeinde hintreten soll, stellte Riggenbach hohe Anforderungen. Obenan stand ihm dabei die Wahrhaftigkeit. Er kannte die Gefahren nach dieser Richtung und sagt in seiner Homiletik: „Der Wunsch, die Wahrheit recht eindrücklich zu machen, kann dem Prediger die Versuchung nahelegen, sich selbst einen Schein größerer Frömmigkeit zu geben oder sich in eine Brünstigkeit des Geistes hineinzusteigern, die seinem wirklichen Glaubensstande, sei es im allgemeinen oder gerade jetzt, nicht entspricht.“ Riggenbachs Frömmigkeit war echt. Das Wort Gottes bestimmte seine Lebenshaltung. Es gab ihm die Gesichtspunkte und Richtlinien für die Beurteilung aller Fragen des täglichen Lebens. Und was ihm das Wort Gottes sagte, dem lebte er im Gehorsam nach. Er stellte die höchsten Anforderungen an sich. Nichts ließ er sich durchgehen; das Halbe war ihm zuwider. Nach seiner Überzeugung hatte das Religiöse nur dann einen Wert, wenn es eine Frucht der Sittlichkeit trug. Die Frömmigkeit Riggenbachs hatte ein natürliches Gepräge; gemachtes, künstliches, geschraubtes Getue konnte er nicht leiden. Schwärmerisches, übersteigertes Wesen in religiösen und sittlichen Dingen bekämpfte er. Diese Grundzüge seiner Frömmigkeit traten in seiner

*) Sprüche 25, 11.

Verkündigung deutlich hervor. Die ganze Predigtweise war nüchtern; der Ernst der göttlichen Forderung und des göttlichen Gerichts wurde nicht verhüllt. Andererseits aber verstand er, der selbst durch so tiefe Leiden hindurchging, mit dem Troste, mit dem er selbst getröstet worden war, auch andere zu trösten. Die innerste Beteiligung an dem Wort, das er andern sagte, war in seinen Predigten deutlich zu spüren. Er sprach es immer wieder aus, wie die Vorbereitung ihm selbst Anlaß zur Selbstprüfung und Beugung werde. Wie groß war darum auch die Freude, wenn seine Predigt ein Echo fand, wenn er von dieser oder von jener Seite hörte, daß jemand durch ihn etwas empfangen habe.

Die Vorbereitung auf die Predigt nahm bei Riggenbach verhältnismäßig wenig Zeit in Anspruch, da er stets im Worte Gottes lebte. Im Laufe der Woche suchte er den einen oder andern Text aus und sah sich denselben näher an. Die Kirchen der reformierten Schweiz kennen keinen Perikopenzwang. So ist für manche Pfarrer die Textwahl keine einfache Sache. Manche helfen sich damit, daß sie über ausgewählte Abschnitte eines biblischen Buches oder über zusammenhängende Stücke der Schrift predigen, wie Geß über die Abschiedsreden oder Menken über Elia, den Thisbiter, oder Mieścher über die Josephgeschichten. Eine solche Erleichterung der Textwahl durch fortlaufende Reihen von Schriftabschnitten hat Riggenbach wohl einmal einem Anfänger empfohlen; er selbst aber hat nie davon Gebrauch gemacht. Die Textwahl hat auch ihm trotz seiner vorzüglichen Bibelkenntnis oft große Nöte bereitet. Mit Vorliebe benützte er, wie dies bei ihm verständlich ist, neutestamentliche Texte. Doch griff er mitunter auch nach dem Alten Testament, besonders nach den Psalmen, schon deshalb, damit er gezwungen sei, tüchtig im Hebräischen zu bleiben. Es lag ihm viel daran, der Gemeinde zu einem Verständnis für die schweren Führungen Gottes zu verhelfen. Doch wollte er nicht nur Leidenspredigten halten, sondern auch das Lob Gottes verkündigen. So kam es, daß er nicht selten noch am Samstagvormittag, manchmal sogar

am Samstagabend, zu einem andern Text griff. — In der Regel aber wußte er am Samstag früh, welchen Text er behandeln wollte. Er las ihn dann in den Ursprachen und verglich die Auslegung in verschiedenen Kommentaren. Der übrige Teil des Vormittags war der wissenschaftlichen Arbeit gewidmet. Von zwei Uhr ab wollte er allein sein; er ging entweder im Studierzimmer oder im Garten hin und her und machte die Disposition, sowie den Rohbau. Des Abends fertigte er dann die Predigt im Kopfe wörtlich an und ging erst zur Ruhe, wenn er sie in allen Einzelheiten innehatte. Am Sonntagvormittag lernte er den deutschen Text, ließ sich die Gebete vorlesen und bestimmte die zu singenden Lieder. Gewöhnlich schrieb er tags darauf eine eingehende Disposition der gehaltenen Predigt nieder. Nicht selten kam es vor, daß man eine schon einige Wochen zuvor vorgetragene Predigt von ihm wünschte. Und er war auch dann noch imstande, sie fließend und so gut wie wortgetreu zu diktieren.

Den Eingang der Predigt, der das Interesse für das Thema wecken soll, hielt Riggenbach meist sehr kurz. In der Regel ging er dabei vom Text selber aus. So begann er seine Predigt über Röm. 6, 1—4 mit den Worten: „Wie kommt der Apostel dazu, eine Frage aufzuwerfen wie die: ‚Sollen wir denn in der Sünde beharren, auf daß die Gnade desto mächtiger werde?'" Nicht selten aber nahm er seinen Ausgangspunkt von der Zeit des Kirchenjahrs, in der man stand. So fängt er seine Rede über 1. Tim. 1, 15 also an: „Wir stehen in der Adventszeit, in der wir uns mit fröhlichem Herzen des Kommens unseres Herrn Jesus Christus erinnern." Mitunter leitete er mit einer allgemeinen Erfahrung des christlichen Lebens ein, wie z. B. zu 1. Tim. 4, 16: „Es ist eine Klage, welche man schon von manchen Christen vernommen hat: Ach, ich habe so vieles getan, von dem ich hoffte, daß es mein inneres Wachstum fördern möchte; ich bin dahin und dorthin gegangen, wo ich glaubte, mächtige, geistige Anregung und Belebung zu empfangen; aber trotz alledem hat mein inneres Leben nur immer mehr abgenommen." Selten findet sich bei Riggen-

bach ein Eingang wie der folgende (zu Mark. 11, 22—26): „Ein bekannter Gottesgelehrter sagte einst zu einem Kandidaten, der eben ins kirchliche Amt treten wollte: Man kann von einem jungen Manne nicht viel Erfahrung erwarten; aber e i n e muß man von einem Diener des Wortes unbedingt verlangen, die der Gebetserhörung."

Bei der Formulierung des Themas der Predigt hat sich Riggenbach alle Freiheit gelassen. Meist hatte er für sich ein klar und bestimmt gefaßtes Thema wie: Das Grunderfordernis der Gebetserhörung (Mark. 11, 22—26); Christus unser Vorbild im Leiden (1. Petri 2, 21—25); Das göttliche Muß des Leidens (Matth. 16, 21—23). Für die Predigt selbst liebte er diese scharfgeprägte Form nicht, sondern gab ihr eine praktische Wendung: „So lasset uns denn reden von dem Glauben, der durch die Liebe tätig ist, als von der Bedingung der Erhörung unseres Gebets"; „Unser Text gibt eine Antwort auf diese Frage. Er weist uns hin auf das Kreuz Christi und zeigt uns, daß in dem gekreuzigten Heiland uns beides geschenkt ist: Das Vorbild des richtigen Verhaltens und die Kraft, diesem Vorbild nachzuleben."

Ist das Thema angegeben, so gilt es, die in demselben aufgestellte Wahrheit zu beweisen. In dieser Beweisführung war Riggenbach ein Meister. In kurzen, knappen, auch dem einfachen Mann verständlichen Sätzen schreitet er dem Ziele zu. In dieser logischen Gedankenentwicklung gibt es keine Pausen. Jeder Satz bringt einen neuen Gedanken. Wer sich in der Aufmerksamkeit eine Abschweifung gönnt, ist verloren; er kommt nicht mehr mit. Riggenbach stellt also starke Anforderungen an seine Zuhörer. Zur Veranschaulichung seiner Gedanken verwendet er ab und zu Erzählungen, Bilder und Gleichnisse; doch macht er hievon nur sehr mäßigen Gebrauch, wie er denn überhaupt auf jedes rednerische Beiwerk verzichtet. — Die Anwendung der bewiesenen Wahrheit auf die Lebensverhältnisse und die Lebenshaltung seiner Zuhörer ist bei Riggenbach immer treffend und kräftig. Man spürt, er hat etwas zu sagen und will etwas. — Auf eine solche Willensbewegung und Willensentscheidung drängt er

namentlich in dem Schluß der Predigt hin. Der Zuhörer soll das Gotteshaus nicht verlassen, ohne seine ganze Willensrichtung erneut auf Gott und sein Reich einzustellen.

Die Predigtweise Riggenbachs trug seelsorgerischen Charakter. Wohl finden sich in seinen Ausführungen zahlreiche Stellen, die zeigen, wieviel ihm daran gelegen war, daß auch die äußeren Verhältnisse in Staat und Kirche im Geist des Evangeliums geordnet werden. Aber psychologische, apologetische, soziale oder gar politische Predigten hat er nicht gehalten. Er hat es immer auf die Rettung der einzelnen Seele abgesehen. Dem Menschen zu zeigen, daß in Jesus Christus Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit zu finden sei, und daß wir dem großen und heiligen Gott mehr zutrauen und ihm in allen Dingen die Ehre geben sollten, das war sein Bestreben. Und als Mittel hiezu diente ihm das Wort Gottes. Dieses zu dolmetschen hielt er für seine Aufgabe. Seine Predigten waren im Grund nichts anderes als eine Auslegung der Schrift und die Anwendung der Schriftwahrheit aufs Leben. Man hat gegen diese Verkündigung des Evangeliums eingewandt, die bloße Reproduktion des göttlichen Worts genüge für unsere Zeit nicht mehr. Riggenbach war aber der Überzeugung, daß das richtig verstandene Gotteswort auch in unsern Tagen noch die Kraft habe, die komplizierten Verhältnisse unseres modernen Lebens zu durchleuchten und richtunggebend zu bestimmen.

Am 1. November 1903 hat Professor Riggenbach unter dem Titel: „Die heilsame Gnade Gottes" acht Predigten herausgegeben. Das hübsche Bändchen trägt die Widmung: „Meinen lieben Eltern in herzlicher Dankbarkeit." Es erschien zur Feier der goldenen Hochzeit.*) Das Büchlein fand damals in weiten Kreisen dankbare Aufnahme.

*) Der Sohn überreichte das Büchlein den Großeltern mit folgendem Gedicht seines Vaters:

Liebe Eltern, Euch zu grüßen
Ist dies Büchlein Euch geweiht,
Gerne leg ich's Euch zu Füßen
Als ein Pfand der Dankbarkeit.

Mög es Euch in stillen Stunden
Leiten zu dem Quell der Gnad,
Wo stets Heil und Kraft gefunden,
Wer sich d'raus erlabet hat.

Nach dem Heimgang Riggenbachs hat Pfarrer H. Gelzer siebzehn Predigten und drei Andachten seines ehemaligen Lehrers gesammelt und in einem schon von außen sehr ansprechenden Bande herausgegeben. Besonders ergreifend ist die Predigt über den Blindgeborenen und die Weihnachtsansprache im Basler Blindenheim über den Morgenstern (Offb. Joh. 22, 16). Der Schluß dieser Ansprache sei hier angeführt: „Freuen wir uns, daß jetzt der Morgenstern uns noch sein mildes Licht spendet, daß er uns noch einlädt, uns von ihm beseligen zu lassen. Wer Christi Freundlichkeit und Güte wahrhaftig inne geworden ist, der kann es verschmerzen, wenn seinem leiblichen Auge der Morgenstern nicht leuchtet. Ihm ist ein unvergleichlich helleres Licht aufgegangen, das ihn in tiefster Seele beglückt. Und will es ihm zuweilen trotzdem vorkommen, der Himmel sei noch recht dunkel, und die Schatten der Nacht seien noch nicht gewichen, so tröstet er sich in der Gewißheit, daß die Morgenröte doch in Bälde nahen muß. Ist in unserem Herrn Jesus Christus uns der wahre Morgenstern aufgegangen, so muß früher oder später der Tag der ewigen Freude und Wonne ganz gewiß anbrechen." — Den Eindruck, den diese Rede auf ihn machte, faßte ein deutscher Theologe in die Worte zusammen: „Ich bin aufs tiefste davon bewegt gewesen, wie der, in dessen Auge kein Lichtstrahl mehr fallen konnte, seine Leidensgenossen aufgerichtet und ihnen das Herz hell und froh gemacht hat durch das Zeugnis von der Freundlichkeit und Güte dessen, der der wahre Morgenstern ist."

Pfarrer H. Gelzer hat die Predigten in zeitlicher Folge veröffentlicht, und so lassen sie uns hineinsehen in die innere Entwicklung Riggenbachs. Pfarrer Ernst Kappeler hat aber recht, wenn er sagte: „Ich bin erstaunt, wie tief und gehaltvoll schon die erste Predigt (1885) ist. Sie zeugt von reicher innerer Lebenserfahrung, die eben nur er schon so frühe haben konnte." Und doch läßt sich ein Aufwärtssteigen in geistiger und geistlicher Hinsicht nicht verkennen. Immer klarer wurde der Inhalt seiner Predigt: Christus; immer mehr mündete alles dar-

auf hin, „zu erkennen ihn und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden, daß ich seinem Tode ähnlich werde, damit ich entgegenkomme zur Auferstehung der Toten".

Der im Jahre 1928 erschienene Predigtband fand dankbare Aufnahme. Professor Gottlob Schrenk urteilte: „Jede Seite läßt seinen Charakterkopf erstehen: diese ganz nüchterne, aber auch ganz evangelische Art des Denkens und Fühlens, unbeirrbar im Halten am Wort, aber ganz eindringend in den Gehorsam Jesu Christi, keine Redensarten, sondern Realitäten." Und Professor v. Zahn schrieb: „Tief eingeprägt hat sich mir die edle, ungeschminkte Art, in welcher der gelehrte Professor aus eigener religiöser Erfahrung heraus das lautere Evangelium verkündigte." Eine einfache Frau aber bezeugte: „Noch selten haben mich Predigten so ergriffen wie diese. Ich habe ja Herrn Professor Riggenbach oft predigen gehört. Nun ich aber das geschriebene Wort so ganz in der Stille auf mich wirken lassen kann, fühle ich erst recht, wie tief da gegraben wurde, zum Trost, zur Erbauung, zur Strafe, zum Gericht und zur Warnung, wie in diesen Blättern. Mit welcher Festigkeit und welchem Glaubensmut, mit welcher Fröhlichkeit, trotz schweren Lebensganges durch das Fehlen des Augenlichts, legt dieser Mann sein Zeugnis ab!" — Zu Wort kommen mag auch noch die „Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung": „Pfarrer H. Gelzer hat im Einverständnis mit der Witwe diese Predigten aus dem vorhandenen Vorrat ausgesucht und mit ihnen ein Stück inneres Lebensbild des edlen Mannes gegeben, insofern sie seinen inneren Entwicklungsgang erkennen lassen. Diese Predigten sind ohne jedes Gepränge; der blinde Gelehrte, zugleich ein demütiger Mensch Gottes, gab in ihnen einfach wieder, was ihn Gott schauen ließ, wenn er sich in sein Wort versenkte. Er wollte, wie es ja im Vorwort heißt, das göttliche Wort ‚reproduzieren', nichts dazutun, nichts davon. Es wird einem eigen zu Mut, wenn man ihn den Text vom Blindgeborenen auslegen hört oder von dem Jünger, den ein anderer gürtet und führt, wo er nicht hin will."

Und doch hat Eduard Riggenbach auch seine Kritiker gehabt. Ein junger Vikar, der jetzt als Dekan in einer größeren Stadt Württembergs in gesegneter Wirksamkeit steht, klagte einst seinem Pfarrer: „Die Gleichgültigkeit der Leute ist mir entsetzlich; ich wäre ganz zufrieden, wenn meine Zuhörer nur einmal anfangen wollten, über meine Predigten gehörig zu schelten." Daran hat's bei Riggenbach auch nicht gefehlt. Zu der Predigt über den Pfahl im Fleisch (2. Kor. 12, 7—9), welche er am 3. Februar 1907 in der St. Leonhardskirche hielt und auf Wunsch vieler Hörer drucken ließ, schrieb ihm Fr. M. Z. unterm 18. März*): „Werter Professor, in Ihrem Heft betreffend die Auslegung über den Pfahl im Fleisch fehlt jeder gute Geist von Gott, sondern es ist vom Geiste dieser Welt niedergedruckt, darum ist es völlig falsch, verführerisch geschrieben, welchen Gott als den Mörder hinstellt und als den Lügner, als Quäler, als elenden, krankheitsliebenden Gott, und ein solcher heißt Teufel. — Ich kenne einen lebendigen Gott, der mir die tausend Rätsel, welche Ihnen unlösbar sind, geoffenbart hat durch seinen Heiligen Geist; aber ich mußte Buße tun und meinen alten, weltlichen Körper begraben und mit Jesus zu einem neuen Leben auferstehen. Und wenn Sie Verlangen haben nach Gott, der den Menschen erlöst nach Geist, Seele und Leib, der uns keine Krankheiten gibt, sondern seinen Sohn in die Welt gesandt hat, daß er auf sich lud unsere Schmerzen. — Es gibt auch für Sie keinen andern Weg, wenn Sie ins Reich Gottes eingehen wollen, als sich zu bekehren, wie es Jesus sagte zu Nikodemus, Joh. 3, 1—11; Hes. 36, 25—27. Wenn Sie das tun, dann wird Ihnen der Geist Gottes sagen, daß der Pfahl im Fleisch nicht Krankheiten sind, wie Sie es nennen, sondern daß es der Teufel ist, der eben die Wahrheiten Gottes nicht ertragen kann. Hätten Sie die folgenden Verse sieben bis zehn noch dazu genommen, so hätten Sie die Antwort gehabt, was die Schwachheit bei Paulus ist, oder besser gesagt, er mußte die

*) An dem Brief wurde absichtlich nichts geändert.

Schwachheit haben, weil er eben die Christen aufs äußerste verfolgte, und Gott zeigte ihm jetzt, wieviel er leiden muß um Christi willen; aber nicht durch Krankheit, das ist eine falsche Lehre. Die Worte von Martin Luther, die er gesprochen hat, daß die Hölle mit Predigerköpfen gepflastert ist, findet heute immer noch Berechtigung. Kein Prediger ist mehr bekehrt, wie es Gott haben will, die Früchte bringen für die Ewigkeit." In seiner Erwiderung bemühte sich Riggenbach, den Mann in aller Liebe von der Unrichtigkeit seiner Auffassung zu überzeugen, erhielt aber darauf am 25. März ein Schreiben, dessen erster Satz lautet: „Ich habe Ihre Antwort erhalten und daraus ersehen, daß Sie eben nicht bekehrt sind und auch nichts von der Schrift verstehen." — Es ist nicht nötig, darzutun, wie unbegründet solche Vorwürfe waren. Man sieht aber, mit welcher Unverfrorenheit manche Leute offenkundige Unwahrheiten in die Welt setzen. Ihnen hatte Riggenbach nichts zu sagen. Aber in manchem Stüblein saß ein schwerhöriger Mann oder eine alte, kranke Frau, die an den gemeinsamen Gottesdiensten nicht mehr teilnehmen konnten, und die doch so gerne eine Predigt von Professor Riggenbach vernommen hätten. Diesem Wunsche wurde Rechnung getragen. Frau Professor setzte des Nachts noch die nötige Zeit zu und schrieb für solche die Predigt ihres Mannes, welche er frei aus dem Gedächtnis diktierte.

Nach dem Bisherigen wird sich niemand wundern, daß man sich gerne an Professor Riggenbach wandte, wenn Krankheit, Not und Tod im Hause einkehrten. So wurde er häufig gebeten, einem Heimgegangenen die Grabrede zu halten. Auch dabei wollte er Christus verkündigen, ließ aber doch das Persönliche zu seinem vollen Recht kommen. Wie gut er beides zu vereinen verstand, ersehen wir aus der Rede, die er am 14. Februar 1916 einer früh heimgegangenen Lehrerstochter hielt. Wir geben aus dieser Ansprache einen kurzen Abschnitt wieder: „Was hat der lieben Verstorbenen das Recht gegeben, ihre ganze Hoffnung auf diese Liebe zu gründen? Wo es sich um die Grundlagen unserer Existenz handelt, darf man nicht aufs Ungewisse

hoffen. Auf eine ansprechende Vermutung, auf eine unsichere Meinung soll man sein Lebensglück nicht gründen. Nur eine feste Überzeugung, nur eine unerschütterliche Gewißheit erweist sich in bangen Stunden der Anfechtung als wirklich tragfähig. Wie hat die Entschlafene diese Gewißheit erlangt? Nicht anders als durch den Blick auf Jesu Kreuz. Dort hat sich ihr die Liebe Gottes in ihrer ganzen Größe und Herrlichkeit enthüllt; dort hat sie es verstehen gelernt, was es um eine Liebe ist, die das Höchste und das Beste für eine sündige Welt dahingibt; dort hat es ihr Herz ergriffen, daß diese Liebe auch ihr gelte, daß auch sie Anteil habe an dem Heiland der Sünder und auch ihr seine Gnade zugehöre. Von dem Kreuz auf Golgatha hat sich ein Strom des Lichts über sie ergossen und hat ihre dunklen Stunden und ihre bangen Leidensnächte erhellt. So ist sie nicht an Gott irre geworden, als er sie einen schweren Weg führte, vielmehr hat sie auch in ihrer Krankheitszeit allenthalben die Spuren seiner Güte und Freundlichkeit wahrzunehmen vermocht. Sie hat im Glauben stets die Hand ihres Gottes festhalten können und hat sich in der Anfechtung mit der Hoffnung getröstet: ‚Wenn die Stunden sich gefunden, bricht die Hilf' mit Macht herein, und, dein Grämen zu beschämen, wird es unversehens sein.' Ihre Hoffnung ist auch nicht zuschanden geworden. In stillem Frieden hat sie hinübergehen dürfen in die Welt der Verklärung."

In Basel war es bis in die neueste Zeit nicht Sitte, daß die nächsten weiblichen Angehörigen die Verstorbenen zu ihrer letzten Ruhestätte begleiten. Für diese Frauen wurde zur Stunde der Beerdigung eine Andacht im Trauerhause gehalten. Als Beispiel, welches zeigt, wie Riggenbach auch hier das rechte Wort fand, setzen wir den Eingang der Andacht hieher, die er am 30. Dezember 1916 beim Heimgang von Professor Dr. med. Streckeisen *) über Hebräer 12, 2 gehalten hat: „Beim Hinscheiden eines teuern Angehörigen möchten

*) Prof. Dr. Streckeisen war Hausarzt der Familie Riggenbach.

wir am liebsten noch lange bei dem Bild des Dahingegangenen verweilen und uns darein versenken. Davon rät uns unser Text ab, indem er uns anleitet, unsere Blicke von den Menschen hinweg auf unsern Herrn Jesus Christus zu lenken. Wenn wir das tun, folgen wir dem Beispiel des lieben Entschlafenen. Er hat sich in den letzten Wochen viel mit einem Buch über das Leben Jesu beschäftigt, und der Schluß dieses Buches ist das Letzte gewesen, was man von zusammenhängender Lektüre ihm noch vorlesen konnte. So hat das Bild Jesu bis in seine letzten Tage hinein seine Aufmerksamkeit und sein Nachdenken in Anspruch genommen."

Besonders häufig wurde Professor Riggenbach zu Taufreden gebeten. Wie richtig er hier den Ton traf, zeigt der Eingang der Rede, die er bei der Taufe seines Großneffen Peter Konradin v. Planta über Gal. 3, 27 hielt. Dieser Eingang lautet: „Was die Handlung bedeutet, die wir heute an unserem lieben Peter Konradin vollziehen wollen, beschreibt uns unser Textwort mit einem anschaulichen Bild: ‚Die getauft sind, haben Christum angezogen.' Freilich mag uns das Bild auf den ersten Blick befremden. Wir kennen wohl das Sprichwort: ‚Kleider machen Leute.' Aber in eine so äußerliche Verbindung mit Christus sollen wir doch nicht treten, daß wir ihn nur in gewissen Feierstunden an uns tragen wie ein Sonntagsgewand, während wir uns im Werktagskleid ganz anders ausnehmen. — Es gibt aber auch Kleider, die dem, der sie anlegt, auf die Dauer ein bestimmtes Gepräge verleihen. Der Mönch oder die Nonne, die das Ordensgewand an sich nehmen, bekommen damit für ihr ganzes Leben einen besonderen Charakter. Oder um ein anderes Bild zu verwenden, das in diesem Hause näher liegt: die Uniform, die der Rekrut anlegt, stempelt ihn für Jahrzehnte zum Vaterlandsverteidiger. Wenn er die Uniform anhat, genießt er den besonderen Schutz des Vaterlandes. Wer ihn antastet oder beschimpft, hat es mit dem ganzen Volke zu tun. Das Waffenkleid legt ihm aber auch besondere Verpflichtungen auf. Er darf sich in der Uniform nicht alles erlauben, was er im bürger-

lichen Kleid sich gestatten mag. Er muß sein Ehrenkleid selbst in Ehren halten, wie er verlangen darf, daß es von andern respektiert werde."

Und nun noch das Beispiel einer Hochzeitsrede. Wir wählen hiefür am besten die Rede, die er bei der Vermählung seiner Tochter mit Herrn Professor Dr. Stückelberg am 22. Dezember 1924 über Psalm 37, 4 gehalten hat. Sie lautet: „Weihnachten ist das Fest der erfüllten Wünsche. Welche Freude, wenn wir unter dem Christbaum die Erfüllung eines langgehegten Wunsches erleben dürfen! Und welche noch größere Freude, wenn wir die Wünsche anderer erfüllen dürfen! Euch, Ihr lieben Hochzeitsleute, ist noch vor Weihnachten ein Herzenswunsch in Erfüllung gegangen. Der langersehnte Tag Eurer Vereinigung ist heute gekommen. Damit sind für den Augenblick alle andern Wünsche in den Hintergrund getreten. Die Freude, Euch gegenseitig zu besitzen, überwiegt alles andere. Es wird Euch aber ergehen, wie es uns allen nach Weihnachten ergeht. Für den Augenblick ist man vollkommen befriedigt und wegen der Erfüllung seiner Wünsche hoch beglückt. Allein es geht nicht lange, so stellen sich wieder allerlei Wünsche ein. Das kann gar nicht anders sein. Das Leben stellt beständig neue Aufgaben und Ziele und weckt damit auch neue Wünsche. Wer keine Wünsche mehr hätte, der wäre bereits erstorben; er wäre eine wandelnde Mumie. Wo sich kräftiges Leben regt, da machen sich auch starke Wünsche geltend. So wird Euch die Zusage unseres Textes sehr willkommen sein, der Herr werde Euch geben, was Euer Herz wünschet. Bedenket, welche Verheißung das ist! Was irgend Euer Herz begehrt, das soll Euch zuteil werden. Welche Aussicht wird Euch damit für Euern Ehestand eröffnet! — Vielleicht tragt Ihr Bedenken, Euch das zuzueignen. Ihr kämet Euch vor wie Märchenprinzen, wenn alle Eure Wünsche in Erfüllung gingen, und Märchenprinzen könnt und wollet Ihr nicht sein. Allein, so ist die Zusage unseres Textes auch nicht gemeint, daß alles, was Euch als wünschenswert erschiene, Euch sofort zuteil würde. Ja, selbst wenn dies möglich wäre, so würde es nicht Euer Glück sein. Ein Basler

Gelehrter hat zu dem bekannten Dichterwort: ‚Des Menschen Wille ist sein Himmelreich' nicht ohne Grund hinzugefügt: ‚und seine Hölle'. Je älter wir werden, um so mehr lernen wir Gott danken nicht nur für das, was er uns gegeben, sondern auch für das, was er uns versagt hat. Oftmals haben wir hintendrein einsehen müssen, daß das, was wir uns einst gewünscht hatten, nicht unser Glück, sondern unser Unglück gewesen wäre. Es wäre schlimm, wenn wir immer das auskosten müßten, was wir in unserer Torheit uns gewünscht haben. In vielen Fällen würde uns das nur Herzeleid bringen. — Mit gutem Bedacht hat der Psalmist die Erfüllung unserer Wünsche an eine Bedingung geknüpft, indem er sagt: ‚Habe deine Lust an dem Herrn, der wird dir geben, was dein Herz wünschet.' Ist das zu viel von uns verlangt? Ist das eine zu schwere Bedingung, daß wir an dem Herrn unsere Lust haben sollen? Viele Ehen werden geschlossen, bei denen Gott ganz außerhalb des Gesichtskreises bleibt. Man leugnet ihn nicht, man lehnt ihn auch nicht bewußt ab; aber er hat für das tägliche Leben keine Bedeutung. Er gleicht der Wintersonne, die vielleicht einen leichten Schimmer auf den Nebel wirft, aber keine Wärme gibt und das Eis nicht zu schmelzen vermag. O, das sind bedauernswerte Menschen, für die Gott nichts bedeutet. Sie wissen nicht, welche Fülle des Friedens und des Trostes, der Kraft und des Lebens ihnen damit entgeht. — Auf Höhepunkten des Lebens wie an einem Hochzeitstag mag man sich so befriedigt und beglückt fühlen, daß man sich einbilden kann, nichts weiter zu bedürfen, auch Gott nicht. Man gleicht einem Wandersmann, der von erhabenem Standorte seinen Blick in die Weite schweifen läßt und nichts vor sich sieht als ein sonnenbeglänztes Gelände, eingetaucht in Licht und Wärme. Allein der Wandersmann muß von der Höhe wieder herabsteigen, und die Sonne, die ihm so lieblich geleuchtet, kann ihm vielleicht recht heiß machen. Auf die schönen Tage folgen unweigerlich die beschwerlichen, die Tage des Gewittersturms und des eisigen Frostes. Es ist nicht immer Feiertag, sondern für gewöhnlich müssen wir die Last des Lebens tragen,

seine Mühsal auf uns nehmen und uns durch allerlei Widerwärtigkeiten durchschlagen. Und sagen wir es ganz offen: auch die Ehe ist nicht lauter Wonne und Seligkeit. Gewiß, von einer christlichen Ehe kann man kaum hoch genug denken. Von ihr gilt wirklich: ‚Geteilte Freude ist doppelte Freude, geteiltes Leid ist halbes Leid.' Wem eine solche Ehe zuteil wird, der hat allen Grund, Gott Tag um Tag dafür zu danken als für das köstlichste Erdengut. Dabei ist besonders groß, daß in einer rechten Ehe die Liebe mit der Zeit nicht abnimmt, sondern sich beständig steigert und damit auch das Glück immer wächst. Allein es ist auf dieser Erde noch nie eine Ehe geschlossen worden, bei der nicht zwei sündige Menschen zusammengekommen wären, Menschen, die noch mit Eigenliebe, Eigenwillen und andern Fehlern zu kämpfen haben, deren Veranlagung und Begabung Schranken in sich schließen, die das gegenseitige Zusammenleben nicht erleichtern, sondern erschweren. Und von den Höhepunkten des Lebens führt der Weg manchmal ziemlich unvermittelt zu Tiefpunkten, Zeiten, in denen sich Krankheit, Widerwärtigkeiten und Leid in einem Maße häufen, daß man nicht mehr aus und ein weiß. Es ist nicht zu verwundern, wenn in solchen Zeiten viele den Mut verlieren und am Leben fast oder ganz verzweifeln. — Nein, wir bedürfen einer sichereren Grundlage für unser Glück als das, was wir in uns selbst haben. Wir brauchen einen unerschütterlichen Fels, auf den wir einen zuverlässigen Bau gründen können. Und das ist der lebendige Gott. Haben wir an ihm unsere Lust, ist er der Gegenstand unseres Vertrauens und der Grund unserer Hoffnung, so werden wir nicht enttäuscht. In ihm sind wir geborgen für Zeit und Ewigkeit. Es sollte uns auch nicht schwer werden, an ihm unsere Lust zu haben. Ihr, liebe Hochzeitsleute, freuet Euch jetzt, eins über das andere. Ihr genießet Eure gegenseitige Liebe und seid des Verständnisses und der Hilfeleistung froh, die Ihr gegenseitig beieinander findet. Seht, was Ihr Euch so zu geben vermögt, das stammt nicht aus Euch, sondern ist Gottes Gabe. Alles Gute, das Ihr empfangt, kommt von ihm. Er ist es, der Euch von frühester Jugend

an viel Gutes getan und Euch bis zur Stunde gnädig und freundlich geführt hat. Ihm zu vertrauen und an ihm Eure Lust zu haben, das sollte Euch wahrlich leicht werden. Hat der Sänger des Alten Bundes schon an ihm seine Lust gehabt, wie viel mehr sollte das bei uns der Fall sein. Wir stehen jetzt vor Weihnachten, dem Fest, das uns Gottes unerhörte Liebe bezeugt, eine Liebe, die einer verlorenen Welt den eigenen Sohn schenkt. Brautleute wissen, daß nichts tiefer beschämt und demütigt und doch zugleich erhebt und beglückt als die Erfahrung einer Liebe, deren man sich im Grunde nicht wert fühlt. Gottes Liebe ist wahrhaft unverdiente Liebe. Wir sind ihrer nicht wert. Und doch ist sie eine selige Tatsache. Was sollte unser Herz bewegen, wenn nicht sie, was sollte uns ergreifen, wenn sie uns kalt ließe? Es wäre ganz unnatürlich, wenn wir nicht an dem Gott unsere Lust hätten, der uns mit so viel Gnade und Barmherzigkeit umgibt und dessen Treue jeden Morgen über uns neu ist. — Haben wir unsere Lust an dem Herrn, so dürfen wir es erleben, daß er uns gibt, was unser Herz wünscht. Damit ist uns freilich nicht die Erfüllung aller Wünsche, der Laune, jener Erzeugnisse des Augenblicks, in Aussicht gestellt. Nein, jene Wünsche der Selbstsucht und der Eitelkeit, der Genußsucht und der Leidensscheu verschwinden bei uns in dem Maße, als wir unsere Lust haben an dem Herrn. Dafür erwachen bei uns neue, kräftige Wünsche, die sich alle um den einen großen Wunsch sammeln, daß Gottes Wille geschehe, wie im allgemeinen auf der ganzen Erde, so auch im besonderen an uns und durch uns. Dieser Wunsch wird zur beherrschenden Macht unseres Lebens und ihm ist die Erfüllung gewiß. Mögen auch noch Gethsemanestunden kommen, da wir unsere natürlichen Wünsche einem andern, höheren Willen aufopfern müssen, so wird dieser andere Wille sich uns doch nicht aufzwingen als eine übermächtige Gewalt, die unsern Willen knechtet und zertritt, sondern unser Wille wird sich so mit ihm einigen, daß wir von Herzensgrund und mit völliger Zustimmung sprechen können: ‚Herr, nicht wie ich will, sondern wie du willst.‘ Es wird uns nichts widerfahren können, das nicht zur Erfül-

lung unseres größten Herzenswunsches diente, der vollkommenen Einigung mit dem Willen unseres himmlischen Vaters. — Darum kann ich Dir, liebes Hochzeitspaar, keinen besseren Rat auf Deinen Lebensweg mitgeben als den: ‚Habe deine Lust an dem Herrn, der wird dir geben, was dein Herz wünschet.' Verwirklicht sich das bei Euch, so wird sich Weihnachtsglanz über Eure Ehe ausbreiten, und Ihr werdet von Herzensgrund einstimmen können in den Lobgesang der himmlischen Heerscharen: ‚Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.' Amen."

Noch bleibt uns eine Frage übrig, an der wir nicht vorbeigehen dürfen: War Riggenbach von Hause aus ein begabter Redner? Das Doktordiplom von 1904 nennt ihn einen beredten Herold des Evangeliums, und der „Basler Volksbote" schrieb am 12. Oktober 1927: „In schöner, kristallklarer Form pflegte der Verewigte zu reden; obwohl beredten Mundes, hat er doch nie zu rednerischen Kunststücken gegriffen." Wir stimmen all dem zu und tragen doch Bedenken, die obige Frage kurzweg zu bejahen. Bei der Dienstprüfung im Lehrerseminar Eßlingen spielte einer der Seminaristen einen Choral und eine Fuge von Bach tadellos. Da richtete der Musikdirektor, der den Schulamtskandidaten zum erstenmal sah, an den Leiter des Seminars die Frage: „Ist der junge Mann wirklich musikalisch begabt, oder verdankt er die vorzügliche Leistung seiner guten Allgemeinbegabung?" Wir glauben nicht, daß Riggenbach von Hause aus mit einer besonders hohen rhetorischen Veranlagung ausgestattet war. Aber das ist sicher, daß er auf Grund seiner Allgemeinbegabung und seines ungeheuren Fleißes in rednerischer Leistung zu einer Höhe emporstieg, die es ihm möglich machte, andern aufs kräftigste zu dienen. Auch hier ging es durch Kampf zum Sieg; auch hier hatte wie immer die Treue ihren Lohn.

Der Seelsorger

War Riggenbach als Prediger geschätzt, so war er es als Seelsorger in noch höherem Maße. Hunderte von Laien kamen zu ihm, die durch die Bibelkritik in ihrem inneren Leben angefochten waren. Die Leute fühlten, daß er ein Verständnis für die Zweifel hatte, von denen andere bedrängt wurden. Sicher war aber die Zahl der Studenten noch höher, denen die Wissenschaft innere Nöte bereitete, und die bei ihm Hilfe suchten. So schrieb ein Gerichtsassessor, damaliger Student der Theologie, an ihn: „Als ich vor mehr als eineinhalb Jahren auf der Durchreise durch Basel mir erlaubte, Sie aufzusuchen und wegen des für mich ein gewisses Wagnis bildenden theologischen Studiums Ihren Rat zu erbitten, haben Sie mich so herzlich aufgenommen und so freundlich beraten, daß ich Ihnen jetzt zu Beginn meines vierten Semesters gerne etwas berichten möchte darüber, wie es mir inzwischen gegangen ist. Es leitet mich dabei vor allem der Wunsch, mich für Ihre Fürbitte wieder in Erinnerung zu bringen." — Aber auch auf solche, die diesen Rat zunächst gar nicht begehrten, hat er einen so tiefen Eindruck gemacht, daß sie dadurch zu einer Lebenswende geführt wurden. So schrieb ein Arzt: „Sehr verehrter, lieber Herr Professor! Es ist lange her, daß ich Ihnen geschrieben habe. Aber das sagt nicht, daß sich mein dankbares Empfinden Ihnen gegenüber geändert hätte. Wenn ich an Sie denke, taucht ja vor allem meine völlig relativistische Epoche vor mir auf, der Sie den Anspruch des Christentums entgegenstellten, daß etwas Absolutes in unser Leben, für uns faßbar im Glauben, hineinrage. Ich konnte damals dies Absolute nicht glauben; ich konnte höchstens meinen, daß es so etwas jenseits wohl geben könne, ohne daß wir Menschen etwas davon erreichen könnten. Um Ihnen zu zeigen, wie tief ich überzeugt bin, daß weitgehend Sie es gewesen sind, der einen Stachel zu einer andern Ansicht in mich hineingelegt hat, muß ich Ihnen einen Traum erzählen, den ich diesen Winter hatte, als wir mitten in unserer Pastorenwahl standen. Es handelte sich

darum, daß das Gros der Gemeinde Angst hatte vor einem Mann der Entschiedenheit, der uns von einer nichtssagenden, etwas positiv gefärbten, vermittelnden Theologie mal wieder einen Stoß zu einer reformatorischen Theologie gäbe. Einige unserer Freunde wollten mit uns durchaus in dieser Richtung, obwohl dieser Weg wenig Aussicht auf Erfolg bot. Da träumte ich, es sei auf dem Damm eine Versammlung der Diakonie anberaumt, zu der ich, wie üblich, etwas zu spät kam. Ich sah schon die Herren da oben in lebhafter Diskussion stehen, während ich dahin lief. Da fiel mein Blick auf das Straßennamenschild. Und da stand mit weißen Buchstaben auf blauem Grunde, wie das hier üblich ist, ‚Riggenbachweg'. Dann bin ich aufgewacht. So symbolhaft deutlich ist es aus meinem sphärischen Bewußtsein aufgetaucht, daß ich im Lauf der Jahre, ohne es als eigenes Ziel vor mir zu sehen, auf Ihren Weg gekommen bin. — Ich habe Ihnen das schon um Weihnachten schreiben wollen. Aber es kam nie dazu. Heute ist der Anlaß, daß ich Ihnen gleichzeitig als Separatabdruck meinen Stettiner Vortrag vom vorigen Jahr über die Ehe-Ethik schicke. Ich mag gar nicht verlangen, daß Sie ihn wirklich lesen. Sie haben so viel Wichtiges zu lesen. Aber ich mußte es Ihnen schon um dieses Traumes willen schicken; denn ich würde in relativistischer Ethik stecken geblieben sein, wenn nicht in den Grundfragen des Glaubens bei mir eine Änderung eingetreten wäre. Ob das ganz deutlich in diesem Vortrag zutage tritt, bezweifle ich fast. Aber ich bin wieder nicht schuld, daß er gedruckt wird, sondern Barth verlangt ihn von mir. In demselben Heft steht sein diesjähriger Aarauer Vortrag über das Halten der Gebote, den andere kompliziert finden, der mir aber großen Eindruck gemacht hat. Ich habe mich im vorigen Sommer stark mit dem Ethik-Problem herumgeschlagen und werde es noch weiter tun. Man kann so wenig Vernünftiges darüber lesen. Aber schließlich muß es auch wohl aus dem eigenen Leben irgendwie hervordringen, wenn es Wahrheit und nicht bloß Theorie sein soll."

Zu besonderer Freude gereichte es Riggenbach, wenn er seinen

Verwandten seelsorgerisch dienen durfte. Was das bedeutet, wissen wir Pfarrer alle gut. Aber nicht nur für reiche und gebildete Leute war seine Türe und sein Herz offen. In großer Zahl sind Bekümmerte, Angefochtene, Trostbedürftige aus den niederen Gesellschaftskreisen zu ihm geströmt, um sich bei dem blinden Professor Licht und Kraft für ihren weiteren Weg zu holen. Und er hat für alle Zeit gehabt, auch wenn ihm die Arbeit über dem Kopf zusammenschlug. Er hat's nicht gemacht wie jener Seelsorger, der bei seinen Krankenbesuchen zuerst die Uhr aufs Nachttischchen legte und dabei zu erzählen anfing, wieviel er heute noch zu tun habe. Der sonst sehr tüchtige Mann verstand *eines* nicht: die Leute reden zu lassen. Ein theologischer Lehrer hat einem seiner früheren Schüler, der als Direktor an eine größere Anstalt berufen war, das Wort mit auf den Weg gegeben: „Eines müssen Sie noch lernen, das Sie noch nicht können, und das für Ihr neues Amt dringend nötig ist: Sie müssen für die Ihnen befohlenen Leute Zeit haben und sie anhören, auch wenn sie mit Kleinigkeiten kommen." Riggenbach verstand und übte die Kunst, die des Seelsorgers erstes Erfordernis ist: die Kunst des Anhörens. Und es mochte schon das für manchen eine Erleichterung bedeuten, daß er sich offen und rückhaltlos ihm gegenüber aussprechen konnte. Auch wenn man wiederholt mit denselben „Schmerzen" kam, fand man bei ihm williges Gehör. Er hatte eben ein Verständnis für das, was den andern Not und Schwierigkeiten bereitete. Diese Nöte und Schwierigkeiten nahm er aufs eigene Herz, stellte sich mit unter die Last und führte die Seelen zum Herrn. Das konnte er, weil er wußte: „Wir leben alle täglich von der Barmherzigkeit Gottes." Gingen bei einer Besprechung die Wogen etwa einmal besonders hoch, merkte er, daß es nun um das Letzte und Höchste ging, dann verließ er auf ein paar Minuten das Zimmer, um sich selbst durch Sammlung und Gebet Licht und Kraft schenken zu lassen.

Auch eine andere Kunst, die für die Ausübung der Seelsorge dringend erforderlich ist, verstand Riggenbach vorzüglich. Das war seine

Verschwiegenheit. Über sein seelsorgerliches Tun und Reden erfuhr man von ihm nichts. Was nicht die andern aussagten, wußte niemand außer ihnen. So selbstverständlich das sein sollte, so muß es doch erwähnt werden. Mancher Seelsorger hat sich schon um das Vertrauen seiner Gemeinde gebracht, weil er seine Zunge nicht im Zaum halten konnte. Besonderen Wert bekam seine Seelsorge durch seine priesterliche Fürbitte. Das wußte jeder, der zu ihm kam, daß er von diesem Seelsorger auf betendem Herzen getragen werde. Und in diesem Gedenken wie in seiner ganzen Seelsorge war er treu, brach die Verbindung nicht rasch ab, sondern pflegte die Gemeinschaft, die aus dem geistlichen Verkehr entstanden war, auch weiterhin aufs sorgsamste. Das zeigt ein Brief, den er vor Jahren an einen schweizerischen Pfarrer schrieb: „Lieber Herr Pfarrer! Das alte Jahr darf nicht zu Ende gehen, ohne daß ich Ihren lieben Brief vom 1. September beantworte. Obwohl die lange Zeit meines Schweigens für das Gegenteil zu sprechen scheinen könnte, darf ich Ihnen mitteilen, daß ich Ihnen dafür von Herzen dankbar gewesen bin. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie wohl mir Ihr Schreiben getan hat. Das war ein Brief, geschrieben aus dem Geiste Jesu Christi und eben darum von neuem in der Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe stärkend. Es ist mir ungeheuer schwer gefallen, Ihnen schreiben zu müssen, es sei wenig Aussicht vorhanden, daß ein Ruf an Sie gelangen werde, und ich habe gefürchtet, es möchte dadurch unser Verhältnis eine Trübung erfahren. Ich kenne ja Ihre treue Gesinnung wohl; ich habe aber auch schon beobachtet, wie manchmal derartige Dinge eine innere Entfremdung zur Folge haben, und zwar in Fällen, wo man es am allerschmerzlichsten empfindet. Ich betrachte es jeweilen als ein besonderes Geschenk der göttlichen Gnade, wenn solche Folgen nicht eintreten. So reiche ich Ihnen denn mit doppelter Innigkeit die Bruderhand und danke Ihnen, daß Sie meine Worte so aufgenommen haben, wie sie gemeint waren, nämlich als Worte der Liebe und der Gemeinschaft ..."

Man hat sich oft darüber gewundert, welch überraschende Kenntnis Riggenbach von dem Seelenleben seiner Mitmenschen hatte, obgleich er doch niemand sehen konnte. Wieviel gewinnen wir oft schon durch den ersten Anblick! Dieser Weg war ihm verschlossen. Er hatte aber sein eigen Herz kennengelernt, und darum wußte er, wie es in den Herzen der andern aussah. Dabei war er unablässig bemüht, wissenschaftlich und praktisch, das menschliche Seelenleben zu erforschen und sich über die Lebensverhältnisse derer zu orientieren, die vertrauensvoll seinen Rat suchten. So fand er bei seinen seelsorgerischen Gesprächen immer die richtigen Anknüpfungspunkte. Auch gewann er aus dem Sichversenken in die Lage des Mitbruders den feinen Takt, der dem andern so wohl tut. Ein tief angelegter Pfarrer schrieb: „Die letzten Worte, die Sie mir gesagt haben, sind mir durch die sieben Jahre hindurch ein Trost geblieben." Und wie verständnisvoll ist der Brief, den er an einen seiner früheren Schüler richtete: „Lieber Herr Pfarrer! Wenn diese Zeilen in Ihre Hände gelangen, werden Sie bereits die offizielle Anfrage erhalten haben, ob Sie die theologische Lehrstelle in X. annehmen wollen. Es drängt mich, Ihnen auch meinerseits einige Worte hierüber zu schreiben. Die Anfrage wird Sie innerlich beunruhigen, wie es immer der Fall ist, wenn ein gewissenhafter Mensch eine bedeutungsvolle Entscheidung zu treffen hat. Ich nehme an, zwei Fragen werden dabei im Vordergrunde stehen. Die eine wird Ihr Verhältnis zu Ihrer jetzigen Gemeinde betreffen. Dürfen Sie Y. schon jetzt wieder verlassen? Würde es sich nur um Übernahme einer andern Pfarrstelle handeln, so würde ich diese Frage an Ihrem Platze auch nicht leicht nehmen. Dagegen ist die Berufung an diese Lehrstelle ein Fall für sich. Hier liegt nicht ein Ruf zu einem Amte vor, wie er jedes Jahr wieder an Sie gelangen kann. Eine Stellung wie diese bietet sich einmal dar und dann nicht wieder. Man kann auch nicht sagen, es könne in einigen Jahren die gleiche Stelle oder eine ähnliche wieder frei werden, und dann sei ja die Möglichkeit einer Annahme immer noch vorhanden.

Spekulationen auf Jahre hinaus sind immer mißlich. Bis wieder ein solcher Ruf an Sie gelangen könnte, würden Sie sich vielleicht bereits in einem neuen Amte befinden, aus dem Sie noch weniger weggehen dürften. Namentlich aber ist das Alter, in dem man eine Lehrstelle annehmen kann, notwendig begrenzt. Wenn Sie noch einige Jahre im Pfarramt bleiben, so hat das wohl den Vorzug, daß Sie noch reichere praktische Erfahrung sammeln. Auf der andern Seite aber verlieren Sie die Fühlung mit der wissenschaftlichen Arbeit je länger, je mehr. Sie werden immer mehr für praktische Aufgaben in Anspruch genommen, so daß die Beschäftigung mit der Wissenschaft, ob Sie es wollen oder nicht, beständig mehr zurücktritt. Vielleicht sind Sie schon in wenigen Jahren so sehr Praktiker geworden, daß Ihnen der Eintritt in ein Lehramt wie ein Berufswechsel vorkommen würde. Dazu kommt, daß Sie wahrscheinlich doch nicht mehr allzulange in Y. bleiben können. Es ist schon mehrfach bei Pfarrwahlen Ihr Name genannt worden. Sie werden also vermutlich in nicht zu ferner Zeit doch an einen großen Wirkungskreis berufen werden. In Y. steht auch nicht zu befürchten, daß mit Ihrem Weggang die Kanzel dem Evangelium verschlossen werde. Sie werden vielmehr selbst dazu mitwirken können, daß wieder ein bibelgläubiger, treuer Verkündiger des Evangeliums berufen werde. Eine andere Frage ist die, ob das Ihnen angebotene neue Amt die Ihnen von Gott zugewiesene Arbeitsstätte ist. Hierauf kann ich nur das Folgende sagen. Daß Sie zur Lehrtätigkeit qualifiziert sind, steht mir außer Zweifel, und ganz besonders zu einer Lehrtätigkeit, welche nicht nur die rein verstandesmäßige Demonstration erheischt, sondern einen Unterricht, der zugleich das Gewissen faßt. Ich zweifle auch nicht daran, daß die Tätigkeit Sie sehr befriedigen würde. Professor Mezger besprach gegen das Ende seines Lebens einmal mit seiner Frau die Frage einer eventuellen Rückkehr ins Pfarramt und erklärte dabei, wer einmal die Süßigkeit der theologischen Lehrtätigkeit gekostet habe, könne nicht von ihr lassen. Günstig wäre im jetzigen Augenblick der Umstand, daß Sie

mit einem beschränkten Pensum anfangen und sich allmählich einarbeiten könnten. Zu gelegentlicher praktischer Betätigung neben Ihrem Lehramt würden Sie ja gewiß überreichlich Gelegenheit haben. Andererseits brauchten Sie auch nicht mehr zu übernehmen, als Ihre Kraft gestattet. — Die Entscheidung über Ihre Stellungnahme müssen Sie natürlich allein treffen. Es fällt mir nicht ein, Ihnen diese abnehmen zu können oder zu wollen. Meine Absicht ist nur, Ihnen einige Gesichtspunkte vorzuhalten, die bei der Entscheidung zu berücksichtigen sind. — Ihre liebe Frau würde sich in die neue Umgebung gewiß recht gut einfügen und sich darin wohl fühlen. — Ich bitte mit Ihnen Gott, er möge Ihre Erwägungen leiten und Sie zu dem Entschluß führen, der seinem Willen entspricht."

Dieser Brief ist das Muster einer echt evangelischen Seelenführung. Der Seelsorger hat nicht die Aufgabe, gleich einem Orakel zu sagen, was in dem gegebenen Falle zu tun ist. Das kann der Berater, genauer besehen, auch gar nicht wissen. Was er zu tun hat, ist das, die für einen solchen Fall in Betracht kommenden, aus dem Wort Gottes geschöpften christlichen Grundsätze zur Geltung zu bringen, so daß göttliches Licht in die Seele hineinleuchtet und den Christen in den Stand setzt, nun auf Grund seiner eigenen, persönlichen Entscheidung den richtigen Weg zu finden. So allein bleibt die christliche Freiheit, wie sie zum Wesen des Christentums gehört, gewahrt.

So ist Riggenbach durch seine feste, in sich geschlossene Persönlichkeit für viele ein Halt geworden. Sein eigenes Ringen, sein mutiger Glaube, seine Glaubensfreudigkeit hat andern den Weg gewiß und das Herz fest gemacht. Die Leidensschule, in die Gott ihn genommen hat, machte ihn besonders fähig, den Betrübten ein Helfer zu sein. In seiner Seelsorge trat überall ein reiches Maß von verstehender Liebe und mittragender Geduld in die Erscheinung. Freilich konnte er, wo es nottat, auch recht energisch sein. „Gott ist nicht weich gegen uns; er kann uns auch scharf anfassen," — diese eigene Erfahrung führte er einem Bruder, der immer Mitleiden mit sich

selber hatte, einmal zu Gemüte. Aber auch in solchen Fällen blieb er selbst in der Demut; er machte Ernst mit dem apostolischen Wort: „Nicht daß wir Herren seien über euren Glauben, sondern wir sind Gehilfen eurer Freude."

Der echt evangelische Charakter seiner Seelenführung tritt auch in dem Wort zutage, in das er das Ergebnis einer eingehenden, mit viel Fürbitte verbundenen Seelsorge zusammengefaßt hat: „Ich bin würdig erfunden worden, eine Seele zu Gott zu führen."

Der Mann der Inneren Mission und der Kirche

„Es bedarf einer Reformation oder vielmehr Regeneration aller unserer innersten Zustände durch neue und erneute Taten und Offenbarungen des Glaubens und der Liebe. Es tut uns not, daß die evangelische Kirche in ihrer Gesamtheit anerkenne, die Arbeit der Inneren Mission ist mein, daß sie ein großes Siegel auf die Summe dieser Arbeit setze: die Liebe gehört mir wie der Glaube. Wie der ganze Christus im lebendigen Gotteswort sich offenbart, so muß er auch in den Gottestaten sich predigen, und die höchste, reinste, kirchlichste dieser Taten ist die rettende Liebe. Wird in diesem Sinn das Wort der Inneren Mission aufgenommen, so bricht in unserer Kirche der Tag ihrer neuen Zukunft an." Mit diesen auf dem Wittenberger Kirchentag am 23. September 1848 in flammender Begeisterung gesprochenen Worten hat der Herold und Vater der Inneren Mission, Johann Hinrich Wichern, gewissermaßen das Programm der I. M. festgelegt. Durch freie Wortverkündigung und eine aus dem Glauben geborene Liebestätigkeit sollte eine Erneuerung der evangelischen Kirche herbeigeführt werden. Es gab auch in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts noch nicht viele Menschen, welche Wicherns Ziele und Wege klar erkannten. Eduard Riggenbach gehörte zu den wenigen, die ein volles Verständnis für diese Gedanken

und Bestrebungen hatten. Die erste Kenntnis davon erlangte er durch die Basler Stadtmission und die Werke der Christentumsgesellschaft. Mit der an ihm gewohnten Entschlossenheit und Tatkraft wandte er sich den Arbeiten der J. M. in seiner Vaterstadt zu. Er trat in den „Verein Christlicher Gemeinschaft" (V. C. G.) in Basel ein und hielt dort im August 1889 seinen ersten Vortrag über Jesaja 53. Nicht weniger als 53 Vorträge hat er im V. C. G. gehalten, den letzten über das Gebet des Herrn am 20. September 1927 — vierzehn Tage vor seinem Heimgang. Riggenbach hielt eine solche Gemeinschaft für notwendig. Das ersehen wir aus dem Eingang eines Vortrags über das Wesen der christlichen Gemeinschaft, den er am 23. September 1924, also im Jubiläumsjahr des V. C. G., gehalten hat. Er sagte in demselben: „Der Mensch ist von Natur aus auf Gemeinschaft angelegt. Die geschlechtliche Differenzierung fordert die Ergänzung in der Ehe. Jedes Individuum hat seine besondere Begabung, aber auch seine Schranke. Die volle Entwicklung des persönlichen Lebens ist nur in der Gemeinschaft möglich. Vollends die umfassenden Aufgaben, die der Menschheit im ganzen gestellt sind, können nur durch die Gemeinschaft gelöst werden. Familie, Stamm, Staat sind die Organismen, in denen sich das Gemeinschaftsleben natürlicherweise entfaltet. Daneben bilden sich Zweckverbände, teils zur Befriedigung einzelner beschränkter und vorübergehender Interessen, teils zur Förderung umfassender und dauernder Zwecke (Standes-, Berufsverbände usw.). Die richtige Normierung des Verhältnisses zwischen Individuum und Gemeinschaft ist ein Hauptfaktor der Lebensbewegung. — Auch auf dem Boden des Christentums ist die Gemeinschaft lebensnotwendig. Für die vollendete Religion ist zwar charakteristisch, daß sie ein individuelles, persönliches Verhältnis zu Gott fordert und ermöglicht, das — unabhängig von aller menschlichen Vermittlung — sich sogar im Gegensatz zu allen anderen Menschen behaupten kann. Das Normale ist das aber nicht. Christus ist der Bringer des Gottesreichs, der Begründer der Gemeinde. Erst in ihr kommt Christi Ab-

sicht zur Verwirklichung. Auch die christliche Individualität hat ihre durch Veranlagung, Begabung, Alter und Reife, Lebensführung, Nationalität und Konfession bedingte Schranke. Gesundes Geistesleben kann sich daher auf die Dauer nur in der Gemeinschaft entwickeln, und nur in ihr kommt die auf eine neue Menschheit abzielende Heilsabsicht Gottes zur Durchführung. Gemeinschaft ist ein Grundzug der ersten Gemeinde." Apostelgesch. 2, 42.

Übersehen wir die Themata seiner Vorträge, so merken wir, daß es ihm in erster Linie um ein besseres Verständnis des Wortes Gottes zu tun war. So hat er über Röm. 5, 12ff.; über Jos. 10, 7—14; 1. Sam. 19; 1. Kor. 1, 1—17; 1. Kor. 4; Apostelgesch. 8, 26—40; Matth. 16, 13—20 eingehend gesprochen. Aber auch die Fragen des christlichen Lebens hat er gerne behandelt, so in den Vorträgen über die christliche Vollkommenheit; die unverzeihliche Sünde; die Rechtfertigungslehre des Apostels Paulus; über den Grund unserer Hoffnung; das rechte Gebet u. a. Auch die Angelegenheiten der Kirche bildeten häufig den Gegenstand seiner Vorträge, so z. B. Gedanken über die Neugestaltung unserer Kirche; das kirchliche Frauenstimmrecht; die unveräußerlichen Grundwahrheiten des Evangeliums; Einigkeit und Mannigfaltigkeit der Gemeinde; die außerkirchlichen Gemeinschaften. Den Vortrag, den er 1908 über den großen Aufstand der Juden unter Barkochba gehalten hat, geben wir um seines allgemeinen Interesses willen im Auszug wieder: „Von der Katastrophe des Jahres 70 n. Chr. erholte sich Palästina mit Hilfe der Diaspora verhältnismäßig rasch wieder. Jerusalem erstand allmählich aus seinen Trümmern. Der Opferdienst blieb allerdings unterbrochen. Da man aber das Opfer schon vorher nur als Gehorsamsleistung aufgefaßt hatte, trat das Almosen und der Gebetsgottesdienst an seine Stelle. Dazu hoffte man auf eine baldige Wiederaufrichtung des Tempels. Die Leitung des Volkes ging von den Priestern an die Schriftgelehrten über, und das Lehrhaus zu Jabne wurde unwillkürlich der höchste Gerichtshof und der nationale Mittelpunkt des Volkes. Der Druck der Zeit, der ohne

Murren getragen wurde, weckte die Frage nach dem Glück der Gottlosen und dem Unglück der Frommen wieder auf, belebte aber auch die messianische Hoffnung, wie die unter dem Namen des Esra und des Baruch verfaßten Apokalypsen zeigen. Damit war die Bedingung für eine nationale Erhebung gegeben. — Ein Feldzug Trajans gegen die Parther im Jahre 117 n. Chr. gab den Juden in Nordafrika, Cypern und Babylonien Anlaß zur Empörung; doch wurde die Bewegung nach anfänglichen Erfolgen niedergeschlagen und endete mit der Vernichtung der blühenden Diaspora. In Palästina führte der Prokurator Quietus ein Schreckensregiment. Nach dessen Absetzung durch Hadrian im Jahre 118 trat Ruhe ein, und eine Reise des Kaisers nach Palästina im Jahre 130 hatte sogar die Erlaubnis zum Wiederaufbau des Tempels in Jerusalem zur Folge. Allein schon zwei Jahre darauf brach eine neue Empörung aus. Ob die Einschränkung, bezw. Zurücknahme der erteilten Erlaubnis oder aber die Begeisterung über das Wiedererstehen des Tempels den Aufstand hervorrief, ist unklar. Jedenfalls nahm derselbe sofort den größten Umfang an. Sein geistiger Führer war der gefeierte Schriftgelehrte Akiba, sein nationaler Held der aus Kokaba stammende und deshalb von Akiba nach 4. Mos. 24, 17 als Stern aus Jakob und als Messias begrüßte Simon, von den Christen Barkochba, von den Juden nach der erlebten Enttäuschung Barkoseba, d. h. Sohn der Lüge, genannt. Niederwerfung der Römer, Einnahme Jerusalems und Wiedereinrichtung des Tempeldienstes folgten einander. Erst nach dreijährigem Kriege gelang es dem tüchtigen römischen Feldherrn Severus, das Land zurückzuerobern und schließlich Barkochba in seinem letzten Zufluchtsorte, der Festung Bittir, zu vernichten. Alle Juden, die in die Hände der Römer fielen, wurden niedergemacht, alle Städte und Dörfer verbrannt. Kein Jude durfte sich mehr in Palästina ansiedeln. Die Beschneidung wurde verboten, jede Ausübung jüdischer Religionsgebräuche untersagt. Viele Rabbinen besiegelten ihren Glauben mit dem Martyrium, unter ihnen Akiba, der sich freute, nunmehr beweisen

zu können, daß er Gott nicht nur von ganzem Herzen, sondern auch von ganzer Seele, d. h. mit seinem Leben, liebe. Andere fielen ab oder verbargen ihr Judentum. Zwar stellte schon Hadrians Nachfolger die Religionsverfolgung ein; aber die nationale Kraft des Judentums war gebrochen. Mehr als zuvor erstarrte es in der Gesetzlichkeit. — Den Gewinn von seiner Niederlage hatte das von Barkokaba tödlich gehaßte und verfolgte Christentum. Die nach Wahrheit suchenden Heiden wandten sich nun ausschließlich ihm zu, und die Beunruhigungen der Heidenkirche durch das Judenchristentum hörten für immer auf. Die zerstreuten Reste der judenchristlichen Gemeinde führten ein sektenhaftes Dasein, und in der von Hadrian an der Stelle des ehemaligen Jerusalems gegründeten römischen Stadt Aelia saß nunmehr ein Heidenchrist auf dem Bischofstuhl. Weil Israel den nicht erkannte, der in Gottes Namen zu ihm kam, weil es von seinem Messias nicht Versöhnung mit Gott, sondern nur Befreiung von der Römerherrschaft begehrte, fiel es dem zu, der in seinem eigenen Namen kam, und ging mit diesem zugrunde."

Den Vorträgen folgten im Verein Christlicher Gemeinschaft regelmäßig Besprechungen. Hiebei ergriff Riggenbach fast immer das Wort. Auch diese mitunter aus dem Augenblick geborenen Reden trafen meist den Nagel auf den Kopf und klärten oft überraschend schnell die Lage. So führte er nach einem Vortrag von Professor v. Orelli über das Zungenreden aus: „Viele meinen, je dunkler sich eine Gabe äußere, desto sicherer sei sie eine Geistesgabe. Das ist ein heidnischer Gedanke. Das Göttliche n ü t z t immer etwas. Es ist falsch, zu meinen, das Mysteriöse sei jedenfalls göttlich. Früher galt das Hohe Lied als das inspirierteste Buch der Bibel; die Evangelien wurden hintangesetzt. Den Korinthern mit ihrem Pochen auf die Geistesgaben werden andere Gemeinden als Muster hingestellt, nach denen sie sich richten sollen. — Das Zungenreden ist das Ergebnis einer seelischen Erregung; es kommt aber darauf an, ob diese durch den göttlichen Geist hervorgebracht ist. Das Neue Testament stellt die

Forderung auf: ‚Prüfet die Geister!‘ Der göttliche Geist kann das Prüfen ertragen. Wo Christus heller erkannt wird, da ist Gottes Geist, namentlich da, wo man dazu getrieben wird, Jesus einen Herrn zu nennen. Auf die Wirkung kommt es an, ob wir im innersten Wesen gehoben und auf die Dauer in der Kraft Gottes erhalten bleiben.“

Am 20. September 1910 wurde Riggenbach die Leitung des Vereins Christlicher Gemeinschaft übertragen. Pfarrer Ecklin teilte ihm am 21. darüber mit: „Unser V. C. G. hat Sie gestern mit Dank, Freude und Zuversicht zu seinem Präsidenten erwählt. Auch die wenigen Herren, die, abweichend von den übrigen, Herrn Professor v. Orelli ihre Stimme gaben, werden sich mit uns über das Ergebnis freuen.“ Und sie haben sich später darüber gefreut. Riggenbach war eben nicht nur der Präsident, sondern die Seele des Vereins. Besonders gern hat man die Reden gehört, die er bei Wiederbeginn der Zusammenkünfte nach den Ferien hielt. Eine solche „Eröffnungsrede“ teilen wir im Auszug mit; gehalten wurde sie im September 1917: „Auf einer Wanderung im Berner Oberland kam ich an einen Ort, an dem ich mich früher einmal aufgehalten hatte. Die Wirtin erzählte, sie habe inzwischen ihre Tochter durch den Tod verloren; sie war sehr betrübt und konnte nicht getröstet werden. Ein dort anwesender Spahioffizier versuchte der Trauernden Trost zu bringen mit dem Wort ‚Kismet‘, d. h. Schicksal. Im Hinblick auf den Krieg mit all seiner Not kann man so abgestumpft werden, daß man zu dem Schluß kommt: das ist eben unser Schicksal. Der Mohammedaner bringt das Schicksal mit Gott in Zusammenhang, daß es scheinen möchte, er wolle mit Kismet sagen: ‚Was Gott tut, das ist wohlgetan.‘ Aber unsere Gotteserkenntnis ist doch tiefer und höher als die der Mohammedaner. Diese machen sich keine Gedanken über das, was Gott eigentlich mit den Menschen will. Der mohammedanische Schicksalsglaube kommt aus dem Heidentum. Unser Gott, der Gott der Bibel, hat sich vorgenommen, die Menschen zum Heil zu führen durch

Christum, durch den er sich offenbart hat. Es soll eine neue, verklärte Erde und ein verklärter Himmel werden. Erst durch Christus ist Gott die Liebe, nur durch ihn haben wir einen Blick ins Herz und Wesen Gottes. Der mohammedanische Glaube lähmt die Tatkraft, auch Böses wird gelegentlich auf Gott zurückgeführt. Der Christenglaube macht nicht lahm, sondern haucht Geist und Leben ein; er rottet das Böse aus. Auch in dieser ernsten Zeit haben wir festen Boden unter den Füßen. Das Kreuz auf Golgatha wirft sein Licht in die trübe Zukunft. Ist auch die Geschichte der Völker verwirrt, so wird Gott, der seinen Sohn für alle Völker in die Welt gesandt hat, diese nicht zugrunde gehen lassen, sondern zu dem Ziele führen, das er ihnen gesteckt hat. Jesus ist aber nicht nur für die Menschheit als Ganzes gestorben, sondern hat für jeden einzelnen den Tod geschmeckt. Heutzutage gilt die Religionsmengerei als die größte Weisheit. Wir wollen aber fest bei unserem christlichen Glauben bleiben und bei der Erkenntnis, daß Gott sein Herz in Christo erschlossen hat."

Vor Beginn der Herbst- und Winterzusammenkünfte pflegte Riggenbach ein Rundschreiben an die Mitglieder des Vereins ergehen zu lassen, in welchem die Themata für die Vorträge mitgeteilt wurden. In seinem Rundschreiben vom 10. September 1926 sagt er unter anderem: „Die Zeiten sind ruhiger geworden als während des Krieges und unmittelbar darnach; dennoch merkt man noch nicht viel von Glück und Zufriedenheit. Vergnügungssucht aller Art beherrscht die Gemüter und drängt ernstere Bestrebungen in den Hintergrund. Von dieser Bewegung wollen wir uns nicht fortreißen lassen, sondern uns auf die großen Aufgaben besinnen, mit denen wir als Jünger Jesu betraut sind. — Es ist aus der Mitte unseres Vereins der Wunsch geäußert worden, es möchte im kommenden Winter die Bergpredigt zum Gegenstand unserer Besprechungen gemacht werden. Wir wollen damit anfangen, indem wir an mehreren Abenden Abschnitte aus Matth. 5 zur Behandlung kommen lassen. Ein zeitgemäßes Thema ist das gewiß. Eine nachdrückliche Einschärfung des göttlichen Wil-

lens tut uns dringend not. Wir müssen ihn wieder in seinem vollen Ernste erfassen lernen, ohne doch dabei in unterchristliche Gesetzlichkeit zu versinken. Der lange Winter wird in unserem Programm trotzdem noch Raum für einige andere Gegenstände geschichtlicher und praktischer Art übrig lassen. Nach wie vor wollen wir ein wachsames Auge für die Bedürfnisse der Gegenwart haben."

So sorgfältig aber auch Riggenbach diese allgemeinen Zusammenkünfte des V. C. G. schätzte, noch mehr lagen ihm die kleinen Konferenzen des Vereins am Herzen. Je zehn bis zwölf Mitglieder bildeten einen Kreis, der sich alle zwei Wochen einmal zur Betrachtung des göttlichen Wortes zusammenfand. Man kann sich denken, mit welcher Freudigkeit er hier das Wort verdeutlichte. Gleich einem rechten Hausvater trug er aus seinem reichen Schatz Neues und Altes hervor. Hier, in diesen kleinen Versammlungen, trat am deutlichsten zutage, worauf er es in seiner ganzen Tätigkeit abgesehen hatte. Es war die christliche Mündigkeit, zu der er nicht nur die Mitglieder des V. C. G., sondern die ganze christliche Gemeinde bringen wollte. Etwas davon sieht man aus dem, was J. H. im „Kirchenfreund" schreibt: „Seit vielen Jahren hatte ich den Vorzug, Herrn Professor Riggenbach zu hören. Besonders im Basler V. C. G. hat der geschätzte Theologe uns Laien sehr wertvolle Dienste geleistet. Der anerkannt positive Professor der Theologie war kein verbohrter Buchstabengläubiger, sondern ein Lehrer, der sich nie scheute, gewisse biblische Dinge ins richtige Licht zu stellen, ohne dabei ängstliche Gemüter zu verletzen. Es wurde einem oft wohl, wenn er in seinen biblischen Vorträgen besonders uns Laien den tiefsten Kern aus einer Schale herausnahm und zeigte, daß nicht der Buchstabe, sondern der tiefe, innere Gehalt lebendig macht. Ich erinnere mich noch recht wohl, wie er vor vielen Jahren in einem Bibelkurse den Hörern zu erklären versuchte, woher gewisse Übersetzungsfehler rühren, und welche Bemühungen ernster Forscher nötig waren und immer noch nötig sind, um den ursprünglichen Sinn des übermittelten Gotteswortes den Lesern zu vermit-

teln. Brüder, die im kirchlichen Wahn sich befanden, als ob jedes Wort Alten und Neuen Testaments durch den Finger Gottes geschrieben oder wenigstens jedes Wort, so wie es steht, durch den Heiligen Geist inspiriert sei, konnten sozusagen einen Moment aus der Fassung kommen, aber nur um nachher frisch aufzuatmen und die Bibel neu anzuschauen und mit erneutem Interesse zu lesen. Der weise Gottesgelehrte dachte nicht wie jener Prediger, der bei der Betrachtung der Offenbarung Johannis zu sagen wagte: ‚Für mich ist die Offenbarung ein klares Wort, da gibt es nichts zu deuten; alles ist so, wie es geschrieben steht.' Eingeweihte wußten, daß der blinde Gelehrte Tag und Nacht forschte. Wie beschämend für manche sich weise dünkende Bibelleser, die sich anmaßen, von sich aus, ohne Anleitung das Wort zu verstehen ... Vereinsleiter aus dem Laienstande bekamen von Riggenbach zu ihrer Arbeit das, was die Pfarrer für ihren Dienst auf der Universität empfangen sollten."

So lieb ihm aber auch die Arbeit im V. C. G. war, so viel Not bereitete sie ihm auch. Bei ihm ging eben gar nichts ohne Kampf. Der Verein stand nicht mehr in der Blüte früherer Zeiten. Andere Veranstaltungen waren im Lauf der Jahrzehnte aufgekommen und drängten das Alte beiseite. Trotzdem suchte er mit der ihm eigenen Treue und Konsequenz den Verein zu halten, weil er in ihm ein wertvolles Mittel zur Pflege der brüderlichen Gemeinschaft und zur Förderung des persönlichen Glaubenslebens sah. Wieviel Mühe hat er sich gegeben, um die Vortragsfolge jeweilen aufzustellen und die Redner zu gewinnen! Es war für ihn kein kleines Opfer, jede Woche einen Abend herzugeben, sei es für die Vorträge, sei es für die Bibelbesprechungen im kleinen Kreis. Er hat dieses Opfer willig gebracht und dafür an Nachtstunden in der Arbeit zugesetzt. Wenn ein Referent versagte, sprang er gerne ein, und jedesmal waren seine Darbietungen wohl durchdacht, abgerundet und gaben klare, biblisch begründete Antworten auf brennende Fragen. Er pflegte einen warmen, herzlichen, brüderlichen Ton im V. C. G. und hat durch seine

aufopfernde Leitung viel dazu beigetragen, ihn in schwieriger Zeit über Wasser zu halten.

Als Präsident des V. C. G. war Riggenbach Mitglied des Vorstandes des Christlichen Vereins Junger Männer. Über den Dienst, den er hier getan hat, sagt das Organ der Christlichen Jungmännervereine von Basel-Stadt: „Die klaren, biblischen Richtlinien, durch die sein ganzes Leben bestimmt wurde, das warme Interesse, das er unseren Fragen und jedem einzelnen unter uns entgegenbrachte, und endlich die erstaunliche Kenntnis auch der scheinbar nebensächlichsten Dinge kamen bei seinem Wirken in seltener Weise zur Geltung."

Wie dem Verein Christlicher Gemeinschaft, so wandte er auch den Bestrebungen der „Gesellschaft für die Engelgaßkapelle" die Liebe seines Herzens zu. Die Kapelle wurde im Jahre 1882 an der Engelgasse zu Basel erbaut. Die Mittel zum Bau brachte man durch freiwillige Spenden auf. Den gläubigen Gliedern der Gemeinde sollte eine weitere Gelegenheit gegeben werden, das reine und lautere Wort Gottes zu hören. Am 10. März 1915 schrieb ihm Herr Fischer-Kienle: „Es ist mir von unserer Gesellschaft der angenehme Auftrag geworden, Ihnen für Ihr treues Einstehen in ernster Zeit herzlich zu danken. Sie haben durch Ihre bereitwillige Abhaltung der Bibelstunden über die Offenbarung des Johannes den Besuchern Gelegenheit zu stiller Sammlung gegeben, die sehr geschätzt wird. Ferner soll ich anfragen, ob Sie so freundlich wären, unserer Kommission als Mitglied angehören zu wollen. Es würde uns alle herzlich freuen, wenn Sie die Wahl annehmen würden."

Dem „Verein für die Evangelische Kapelle in Baden" (Aargau), der das nämliche erstrebte wie die Gesellschaft für die Engelgaßkapelle in Basel, trat er gleichfalls als Mitglied bei. Eng verbunden mit der Badener Kapelle war die „Badener Konferenz", deren Mitglieder sich aus allen Berufsständen rekrutierten: Pfarrer, Prediger, Missionare, Seminarlehrer, Hausväter, Bankbeamte, Techniker und Handwerker. Auf der Konferenz vom 7. Mai 1901 hielt Riggenbach über „Wahre

und falsche Prophetie" einen Vortrag, der sich durch Gründlichkeit und Allgemeinverständlichkeit, wie es für diese Versammlung paßte, auszeichnete, und den er mit den beachtenswerten Worten schloß: „Wenn wir nach neuer Weissagung verlangen, so beruht das manchmal auf einer gewissen Trägheit. Wir hätten gerne fertige Orakel, die uns der Mühe überheben sollten, zu prüfen, was der Wille Gottes sei, das Gute, das Wohlgefällige und das Vollkommene (Röm. 12, 2). Das hat nicht einmal das apostolische Zeitalter an seiner Prophetie gehabt. Paulus erklärt ausdrücklich, das Weissagen sei vergängliches Stückwerk, das kein Anschauen Gottes vermittle, sondern nur ein vielfach dunkles und rätselhaftes Spiegelbild darbiete (1. Kor. 13, 9—12). Auch in der apostolischen Zeit war es nur wenigen, besonders begnadeten Propheten verliehen, der Gemeinde ganz neue Erkenntnisse zu erschließen. Gewöhnlich diente ihr Wort nur dazu, ähnlich wie das der Lehrer, die Gemeinde zu ermahnen und zu ermuntern (1. Kor. 14, 3). Der Besitz besonderer Geistesgaben, wie der Prophetie, ist kein unentbehrliches Kennzeichen einer christlichen Gemeinde. Sie sind der Kirche für besondere Zeiten verliehen und gehören nicht zu ihrer stets notwendigen Ausstattung. Nachdem das Wort der ersten Zeugen auf mannigfaltige Weise beglaubigt und bestätigt wurde (Hebr. 2, 3. 4), ist es nicht unsere Aufgabe, nach neuen Offenbarungen zu haschen, sondern das uns Verliehene dankbar zu gebrauchen. Unentbehrliche Stücke des Christenlebens sind Glaube, Hoffnung, Liebe; diese drei (1. Kor. 13, 13) machen den bleibenden Besitzstand der Gemeinde Christi aus, ohne den die Gemeinde aufhörte, eine Gemeinde Christi zu sein. Solange sie diese Güter hat und pflegt, darf sie sich in Übereinstimmung mit der apostolischen Urgemeinde wissen. — Damit soll nicht geleugnet sein, daß Gott in Zeiten besonderer Gefahr und für ganz neue Aufgaben auch besondere Erleuchtung schenkt. Die Kirchengeschichte liefert genug Beispiele hiefür. Freilich sollten wir nicht da vorzugsweise von prophetischen Persönlichkeiten sprechen, wo sich ein gewisser Fernblick oder

eine besondere Beschäftigung mit den ‚letzten Dingen' findet. Jene Bezeichnung ist viel eher am Platz bei Männern, die neue Richtlinien für das Handeln und neue Ziele für das Streben gewiesen haben. In ganz besonderem Sinn hätten wir ein Recht, die Reformatoren, zumal einen Luther, prophetische Persönlichkeiten zu nennen. Gerade bei ihnen läßt sich aber der stärkste Anschluß an die in der Heiligen Schrift bezeugte Gottesoffenbarung beobachten und ohne diese wären sie niemals geworden, was sie gewesen sind. Viele andere Erscheinungen der neueren und neuesten Zeit, die sich prophetischen Charakters rühmen, machen weit eher den Eindruck des Gekünstelten und Unechten. Die Unsicherheit der Ziele, das Schwanken betreffs der Mittel, die Unklarheit der ganzen Bewegung steht oft in seltsamem Widerspruch mit dem anspruchsvollen, prophetischen Auftreten, und nicht selten ist der Ruhm des Geistesbesitzes nur ein täuschender Schein, unter dem sich fleischliche Selbstsucht, Selbstgefälligkeit und Selbstüberschätzung schlecht genug verbirgt. So ist es denn auch in der Gegenwart nicht überflüssig, auf die Kennzeichen der wahren und falschen Prophetie zu achten und sich das Wort des Apostels gesagt sein zu lassen: ‚Den Geist dämpfet nicht, die Weisſagung verachtet nicht; prüfet aber alles, und das Gute behaltet!'" (1. Thess. 5, 19—21.)

Das Bedürfnis, andern das Wort Gottes lieb zu machen, ihnen zu einem besseren Verständnis desselben zu verhelfen, sie an Gott zu binden und sie dadurch in ihrem inneren Leben von Menschen unabhängig und mündig zu machen, war bei Riggenbach so groß, daß er alles andere zurückstellte, wenn sich ihm Gelegenheit bot, hierin seinen Glaubensgenossen zu dienen. Von den Alpen bis zur Nordsee hat er Vorträge gehalten, die alle dieses Ziel im Auge hatten. Auch wenn er scheinbar von peripherischen Dingen redete, wie am 26. November 1915 vor den Offizieren des 14. Regiments in St. Imier über die Zerstörung Jerusalems durch Titus, sprach er doch als Zeuge von seinem gekreuzigten und auferstandenen Herrn. Die meisten Vorträge hat er natürlich in Basel gehalten. Er unternahm aber auch gern

weite Reisen. Manchmal folgte er dem Ruf seiner Bremer Freunde. Auch ungünstige Witterung bildete für den blinden Mann kein Hindernis. Trotz Sturm und Schneetreiben wanderte er ins Glarnerland, um mit dem versprochenen Vortrag zu dienen. War er einmal durch unübersteigliche Hindernisse abgehalten, so kam nachher ein Brief wie der aus Bubendorf: „Sie haben uns sehr gefehlt. Ihr Name hat eine große Zahl von Kirchengliedern hergezogen. Sie haben im Land herum viele verborgene Freunde. Herr Dekan Zimmermann wird Ihnen den Gruß der Versammlung entbieten." Besonderen Anklang fand sein Vortrag über ‚das Geheimnis des Kreuzes Christi'. Ein Pfarrer aus dem Kanton Schaffhausen schrieb darüber: „Das Geheimnis des Kreuzes Christi hat mir gezeigt, wie eine theologische Arbeit, wenn sie das Rechte trifft, direkt das Gemüt und den Willen erfassen und so im besten Sinn erbaulich wirken kann." Mitunter begegnete er allerdings auch starkem Widerspruch, so bei seinem Vortrag über die Wiederkunft Christi in Straßburg. Mit Recht konnte aber am 22. Februar 1925 „das Evangelische Sonntagsblatt für Elsaß-Lothringen" schreiben: „Dieses Thema, das Herr Professor D. Riggenbach aus Basel zu behandeln gekommen war, hatte viele angelockt. Es ist immerhin erfreulich, daß solche religiöse Fragen mit ihrem für eines jeden Zukunft ernsten Einschlag in dieser glaubenslosen Zeit noch anziehend wirken. Von einem in diesen Dingen erfahrenen Mann geführt zu werden, der erstaunliche Bibelkenntnis mit tiefer Frömmigkeit und Nüchternheit des Urteils verbindet, ist ein großer Gewinn. Die phantastischen Zeichen- und Zeitendeuter, die orakelhaften Sektenpropheten kamen freilich nicht auf ihre Rechnung. Und das war gut. So hat der ausgezeichnete Vortrag religiös vertiefend, kirchlich aufbauend und gedankenklärend in seiner bibelfesten Fundamentierung treffliche und hoffentlich andauernde Segenswirkungen gehabt."

Auch in Zürich gab's einmal Unzufriedene. Der blinde Redner ließ sich dadurch aber nicht abschrecken, das, was er als Wahrheit er-

schaut und erkannt hatte, offen auszusprechen. Und es gab viele, die ihm dafür dankbar waren, was wir aus dem Brief eines Professors in Zürich ersehen können: „Noch nie habe ich, wenn ich mich recht erinnere, Ihnen von Herzen gedankt für Ihren trefflichen Vortrag über die Apokalypse, der ein tapferes Wagnis bedeutete, weil er in Kreisen geboten wurde, die in der Regel solche geschichtliche Auffassung verpönen. Und doch scheint mir, daß dieses Wagnis durchaus gelungen ist; denn ich habe hier und dort gemerkt, daß durch Ihre Ausführungen wirklich Boden bereitet worden ist für weitere verständige Unterweisung in diesen Fragen. Ich habe bei meiner Vorlesung über die Apokalypse im letzten Semester, bei der auch Laien zuhörten, nicht anders gearbeitet und schulde darin auch Ihrem Vorbilde Dank, weil es mich ermutigt hat und gestärkt. Vielleicht interessiert es Sie, die letzte Vorlesung einmal gelegentlich durch Ihren Herrn Amanuensis sich vorlesen zu lassen; die Abkürzungen sind leicht zu verstehen. Sie wird Ihnen zeigen, wie weitgehend meine Auffassung von der bleibenden Bedeutung des Buches mit der Ihrigen sich deckt. Weil ich fortgesetzt um solche Beiträge von der Gemeinde gebeten werde, war mir Ihr Vortrag besonders wertvoll, und die Arbeitsgemeinschaft auch in dieser Hinsicht mit Ihrer weit größeren Erfahrung hier auf dem Boden der Schweizer Kirche ist für mich unschätzbar."

Über diese ganze Arbeit: durch freie Wortverkündigung zur Neubelebung der Kirche beizutragen, sagte ein Schweizer Pfarrer zusammenfassend: „Die Vorträge lassen mich bewundern, mit welcher Kraft des Geistes der blinde Mann gearbeitet hat, und wie er aus dem reichen inneren Besitz, den er — durch Leid verklärt — in sich trug, der Gemeinde die reichsten Schätze übermittelt hat."

Neben die freie Wortverkündigung hat Wichern die Liebestätigkeit gestellt. Mit der Arbeit der Liebe hat man in der Schweiz schon frühzeitig begonnen. Pestalozzi, die Christentumsgesellschaft und Heinrich Zeller haben dafür die richtigen Wege gewiesen. Zu einem Zusammenschluß der schweizerischen Werke der „Inneren Mission und

der christlichen Liebestätigkeit" kam es erst im Jahre 1928, also nach Riggenbachs Heimgang. Man kam vorher auch ohne äußere Organisation zurecht; die einzelnen Liebeswerke führten ein recht frisches und gesundes Leben. Eduard Riggenbach hatte für diese Liebestätigkeit ein warmes Herz und eine offene Hand. Daß er dem Berner Diakonissenhaus besonders zugetan war, haben wir bereits gesehen. Dann und wann kehrte er mit Frau und Kindern auf dem „Blumenberg" ein, hielt den Schwestern Andachten oder Vorträge und besprach mit Herrn und Frau Dändliker die Angelegenheiten des Hauses. Als im Jahre 1900 der Vorsteher Dändliker starb, führte die begabte, willensstarke und warmherzige Frau das Werk unter der Oberleitung des Komitees weiter. Daß von da ab Professor Riggenbach an der Arbeit seiner Cousine einen noch innigeren Anteil nahm, ist bei seiner Treue und Hilfsbereitschaft nur natürlich. Am 5. November 1916 wurde Frau Jenny Dändliker-Schnell aus ihrem gesegneten Wirkungskreis abgerufen. Professor Riggenbach schloß die Gedächtnisrede, die er seiner Cousine hielt, mit den Worten: „Im Leben weniger Menschen ist die Führung Gottes so handgreiflich wahrzunehmen wie bei der Entschlafenen. Sie ist für ihren künftigen Beruf aufs wunderbarste zubereitet und herangebildet worden. Ihre ganze Veranlagung, das Elternhaus mit seiner Eigenart, ihr innerer und äußerer Lebensgang bis zu ihrer Übersiedelung nach Bern, das alles war wie berechnet für die Aufgabe, die ihrer harrte. Es gibt keinen Menschen, der nicht seine Schranken und seine Mängel hätte, und wir sind weit davon entfernt, aus der Entschlafenen eine vollkommene Heilige machen zu wollen. Zum Preise Gottes darf aber gesagt werden, daß sie ein selten ausgerüstetes Werkzeug zu seinem Dienste war. Sie hat den mannigfaltigen Anforderungen zu entsprechen vermocht, hat große Aufgaben meisterlich durchgeführt, hat mit Hohen und Niedrigen gleich gewandt zu verkehren gewußt; aber das beste an ihr war doch die Liebe, die sie in alles, was sie tat, ihre ganze Seele hineinlegen ließ. So viel beschäftigt sie auch war, hatte sie doch immer ein Herz für

alle, die ihrer Fürsorge anbefohlen waren, und vergaß über den großen Aufgaben ihres Berufs in ihrem neuen Berner Wirkungskreis auch die alten Basler Verwandten und Bekannten niemals. Ihren Eltern, die mit ihr nach Bern gezogen waren, hat sie bis zu deren Ende dankbare Liebe bewiesen und ihre nunmehr um sie trauernde Schwester bis zuletzt mit sorglicher Treue umgeben. — Wo sie durch Gottes Führung mit andern Menschen in Gemeinschaft gestellt worden war, pflegte sie die angesponnene Verbindung nach Kräften, und wer mit ihr in Berührung kam, fühlte sich von ihrer Freundlichkeit mächtig angezogen. Sie war eine Mutter in Israel, deren Hinscheiden eine schmerzlich empfundene Lücke zurückläßt, an deren Grabe aber auch viele Gott danken für all das Gute, das er ihnen durch die Entschlafene geschenkt hat." — Aus diesen Worten ist erkennbar, wie eng der Redner mit dieser wahrhaft edlen Frau verbunden war.

Besonders warm schlug sein Herz für seine Schicksalsgenossen, die Blinden. Hörte er von einem solchen, so besuchte er ihn und half ihm mit Rat und Tat. Der Verein blinder Akademiker und der Bartimäusbund*) genossen seine Unterstützung in reichem Maße. Im Blindenheim zu Basel, dessen Vorstand er angehörte, hielt er jahrelang die Ansprache am Weihnachtsfest. Im Jahre 1915 schrieb er seine „Worte der Ermunterung an frisch Erblindete von einem Leidensgefährten". Wir können es uns nicht versagen, eine Stelle daraus wiederzugeben, die zeigt, wie er selbst sein Leiden auffaßte: „Wenn ich gleich mein innerstes Geheimnis verraten soll, so kann ich nur sagen, daß meines Lebens Wurzel, Halt und Kraft nichts anderes ist als der in Jesus Christus gründende Glaube an meinen gnädigen Gott. Mich getragen zu wissen von einer mächtigen Liebe, die in allem, was sie tut, nur mein Bestes will, die mein Leben im ganzen wie im einzelnen nach ihren heiligen Zwecken ordnet, die, wenn sie kostbare irdische Güter nimmt, dafür um so wertvollere himmlische

*) Mark. 10, 46.

Güter geben will, diese Gewißheit hat mir auch in den schwersten Stunden immer wieder einen getrosten Mut und neue Freudigkeit gegeben, unentwegt meine Straße weiter zu gehen. Mit der Erkenntnis Gottes in Christus ist mir wahrhaft die Sonne aufgegangen, und wenn mein äußeres Auge hat erlöschen müssen, damit das innere sich erschließe, so kann ich in alle Ewigkeit nur die gnädige Leitung Gottes preisen, die mich durch das Dunkel zum Licht geführt hat. Ich kann meinen Leidensgefährten nichts Besseres wünschen, als daß sie alle die gleiche Erfahrung machen. Man kann einem Blinden allerlei nützliche Ratschläge zur Einrichtung seines Lebens erteilen, und er kann durch deren Befolgung sich manche Erleichterung verschaffen; die völlige Aussöhnung mit seinem Schicksal, den tiefen inneren Frieden des Herzens gewinnt er aber nur, wenn sein Herz stille wird in der Liebe seines himmlischen Vaters. Da sprudelt die Quelle der Kraft, des Muts und der Freude. Wer die gefunden hat, dem wandelt sich das Unglück in Glück und Segen."

Ein deutscher Offizier, der im Krieg das Augenlicht verloren hat, schrieb darauf: „Sie haben ganz recht. Blindheit ist nur ein anderer Weg göttlicher Führung; und diese Wege des Leides und der Entbehrung führen meist zu einem besseren Ende als die immer ebenen Wege. Auch von den Blinden kann ein Licht ausstrahlen, das jeden wärmt, der sich ihm nähert. Das zeigt uns Ihre kleine Schrift, und dafür sind Sie uns allen ein leuchtendes Beispiel." — Und die kurz zuvor Witwe gewordene Frau eines Kollegen schrieb ihm zu Ende des Jahres 1915: „Wie müssen Sie durch diese Worte wohl tun! Ich möchte sie nur jedem geben können, dessen Augenlicht erloschen ist, und dazu von Ihnen erzählen dürfen, der in der angestrengtesten Arbeit ebenso wie in den heiteren Mußestunden uns ja jederzeit ein Vorbild war und lebendigstes Zeugnis dessen, was Sie unsern Blinden ans Herz legen. Einem schlichten Mann in meinem Haus, der einst auf dem Missionsfest Ihre Abschiedsansprache im Missionsgarten hörte und davon einen tiefen Eindruck mit heimbrachte, habe

ich eine große Freude mit Ihren Worten gemacht. Ach, wir haben ja auch hier in unserer Augenklinik manche Erblindete, die noch lernen müssen, den schweren Weg ergeben und stille zu gehen und neue, noch unbekannte Arbeit zu suchen."

Recht erfreulich ist, daß einige seiner Predigten — dank der Bemühungen der Witwe — in Blindenschrift herausgegeben wurden. Von der Ansprache über Offenbarung 22, 16 war der blinde Pfarrer Siegfried Göbel so ergriffen, daß er seine eigene Vorbereitung beiseite schob und bei einem Gottesdienst im Krankenhaus die Predigt vom Morgenstern in der Blindenschrift vorlas. — Dr. Strehl, der Leiter der Blindenstudienanstalt in Marburg, faßte sein Urteil über Professor Riggenbach in die Worte zusammen: „Er war uns allen ein Vorbild treuer Pflichterfüllung, ein Wahrzeichen dessen, was Energie, selbst bei Fehlen des Augenlichts, gepaart mit geistigen Gaben, zu leisten imstande ist. Wir waren stets stolz, auf ihn hinweisen zu können; denn selten ist es einem Blinden beschieden gewesen, das zu erreichen, was er erreicht hat. Wir verlieren in ihm nicht nur ein Vorbild, sondern auch einen treuen Freund und bedauern diesen herben Verlust in stiller und herzlicher Teilnahme." Einer seiner blinden Schicksalsgenossen sandte ihm denn auch einen lateinischen Gruß ans offene Grab: „Du bist nicht gestorben, sondern aus der Finsternis in Gottes Licht versetzt worden. Nie wird bei denen, die der Augen beraubt sind, dein Andenken erlöschen."

Professor Riggenbach hatte für alle Notstände ein waches Auge. Rascher als andere sah er, wo irgend etwas fehlte. Und dann hieß es bei ihm: „Do mueß ebbis gscheh!" Als im Verein Christlicher Gemeinschaft das Kinounwesen beklagt wurde, ging er sofort ans Werk, besprach die Sache mit den Herren von der Zeitung und suchte auf allerlei Weise, die Gefahr abzuwenden. Dabei mußte er allerdings erfahren, daß die Innere Mission bei der Bekämpfung öffentlicher Notstände oft auf große Widerstände stößt. Riggenbach ließ sich aber durch etwaige Mißerfolge nie abschrecken. Er kannte Gustav Wer-

ners Wort: „Was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert.“ Dieses Wort wurde für ihn zur Losung, und darum drängte bei ihm alles zur Tat.

Daß der Rhein seiner Liebestätigkeit keine Grenze setzte, ist bei Riggenbach selbstverständlich. Mit dem alten Pastor v. Bodelschwingh war er eng verbunden. Für die von diesem Mann tätiger Bruderliebe gewissermaßen neugeschaffene Anstalt Bethel hatte er immer Herz und Hand offen. Als die deutsche Inflation im Jahre 1923 ihren Gipfelpunkt erreichte und die Anstalt in ihrer Existenz bedrohte, bahnte er Pastor Friedrich v. Bodelschwingh den Weg ins Basler Münster und in manche privaten Kreise und gab ihm dadurch Gelegenheit, treue Freunde und kräftige Hilfe zu gewinnen. Unmittelbar nach dieser Inflationszeit mußte die Diakonenanstalt Karlshöhe notgedrungen ein Brüderhaus bauen. Aber woher im Jahre 1926 das Geld nehmen? Auch hier trat Riggenbach in die Lücke. Im Verein mit einigen Bekannten, deren Herz er warm gemacht hatte, gewährte er der Anstalt ein größeres Darlehen zu billigem Zinsfuß, und so konnte die Karlshöhe das Werk in Angriff nehmen und zur Ehre Gottes glücklich vollenden.

Die Berufsarbeiter der Inneren Mission fanden bei Eduard Riggenbach nicht nur Rat und Hilfe in äußeren Dingen; noch höher schätzten sie seine Wegleitung bei Fragen des geistigen und geistlichen Lebens ein. Ein in ganz Deutschland bekannter Anstaltsvorsteher schrieb: „Mir ist die stille Viertelstunde im Jahre 1917 besonders köstlich geblieben, die ich mit dem lieben Professor Riggenbach oben im Dachstübchen unseres Bauernhauses zubrachte. Damals war es, wo er mir im Gedenken an all die Dunkelheit, in die die Welt gehüllt war, sagte: ‚Wir m ü s s e n glauben!‘ Dies Wort ist mir eine sonderliche Erquickung geblieben, all die Jahre hindurch.“

Und welche Ströme von Trost und Kraft sind ausgegangen von den vielen Festreden und Festpredigten, die er bei den Jahresfeiern christlicher Anstalten und Vereine gehalten hat! Wie sehr hat man es in Stuttgart bedauert, daß er im Jahre 1927 wegen seiner Erkran-

kung die Zusage, beim Bibelfest zu sprechen, wieder zurücknehmen mußte! Diese Festreden zeigen, wie vertraut er mit der Arbeit der Inneren Mission war, wie er auch die Sorgen und Nöte bis ins einzelne kannte, und mit welcher Liebe er ihre Wege begleitete. Darum bleiben diese Festpredigten reiche Vorratskammern von Trost, Kraft, Erquickung und Aufrichtung für alle, die im Dienst der Liebe stehen.

So sehr sich Riggenbach die Pflege der einzelnen Seele und der kleinen Gemeinschaften angelegen sein ließ, so stand er doch mit beiden Füßen in der Landeskirche. Ihr Wohl und Wehe lag ihm allezeit sehr am Herzen. Dies trat besonders in den Jahren 1907—1910 zutage, als der Streit wegen der Trennung von Kirche und Staat die Gemüter erhitzte. Die Bewegung zur Lösung der Kirche vom Staat reicht eigentlich bis in die Zeit der Aufklärung zurück, wurde aber in Basel wie in Genf erst durch das französische Trennungsgesetz in Fluß gebracht. Obgleich man annehmen durfte, daß die Regierung von Basel-Stadt die Angelegenheiten der Kirche mit Wohlwollen behandeln werde, galt es doch für die Vertreter der Kirche völlig wach zu sein. Schon am 15. Dezember 1907 hielt Professor Riggenbach im Verein Christlicher Gemeinschaft einen Vortrag, der die in Frage stehenden Punkte klar herausstellte. Er gab demselben die Überschrift: „Die Zukunft der Basler Kirche", schränkte dann aber das Thema ein und redete über: „Unsere Stellung zur Trennung von Kirche und Staat in unserem Kanton". Als erste Frage stellte er heraus: „Wie soll es mit dem bisherigen Nebeneinander der beiden Richtungen, der positiven und der reformerischen, in Zukunft gehalten werden?" Dazu sagte er: „Manche unter uns mögen der Meinung sein, wenn eine so durchgreifende Veränderung in unserem Kirchenwesen stattfinden soll, müsse eine gründliche Neuordnung der Verhältnisse vorgenommen werden. Es dürfe nicht länger gestattet sein, daß in der Kirche die Grundlagen ihres Glaubens in Zweifel gezogen oder gar offen bestritten werden. Die Gleichberechtigung des Glau-

bens mit dem Unglauben, gegen die sich unsere Väter einst so nachdrücklich gewehrt haben, sollte nunmehr ein Ende finden. — Das sind wichtige Gedanken; dennoch glaube ich nicht, daß wir uns von ihnen leiten lassen dürfen. Eine Umwandlung der Richtungen in getrennte Kirchen hätte die Verewigung des gegenwärtigen Zwiespalts zur Folge. Wir trügen an unserem Teile dazu bei, daß die Negation zum Dogma der Reformkirche würde. Der Übergang vom Unglauben zum Glauben würde den Angehörigen der freisinnigen Kirche noch mehr erschwert. Bleiben die Richtungen beisammen, so ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der gegenwärtige unerfreuliche Zustand überwunden werde. Wir können noch immer die Hoffnung festhalten, Gott werde unserer Kirche wieder einen Frühling schenken, der neues Glaubensleben sprießen läßt." — Riggenbach trat also für eine alle Richtungen umspannende Volkskirche ein und hielt es nicht für geraten, eine Freikirche positiver Richtung zu bilden. Zu deutlich erkannte er die Gefahren, die in einer solchen liegen. Auch war er geschichtlich zu gut geschult, um für Experimente zugänglich zu sein. Die Zukunft der Kirche lag für ihn in der Hand Gottes; es galt, die Not der Lage zu tragen, bis Gott selbst deutlich andere Wege weisen würde. — In seiner grundsätzlichen Stellung der Reform gegenüber war er klar und geschlossen. Sein Urteil galt oft als schroff und intolerant. Es war ihm aber Gewissenssache. Er war eben der Überzeugung: „Eine Überwindung der Gegensätze ist nicht durch eine bloße Abschleifung der Anschauungen und durch gegenseitige Konzessionen zu erreichen; das führt nur zu Kompromissen, die selten lange vorhalten und im Grunde niemand befriedigen. Eine wirkliche Beseitigung der Gegensätze kann nur durch eine neue, tiefere Erfassung der christlichen Wahrheit herbeigeführt werden." Wenn er sich nun bei der Vertretung dieser Überzeugung sachlich unerbittlich zeigte, so schloß das nicht aus, daß er, wo sich ihm Gelegenheit zu einem persönlichen Liebesdienst zeigte, stets mit Freuden zu einem solchen bereit war.

Die Antwort auf die Frage, ob für die neu zu errichtende Volkskirche eine Bekenntnisgrundlage gefordert werden solle, hielt Riggenbach für recht schwierig. Es war ihm klar, daß an eine der alten Bekenntnisschriften nicht zu denken sei, wenn alle Richtungen in der Kirche Platz finden sollten. Und doch mußte der christliche und evangelische Charakter gewahrt werden. Er schlug daher vor, das bisher übliche und von keiner Richtung beanstandete Ordinationsgelübde in ein kirchliches Bekenntnis umzugestalten und etwa zu sagen: „Die evangelische Kirche des Kantons Basel-Stadt bekennt sich zu dem Evangelium von Jesus Christus, wie es in der Heiligen Schrift enthalten ist und in den Grundsätzen der reformierten Kirche seinen geschichtlichen Ausdruck gefunden hat." Dieser Vorschlag hat weitgehende Beachtung gefunden. § 1 der Verfassung der evangelisch reformierten Kirche des Kantons Basel-Stadt vom 21. November 1910 erhielt nach dem Antrag der Kommission folgenden Wortlaut: „Die evangelisch-reformierte Kirche des Kantons Basel-Stadt ist ein Glied der allgemeinen christlichen Kirche. Sie ist Erbe und Rechtsnachfolgerin der in Basel am 8. Februar 1529 kraft Beschlusses des Volkes und der Behörden auf Grund der Heiligen Schrift erneuerten Kirche, zählt sich zu den wie sie selbst aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen und pflegt besonders enge Beziehungen zu den reformierten Kirchen der Schweiz. Als Volkskirche steht sie allen im Kanton Basel-Stadt wohnenden Protestanten offen. — Die Grundlage ihrer Lehre ist Jesus Christus und sein Evangelium, das sie aus der Bibel unter der Leitung des christlichen Gewissens, der christlichen Erfahrung und der Wissenschaft erforscht, verkündet und im Leben zu verwirklichen trachtet. Getreu den Grundsätzen des Protestantismus erwartet sie, daß ihre Mitglieder in den evangelischen Glaubenswahrheiten sich eine persönliche, auf Überlegung und Erfahrung gegründete Überzeugung bilden. Sie will ihnen darin nach Kräften helfen und sie als Glieder eines Leibes, dessen Haupt Christus ist, vereinen im Geiste göttlicher Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe. Ihr Ziel ist, zur Förderung des

Reiches Gottes auf Erden beizutragen durch das Evangelium als die unversiegbare Quelle ewigen Lebens und persönlichen wie gemeinschaftlichen Fortschritts."

Besonderes Gewicht hat Riggenbach darauf gelegt, daß die verschiedenen Richtungen innerhalb des kirchlichen Rahmens volle Bewegungsfreiheit haben müssen. Es handelte sich ihm dabei namentlich um die Wahrung der Interessen der kirchlichen Minderheiten; denn er war der Überzeugung, daß eine alle Richtungen umfassende Kirche nur bei ganz freiheitlicher Institution bestehen könne. Deshalb verlangte er für die Minderheit: Mitbenützung der Kirchengebäude, einen entsprechenden Beitrag zum Gehalt der von ihr berufenen und besoldeten Pfarrer aus der Kirchenkasse und die Berechtigung für den von ihr angestellten Pfarrer, am dritten, vierten oder fünften Sonntag im Monat den offiziellen Morgengottesdienst zu halten. Diese Wünsche und Vorschläge wurden durch § 6 und 7 der Verfassung vom 21. November 1910 samt und sonders erfüllt.

Für sehr bedeutsam erachtete Professor Riggenbach die Frage: „Was soll im Falle einer Lösung von Kirche und Staat mit der theologischen Fakultät geschehen?" Die Folgerung lag nahe, daß bei einer Trennung von Kirche und Staat die theologische Fakultät aus einem staatlichen in ein kirchliches Institut umgewandelt werden müsse. Professor Riggenbach sah aber deutlich, welch empfindliche Verluste dies für die Kirche und ihre künftigen Diener mit sich bringen müßte. Er schlug daher vor, die theologische Fakultät bei einer etwaigen Trennung einfach in ihrer bisherigen Stellung zu belassen. Die Inkonsequenz, der man sich dabei schuldig machte, nahm er in den Kauf und meinte: „Die rücksichtslose Folgerichtigkeit ist zuweilen eher ein Laster als eine Tugend." Und darin hatte er wohl recht.

Lebhaft wurde auch in manchen Kreisen die Frage nach dem kirchlichen Wahlrecht der Frauen erörtert. Professor Riggenbach wies in dem Vortrag, den er am 8. März 1910 im Verein Christlicher Gemeinschaft hielt, darauf hin, daß die Einführung der Kirchensteuer

mit Notwendigkeit das Frauenstimmrecht bringen müsse. Nach der Verfassung vom 21. November 1910 sind aber nur männliche Protestanten stimmberechtigt. Das war aber keine endgültige Erledigung. Am 10. März 1912 hielt Eduard Riggenbach im V. C. G. einen Vortrag über das Frauenstimmrecht. Von den sechs Thesen, die diesem Vortrag zugrunde lagen, lautet die letzte: „Das Frauenstimmrecht ist nicht den Grundsätzen des Neuen Testaments zuwider, sofern es nur Teilnahme am Gemeindeleben bedeutet. Selbst das passive Wahlrecht für Aufgaben, die in den Bereich der Frau gehören, wäre statthaft. Dagegen ist unstatthaft, wenn die Frau in der Öffentlichkeit eine Rolle spielen will (predigen usw.), weil sie ihre Weiblichkeit dann verliert, ihrem wirklichen Beruf sich entfremdet und sich auf ein Glatteis begibt, auf dem sie leicht zu Fall kommt und selbst eine Gefahr wird." — Infolge der Revision vom 14. November 1912 und 20. September 1920 wurde § 5 der Verfassung durch den Satz ergänzt: „Die weiblichen Angehörigen der Kirche sind in gleicher Weise stimmberechtigt und wahlfähig wie die männlichen." Infolgedessen sitzt in den Basler Kirchenvorständen und in der Synode auch eine Anzahl Frauen. Dagegen gehörten dem Kirchenrat bis jetzt noch keine Frauen an, obgleich sie auch in diese Behörde gewählt werden könnten.

Vom Jahre 1912 bis zu seinem Heimgang war Professor Riggenbach Mitglied der Synode der Basler Kirche. Am 12. Mai 1918 wurde er von der Münstergemeinde gewählt, am 12. Mai 1918 und 25. Mai 1924 übertrug ihm die Kirchengemeinde St. Elisabeth das Mandat. Auch in der Synode zeigte sich die an ihm gewohnte Treue: er fehlte bei keiner Sitzung und war auch bei den Besprechungen der positiven Gruppe stets anwesend. Gewissenhaft bereitete er sich auf die Tagungen vor und war daher über die Verhandlungsgegenstände immer gut orientiert. Daß er mit seiner Meinung beim kleinen Häuflein war oder etwa einmal ganz einsam stand, machte ihm wenig aus. Dennoch hielt er sich immer gegenwärtig, wie er ausdrücklich erklärte, daß es in der Politik, auch in der „Synodalpolitik", immer

gilt, das Mögliche zu erreichen. Sich in Unmöglichkeiten zu verrennen, hielt er für töricht. Sein Bemühen galt namentlich auch der Erhaltung der Selbständigkeit und biblischen Kraft der positiven Gruppe, bei der er zu den führenden Männern gehörte. In der Synode ergriff er das Wort nicht gerade häufig, wenn er aber sprach, so hatte er aufmerksame Zuhörer. Das klare Wort und die Wärme der Überzeugung, für die er kämpfte, machten immer starken Eindruck, nicht nur auf die Vertreter der positiven Richtung. Es war für die Synodalen von höchstem Wert, einen Mann in ihrer Mitte zu haben, der einen fest gegründeten Glauben mit einem weiten Blick und einem weiten Herzen verband. Auch für die Synode bedeutete daher sein Hinscheiden einen großen Verlust.

Der Mitarbeiter in der Äußeren Mission

Wie wir bereits gesehen haben, trat die Frage: „Soll ich Missionar werden?" schon in seinen Knabenjahren an Riggenbach heran. Wurde sie auch nie aktuell, so ließ sie ihn doch nicht mehr los. Er gehörte der Mission nach göttlichem Willen. Darum war die Teilnahme an der Heidenmission nicht etwas Zufälliges in seinem Leben, das in seinem Lebensbild auch hätte fehlen können; nein, die Mission war mit seiner ganzen Persönlichkeit verwachsen. Ihm war der Blick für das Ganze des Reiches Gottes geschenkt, und daraus erwuchs seine Liebe für die weltweiten Aufgaben der Mission. Es ist also für ihn, den Mann der Wissenschaft, keineswegs nur das wissenschaftliche Interesse gewesen, das ihn bei der Heidenmission anzog und befriedigte. Was ihn zur Mission trieb, war vielmehr die Liebe zu seinem Herrn und zu seinem Werk auf Erden. Deshalb war ihm die Ausbreitung des Evangeliums in der Völkerwelt innerstes Herzensanliegen; er war sich bewußt, daß er auch über seine Beteiligung an der Missionsarbeit dem Herrn verantwortlich sei, der kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten. Das machte ihn zum echten Missionsmann.

Im Basler Missionshaus wurde man bald auf den jungen Mann aufmerksam. Im Jahre 1888/89 übertrug man ihm aushilfsweise einige Stunden beim Unterricht der Missionszöglinge. Dadurch kam er in nähere Beziehungen zu Inspektor Oehler und später zu Sekretär F. Würz, dem ersten Heimatinspektor. Er beteiligte sich an den durch Ratsherrn Christ und Inspektor Josenhans ins Leben gerufenen Missionskonferenzen und war auch literarisch für die Mission tätig. Im Jahre 1904 erschien seine wertvolle Missionsstudie: „Die religiöse und sittliche Erziehung heidenchristlicher Gemeinden nach den Korintherbriefen". Zusammenfassend sagt er dort am Schluß: „Überblicken wir das erzieherische Walten des Apostels gegenüber der korinthischen Gemeinde, so stehen wir gewiß unter dem Eindruck einer bewundernswerten Weisheit, die, unerschöpflich an Mitteln, sich allen vorkommenden Aufgaben gewachsen zeigt. Ohne Zweifel hat es dem Apostel nicht an hervorragendem pädagogischem Geschick gefehlt, das durch den göttlichen Geist entwickelt, gesteigert und geweiht wurde. Allein den tiefsten Grund seiner pädagogischen Weisheit werden wir doch nicht in der natürlichen Veranlagung suchen dürfen; er liegt vielmehr in der Liebe zu Christus, seinem Herrn. Weil Paulus niemals das Eigene suchte, sondern ganz im Dienste seines Meisters aufging, nur darauf bedacht, das Heil derer zu fördern, an die ihn sein Beruf wies, darum besaß er den Schlüssel zum Herzen seiner Gemeinden, darum wurde er nicht müde, stets neue Mittel und Wege aufzusuchen, um ihnen nahe zu kommen, darum ließ er sich auch durch keine Kränkungen und Mißerfolge erbittern, sondern harrte aus mit jener Liebe, die alles verträgt, alles glaubt, alles hofft, alles duldet und dadurch endlich den Sieg gewinnt." — Am Herzen lag ihm auch schon frühe die Sammlung von Geldmitteln für die Mission. Wenn er seine Ferien im Kurhause Palmenwald zu Freudenstadt verlebte, das unter der Leitung von Direktor Huppenbauer zu einem Mittelpunkt zahlreicher Missionsfreunde geworden war, so ließ er gerne sein Söhnlein Christoph mit dem Missionsneger herumgehen, um von den

zu spät zum Essen kommenden Gästen den schuldigen Obolus einzufordern. Im Hospiz zu Amrum waltete Christoph gleicherweise seines Amtes. Dort trug er im Sommer 1907 folgenden, von seinem Vater gedichteten Neger-Monolog vor:

Als einziger in meiner Art,
Zum Fest ich eingeladen ward;
Ich schwarz allein, Ihr alle weiß,
Steh schüchtern ich in Eurem Kreis.

Ganz unbekannt bin ich Euch nicht,
Denn jedem schaut' ich ins Gesicht,
Der einst verspätet kam zum Essen,
Und zeigt' ihm, daß er nicht vergessen.

Da kratzt der eine sich im Haar
Verlegen, wenn nicht ängstlich gar,
Und überlegt sich mit Bedacht,
Wieviel wohl seine Rechnung macht.

Ein andrer wirft mir armem Mohr
Wohl gar noch Unverschämtheit vor;
Das hat er doch noch nicht gehört,
Daß die Minut' 'nen Groschen wert.

Doch allzusehr will ich nicht klagen,
Zum Glück darf ich befriedigt sagen,
Daß Amrums Gäste meistens sind
Recht freundlich und gar wohlgesinnt.

Hold lächelnd sie den Beutel ziehn
Und werfen mir ein Geldstück hin, —
Ob groß, ob klein, das weiß ich nicht,
Denn taktvoll wend ich das Gesicht.

Nun die Moral von der Geschicht:
Verspäte Dich beileibe nicht,
Sonst ist ein Groschen der Tribut
Für eine einzige Minut'.

Doch halt, was mach ich armer Tor;
Ich schieb mir selbst den Riegel vor.
Weh meiner Kasse, wenn Euch all
Zur Pünktlichkeit führt die Moral.

So bleibt nichts übrig in der Welt,
Als daß ein jeder geb sein Geld
Aus eignem Trieb für die Mission,
Dann komm ich auf die Rechnung schon.

Um nun zu prüfen Euren Sinn,
Stell ich zur Tür mein Kästlein hin.
Wer gerne gab, mag's wieder tun,
Wer's ungern tat, tu's gerne nun.

Im November 1915 richtete Pfarrer Burckhardt, der Präsident der Missionsgesellschaft, im Namen des Komitees die Bitte an Professor Riggenbach, dem Missionskomitee beizutreten. „Dieser Beweis des Vertrauens hat mich sehr gefreut," schrieb er an seine Tochter Helene; „ich werde wahrscheinlich zusagen; doch bin ich noch nicht ganz entschlossen." Am 14. Dezember ging denn auch folgender Brief an Pfarrer Burckhardt ab: „Wenn ich Ihre freundliche Aufforderung zum Eintritt in das Missionskomitee nicht sofort mit einem freudigen Ja beantwortet habe, so ist es wahrlich nicht geschehen, weil ich das mir geschenkte Vertrauen nicht voll zu schätzen wüßte, oder weil die Sache, deren Mitarbeiter ich werden soll, nicht schon längst mein Herz gewonnen hätte. Ich habe nur gezögert, weil ich mir sorgfältig überlegen wollte, ob ich die neue Aufgabe auch wirklich werde bewältigen

können. Ich gestehe Ihnen, daß ich in dieser Beziehung auch jetzt nicht ganz beruhigt bin. Ich möchte nicht in das Komitee eintreten, ohne wirklich mitzuarbeiten. — Ich habe aber noch einige, mich innerlich und äußerlich bindende Verpflichtungen zur Ausführung ziemlich weitausschauender wissenschaftlicher Arbeiten auf mir liegen. Ich kann auch noch nicht übersehen, in welchem Umfang die Teilnahme am Missionskomitee die Lektüre von Zirkularen, Zeitschriften und Büchern erfordert, und gerade in der Bewältigung eines größeren Lesestoffes sind mir durch mein Leiden Schranken gezogen, deren Peinlichkeit kaum jemand empfinden kann, welcher sich nicht in gleicher Lage befindet wie ich. Wenn ich also entsprechend Ihrer gütigen Einladung dem Zug meines Herzens folge, so kann ich es nur als einen Versuch betrachten, von dem ich hoffe, aber nicht mit Zuversicht voraussagen kann, daß er gelingt. Ich muß es Ihnen anheimstellen, ob Sie unter diesen Umständen meine Mitarbeit wünschen können. So schmerzlich es mir wäre, wenn meine Zaghaftigkeit Sie zur Zurücknahme Ihrer Einladung bewegte, so sehr würde ich es begreifen. Haben Sie dagegen den Mut, mich trotz meiner Ängstlichkeit bei Ihnen willkommen zu heißen, so werde ich Gott bitten, er möge zum Wollen das Vollbringen schenken, wenn es sein Wille ist, mich zur Mitwirkung bei dem mir seit meiner Kindheit lieben und vertrauten Werke der Basler Mission zu gebrauchen." — Pfarrer Burckhardt antwortete darauf am 16. Dezember: „Das Komitee der Basler Missionsgesellschaft hat Ihre Zusage mit großer Freude zur Kenntnis genommen und dankt Ihnen für Ihren Entschluß. Wir sind der guten Zuversicht, daß der Versuch, wie Sie sich ausdrücken, gelingen wird, und daß Ihre Mitarbeit für das Werk von großem Segen sein wird."

Die Basler Mission stand zur Zeit des Eintritts von Professor Riggenbach in einer ernsten Epoche ihrer Entwicklung. Die gewaltige Ausbreitung des Werks und die Erkrankung des hochverdienten Inspektors Theodor Oehler hatten zu einer Neuorganisation geführt. Es waren im Jahre 1909 drei koordinierte Inspektorate geschaffen wor-

den: J. L. Frohnmeyer, der frühere Generalpräses der indischen Mission, wurde mit dem Inspektorat für Indien betraut, Walter Oettli, der Inspektor am Domkandidatenstift in Berlin, übernahm das Inspektorat für Afrika, Friedrich Würz aus Calw, der Nachfolger Römers im Sekretariat, führte das Heimatinspektorat. Die Oberleitung des ganzen Werkes blieb in den verläßlichen Händen Theodor Oehlers, der den Titel Direktor erhielt. Im Sommer 1910 trat Würz aus Gesundheitsrücksichten zurück. Auf seinen Posten als Heimatinspektor wurde Stadtpfarrer H. Dipper in Stuttgart berufen, der 1913 zum Vizedirektor und nach dem Heimgang Oehlers einmütig zum Direktor ernannt wurde.

Der Weltkrieg brachte ernste Fragen und schwere Aufgaben. Niemand konnte erwarten, daß England eine so feindselige Haltung einnehmen würde, wie dies tatsächlich gegen die Basler Mission geschah. Noch am 8. August 1914 erging im Namen des stellvertretenden britischen Gouverneurs Robertson an die Häuptlinge und die Bevölkerung der Goldküste ein Erlaß, der zu rücksichtsvoller Behandlung der deutschen Missionare ermahnte und die Sätze enthielt: „Einige von ihnen leben seit vielen Jahren auf der Goldküste und arbeiten als Missionare, Ärzte oder Kaufleute zum Besten des Volkes; einige sind unsere persönlichen Freunde, und von allen haben wir Güte und Hilfe erfahren; sie können mehr als nur unser Mitleiden, sie können unsere Ritterlichkeit beanspruchen." Auch auf eine Eingabe der Missionsleitung vom 14. August 1914 wurden von der britischen Regierung beruhigende Zusagen gegeben. Es kam aber bald anders. Die Kongoakte von 1885, die das Kongobecken in einem europäischen Krieg als neutral erklärt hatte, wurde aufgehoben. In Kamerun und auf der Goldküste internierte man die Missionare und behandelte sie als Gefangene. Am 21. Juni 1916 ließ der britische Gesandte in Bern Walter Oettli, den Inspektor der Basler Mission für Afrika, zu sich bitten und sandte ihm andern Tags folgenden Brief: „In dem Gespräch, das ich am 21. d. Mts. mit Ihnen zu führen das Ver-

gnügen hatte, habe ich die Richtlinien klarzulegen versucht, nach denen mich Sr. Majestät Regierung mit dem Komitee der Basler Mission zu verhandeln beauftragt hat. Die Regierung wünscht, aus dem leitenden Komitee und aus dem Inspektorat alle Personen entfernt zu sehen, die nicht durch Abstammung Schweizer Bürger sind. Dies soll auch nach Beendigung des gegenwärtigen Krieges so bleiben. Ich habe Ihnen auch angedeutet, daß es für die Basler Mission wie für Sr. Majestät Regierung ein Vorteil wäre, wenn jene bereit wäre, die Mitarbeit irgendeiner britischen Mission auf der Goldküste anzunehmen. Wie ich von Ihnen hörte, hat ja Ihre Mission, schon früher wenigstens, mit einer unserer wichtigsten Missionskörperschaften in Verbindung gestanden. Ich bitte Sie, diesen Brief gütigst Ihrem Komitee vorzulegen und mir seinerzeit mitzuteilen, was es dazu sagt. Ich wäre dankbar, wenn Sie mir Ihre Antwort auf Englisch oder Französisch geben könnten, da andere Sprachen übersetzt werden müssen und dies bei dem großen Arbeitsandrang eine Verzögerung zur Folge haben könnte." — Für die der britischen Regierung zu erteilende Antwort machte Professor Riggenbach folgenden Vorschlag: „1. Die Basler Mission kann der Forderung der britischen Regierung nach Ausscheidung aller deutschen Elemente aus dem Missionsverband nicht nachkommen; denn a) das Zusammenwirken des schweizerischen und deutschen Elements gehört zu den Lebensbedingungen der Basler Mission und kann ohne die Preisgabe ihrer Eigenart, ihrer Geschichte und ihrer Bedeutung nicht aufgegeben werden; b) die schweizerische Missionsgemeinde besäße weder genügende persönliche Kräfte, noch hinreichende finanzielle Mittel, um die Missionsarbeit in Indien und auf der Goldküste ohne fremde Hilfe übernehmen zu können. Von den zirka einhundertfünfzig Missionaren der Basler Mission sind nur etwa dreißig Schweizer und diese würden gerade zur Erhaltung der Mission auf der Goldküste hinreichen. Eine dauernde Verbindung schweizerischer und britischer Missionare wäre wegen der Verschiedenheit der Ausbildung, der Methode und der

Lebenshaltung kaum möglich; c) die Basler Mission könnte den Verlust zweier Missionsgebiete leichter ertragen als die Zerstörung ihrer bisherigen Heimatbasis. 2. Dennoch möchte die Basler Mission zur Rettung ihrer Arbeitsgebiete auf der Goldküste und in Indien der britischen Regierung möglichst entgegenkommen und beabsichtigt daher, aus den geborenen Schweizern im Basler Missionskomitee und andern Missionsfreunden der deutschen und französischen Schweiz, besonders aus dem S.M.A.*) sofort ein neues Komitee zu bilden, welches unter dem Namen „Schweizerischer Verein zur Fortführung der Basler Mission in Indien und auf der Goldküste" folgende Aufgaben zu erfüllen hat: a) Übergabe der Basler Mission in Indien und auf der Goldküste an vorhandene oder neu zu gründende Missionsgesellschaften englischer oder französischer Zunge; b) Leitung der Mission in Indien und auf der Goldküste bis zur Durchführung der Übergabe. Diese hat längstens in fünf Jahren zu erfolgen. Nach Erreichung dieses Ziels löst sich das Liquidationskomitee auf. 3. Bis zur Übergabe der Basler Mission in Indien und auf der Goldküste an andere Gesellschaften setzt die Missionshandlung ihren Betrieb in der bisherigen Weise fort und verwendet ihren Gewinn zur Unterhaltung der Basler Mission in Indien und auf der Goldküste."

Der Präsident schlug im Einvernehmen mit Professor Riggenbach einige Änderungen vor, und so wurde die von beiden unterzeichnete Vorlage am 23. Oktober 1916 dem Komitee zur Beratung vorgelegt und von diesem angenommen.

Um gewisse Gebiete für die Basler Mission zu retten, nahm man nun unter Zustimmung der deutschen Missionsgemeinde die Gründung eines schweizerischen Missionsvereins in Aussicht. Die britische Regierung ging zwar auf den Plan ein, stellte aber harte Bedingungen: „1. Der Charakter des Vereins muß dem Kriegsziel der Entente entsprechen. 2. Es muß garantiert werden: a) daß eine schottische

*) Schweizer Missionsausschuß.

Missionsgesellschaft mitarbeiten darf, b) daß die Missionare die Genehmigung der englischen Regierung erhalten, c) daß der Verein nur mit Schweizer Geld arbeitet, d) daß er sich ganz von der Basler Mission abschließt."

Nun machten sich auch in Deutschland Stimmen geltend, welche für eine Abkehr von Basel eintraten. Damit wäre die hundertjährige, von Gott gesegnete Zusammenarbeit von deutschen und schweizerischen Missionsfreunden aufgehoben worden. Das schmerzte Riggenbach in tiefster Seele, und er bot seine ganze Energie auf, die Einigkeit zu erhalten. Im Mai 1918 brachte der Kirchenfreund einen Artikel aus seiner Feder: „Die Supernationalität der Mission". Hier weist er nach, wie der christlichen Mission von Anfang an der Charakter der Übernationalität aufgeprägt war, wie die Basler Mission durch ihre ganze Geschichte hindurch diesen supernationalen Charakter bewahrt habe, und daß darum die Übernationalität der Mission als der theoretisch und praktisch allein berechtigte Grundsatz anzusehen sei. Er schloß diese Ausführungen mit den bezeichnenden Worten: „Sollte aber der Krieg tatsächlich eine Nationalisierung der Mission im Gefolge haben, so werden wir uns gedrungen fühlen, das prinzipielle Recht der supernationalen Mission desto nachdrücklicher zu betonen und es an unserem Teile soweit als irgend möglich aufrecht zu erhalten." Praktisch ergab sich daraus für Professor Riggenbach, daß das Zusammenwirken von Deutschen und Schweizern in der Basler Mission auf einer Führung Gottes beruhe und unter keinen Umständen preisgegeben werden dürfe. Er war eher dafür, daß das eine oder andere Missionsgebiet aufgegeben werden müsse, als daß dieser von Gott gestiftete Bund gebrochen werde. Es war ihm daher ein tiefes Bedürfnis, während des Krieges den deutschen Missionsfreunden die Sympathie und die brüderliche Gemeinschaft kundzutun, durch die die schweizerischen Freunde der Basler Mission sich mit ihnen verbunden wußten. Gerne benützte er Missionsfeste, Missionskonferenzen und sonstige Gelegenheiten, um diesen Gedanken und Gesin-

nungen Ausdruck zu geben. So reiste er im Jahre 1918, obgleich ihn vieles in Basel festhalten wollte, begleitet von Inspektor Oettli, zur Pfingstkonferenz nach Stuttgart, um dort über das Thema: „Die jüdische Propaganda in der griechischen Welt und ihre Bedeutung für die christliche Mission in der Vergangenheit und Gegenwart" zu sprechen.*) Als er am Pfingstmontag von der Karlshöhe zum Bahnhof Ludwigsburg ging, um an der Begrüßung der von der Goldküste vertriebenen deutschen Missionare in der Stiftskirche zu Stuttgart teilzunehmen, wurde plötzlich großer Fliegeralarm gemeldet. Die Sirenen auf dem Turm der Garnisonkirche heulten schauerlich, und alles flüchtete in die Keller. Er aber schritt mutig seines Weges weiter in der Gewißheit göttlichen Schutzes. — Diese Überzeugung von der Übernationalität der Mission bestimmte auch seine Stellungnahme zu der sogenannten kanaresischen Mission. Während des Krieges hatte sich nämlich in Lausanne ein rein schweizerisches Komitee gebildet, um die Missionsarbeit in Kanara und Südmahratta weiterführen zu können. Man fürchtete aber nicht ohne Grund, die kanaresische Mission werde dauernd ihre eigenen Wege gehen. Professor Riggenbach bedauerte den Zwiespalt aufs tiefste, der dadurch in der schweizerischen Missionsgemeinde hervorgerufen wurde, wenn er auch die Opferfreudigkeit der Missionsfreunde, die dieses Werk trugen, gerne anerkannte. Die Frage, wie der Riß geheilt werden könnte, hat ihn immer und immer wieder umgetrieben. An den ungezählten Beratungen, die die kanaresische Frage hervorrief, nahm er lebhaften Anteil. Und er erlebte die Freude, daß man sich wieder zusammenfand. Am 10. Mai 1926 schrieben die „Basler Nachrichten": „Die Verhandlungen der Basler und der kanaresischen Mission haben glücklicherweise zu einer Verständigung im Sinn der Vereinigung der beiden Missionen geführt." Das war für Riggenbach eine Gebetserhörung. Als dann die Entwicklung vollends dahin führte, daß die Basler Mission das kanaresische

*) Gedruckt Stuttgart, Heusteigstraße 34, Missionsagentur.

Werk in Indien wieder übernehmen mußte, da setzte er sich mit dafür ein, daß man im Glauben diesen Schritt wage. Gleichzeitig war es ihm aber ein ernstes Anliegen, daß möglichst viele Freunde der kanaresischen Mission sich wieder an die Basler Mission anschließen möchten, um ihr diese neue Verantwortung tragen zu helfen. Daß dies wenigstens teilweise zustande kam, war eine der letzten Freuden, die ihm seine Mitarbeit an der Basler Mission eintrug.

Die Mitarbeit in der Mission sah Riggenbach als eine heilige Pflicht an, die er mit aller Treue erfüllte. Für ihn, den blinden Mann, hatte die Teilnahme an den Sitzungen des Komitees besondere Schwierigkeiten. Trotzdem fehlte er nur bei außerordentlichen Notfällen. Mit seinen Ferien richtete er sich so ein, daß er zum Beginn der Sitzungen wieder da sein konnte, ja, er war stets bereit, sie früher abzubrechen, wenn ein wichtiger Gegenstand auf der Tagesordnung stand. So hielt er es für seine Pflicht, daß er am 21. September 1927 — dreizehn Tage vor seinem Tod! — zur Komiteesitzung gehe, obgleich er sich zu ernster Untersuchung bereits im Krankenhaus befand. Auf diese Weise hat er bis an sein Lebensende mit dem ganzen Einsatz seiner Persönlichkeit, mit einer vorbildlichen Treue und Gewissenhaftigkeit die Aufgaben erfüllt, die einem Komiteemitglied obliegen. Vieles andere, das er gerne getan oder mitgenossen hätte, setzte er hintan, um Zeit und Kraft zur Erfüllung der Pflichten zu gewinnen, die ihm seine Mitgliedschaft im Komitee auferlegte.

Riggenbach wollte ein wirklich aktives Mitglied im Komitee sein. Es war ihm deshalb ein großes Anliegen, über all die Fragen, die das Komitee zu entscheiden hatte, vollständig orientiert zu sein. Mit großem Eifer las er daher die Lebensläufe der Missionspetenten und die ungezählten Zirkulare, die bei den Komiteemitgliedern die Runde machten. Diese Zirkulare enthielten Berichte von den Missionsfeldern, Anträge aus der heimatlichen Missionsgemeinde u. a. Oft lange über die Mitternachtsstunde hinaus las ihm seine unermüdliche Gattin die zahllosen Schriftstücke vor, die die Mappe füllten. Als ihm in seinen

letzten Tagen von einem Missionsfreund nahegelegt wurde, sich doch im Lesen dieser Zirkulare eine gewisse Beschränkung aufzuerlegen, antwortete er, er müsse über alles auf dem laufenden sein, sonst tue er besser, auf die Mitarbeit in der Mission ganz zu verzichten.

Zur Erweiterung und Vertiefung seiner Kenntnisse auf dem Gebiet der Mission arbeitete Professor Riggenbach in den Ferien das eine oder andere missionswissenschaftliche Werk durch. So wurde er mit der Missionsliteratur immer mehr vertraut. Seine besondere Aufmerksamkeit aber wandte er den Basler Missionszeitschriften zu, dem „Heidenboten" und dem „Missionsmagazin". Es war ihm dabei eine besondere Freude, daß diese Blätter auf der richtigen geistigen Höhe blieben.

Wertvolle Bereicherung brachte ihm aber auch die persönliche Aussprache mit heimgekehrten oder ausziehenden Missionaren, durch die er sich gerne direkt über das, was sie bewegte, informieren ließ. Dadurch bekam er konkrete Bilder von den Fragen und Sorgen, welche mit der Arbeit unter fremden Völkern verbunden sind. Wenn er mit den Missionaren Walter und Maurer, die durch ihre Gefangenschaft der Missionsgemeinde bekannt geworden sind, den Lehrplan für ihre Bibelschule in Pyangtong entwarf, so gewann er dadurch einen klaren Einblick in die besonderen Schwierigkeiten, welche auf dem chinesischen Missionsfeld zu überwinden waren. — Gewinnbringend war für ihn auch der Briefwechsel, in dem er mit Missionaren auf allen Missionsgebieten stand. Aus dieser Quelle flossen die genauen Detailkenntnisse, die er auf dem ganzen Gebiet der Basler Mission hatte. — Besonders lebhaft interessierte er sich für die theologische Ausbildung der künftigen Missionare. Er begnügte sich nicht damit, den Prüfungen anzuwohnen, sondern bat wohl auch einen Lehrer, in seinen Lektionen zuhören zu dürfen. Da er immer bereit war, in Notfällen beim Unterricht auszuhelfen, so gewann er durch eigene Erfahrung eine klare Erkenntnis über das, was not tat, und hatte bei der Neugestaltung des Lehrplans ein ausschlaggebendes Wort.

Ehe er in die Sitzung des Komitees ging, suchte er sich über die Verhandlungsgegenstände völlig klar zu werden. War er über diesen oder jenen Punkt nicht ganz sicher, so suchte er den Referenten auf und ruhte nicht, bis er einen völligen Einblick in die Sachlage hatte. So bildete er sich über alle Fragen ein selbständiges Urteil. In einer gehaltvollen, wohldurchdachten Rede pflegte er dann in der Sitzung seiner Überzeugung Ausdruck zu geben. Nicht selten wich seine Meinung von der anderer Mitglieder ab. „Er war kein bequemer Jasager", urteilte Präsident Burckhardt bei der Bestattungsfeier. Aber stets befleißigte er sich strenger Sachlichkeit. So war sein Wort auch für diejenigen ein geistiger Genuß, die in der betreffenden Sache nicht mit ihm gehen konnten. Blieb er in der Minderheit, oder wurde ein Antrag, den er stellte, abgelehnt, so litt seine Freudigkeit zur Mitarbeit dadurch keineswegs. Oft aber hat sein klares und entschiedenes Wort dazu geholfen, die richtige Entscheidung herbeizuführen. Gerade durch seine Sachkenntnis, durch seinen Weitblick und seine innere Unabhängigkeit war er ein überaus wertvolles Komiteemitglied. Man spürte ihm eben auf Schritt und Tritt an, daß er mit ganzem Herzen bei der Sache sei.

Mit besonders scharfem Auge wachte der blinde Mann darüber, daß unnötige Ausgaben vermieden wurden. Er hatte ein lebendiges Gefühl für die Verantwortung, welche der Missionsleitung bei der Verwendung der Mittel, die die Missionsgemeinde zur Verfügung stellt, auferlegt ist. Oft sagte er, daß die Witwenscherflein ihm auf der Seele brennen. Und wo er den Eindruck hatte, daß man es nicht genau genug nehme mit Beschlüssen über Ausgaben, da erhob er nicht selten seine warnende Stimme. Als er sah, wie in der Nachkriegszeit der deutsche Teil der Missionsgemeinde verarmte und infolgedessen die heimatlichen Hilfsquellen trotz aller Freudigkeit zur Mission spärlicher flossen, wurde es ihm nicht leicht, seine Zustimmung zur Übernahme der Arbeit auf Borneo zu geben. Warnte er so davor, zu große Lasten auf sich zu nehmen, hielt er auch mit Kritik nicht zurück, wenn er

meinte, daß eine Ausgabe unnötig sei, so betonte er dabei doch immer: die Mission hat die Pflicht, für die Missionare, sowie für deren Witwen und Kinder in ausreichender Weise zu sorgen. An diesen wollte er nicht allzusehr gespart wissen, kannte er doch besser als viele andere die persönlichen Nöte und Anliegen der Missionsleute. Stets hat er darum mit großer Hochachtung von dem gesprochen, was die Missionare draußen leisten und auf sich nehmen. Noch in seiner letzten Krankheit sagte er, wie gut er es doch bei der sorgfältigen Pflege habe, die ihm zuteil werde, gegenüber den Brüdern, die auf exponierten Posten krank werden, und denen es dabei an so mancher Bequemlichkeit wie an ärztlicher Pflege fehle. Er fand, daß auch solche, die der Mission nahe stehen, oft zu wenig schätzten, was Missionare an Opfern, Strapazen und Entbehrungen auf sich nehmen. Mit treuer Fürbitte stand er darum hinter den Streitern an der Front draußen und tat, was in seinen Kräften stand, um ihnen Sorgen und Anfechtungen zu erleichtern.

Mancher Missionar, der sich unter des Tages Last und Hitze bewährt hatte, durfte im Hause Riggenbach eine Stunde der Erquickung erleben; manches Missionskind fand dort freundliche Aufnahme. So schrieb ein Missionar: „Ihnen und vor allem Ihrer verehrten Frau Gemahlin danken wir von ganzem Herzen, daß Sie sich unserer Kinder so in Liebe annehmen." Und der in China sechzehn Monate lang gefangen gehaltene Missionar Walter sagte: „Wenn ich auf die Bilder der Kinder sehe, die vor mir stehen, dann wenden sich meine Gedanken auch immer wieder in herzlicher Dankbarkeit Ihnen zu. Wie lieb und freundlich war das doch von Ihnen!" Es gab aber gewiß in Indien und Afrika noch manche, die ebenso dachten. In Liebe verbunden war Riggenbach auch mit den Gliedern der großen Missionsfamilie in Basel. Allwöchentlich sah er zwei Schüler des Missionshauses an seinem gastlichen Tisch, und gerne unterhielt er sich mit ihnen über die Fragen ihres Studiums, gab ihnen Ratschläge und Winke, wo es ihm angezeigt schien. Zu seinem Geburtstag pflegte sich die Schar der Brüder

einzustellen, um ihm ein Lied zu singen. Diese Gelegenheit benutzte er, um ihnen in einer Ansprache etwas, was ihm im Blick auf ihren hohen Beruf wichtig erschien, ans Herz zu legen. Ein gemeinsamer Kaffee beschloß dieses Zusammensein. Nach dem Heimgang Riggenbachs schrieb daher einer der Schüler an Frau Professor: „Vielleicht darf ich mir erlauben, Ihnen noch einmal zu bezeugen, mit wieviel Liebe, Dankbarkeit und Verehrung wir Brüder der älteren Klassen des Herrn Professors stets gedachten und gedenken werden. Es war uns immer eine Freude, Ihre Gäste sein zu dürfen. Wie oft erhielten wir auf unsere Fragen die orientierende Antwort und Weisung. Was uns Brüdern in Ihrem so gastfreien Hause zuteil wurde an Liebe, Aufmerksamkeit und Rat, wird uns gewiß unser Leben lang dankbar Ihrer und des lieben Heimgegangenen eingedenk sein lassen." — Mit den Lehrern am Missionshaus fühlte er sich in freundschaftlicher Liebe verbunden. Besonders herzlich gestaltete sich sein Verhältnis zu Direktor Dipper. Es gereicht beiden zur Ehre, wenn Direktor Dipper schreiben kann: „Riggenbachs Bild ist ein Stück meines geistigen Lebens geworden; denn ich habe ihm so viel zu danken wie kaum einem andern meiner väterlichen Freunde. Er ist und bleibt mir ein leuchtendes Vorbild treuester Pflichterfüllung bis zum letzten Atemzug und dazu ein vorbildlicher Christ und Jünger seines Meisters." Die engste Freundschaft aber verband ihn mit Inspektor Walter Oettli. Dieser war Sonntags ständiger Gast im Hause Riggenbach; und aus dem, was die beiden Männer miteinander geredet und gebetet haben, ist sicherlich mancher Segen für die Mission erwachsen.

Die innere Zugehörigkeit zur Missionsgemeinde kam auch darin zum Ausdruck, daß der vielbeschäftigte Mann gerne an den Veranstaltungen im Missionshaus teilnahm. Bei den Verabschiedungen der Missionare fehlte er selten. Während des Missionsfestes beherbergte sein Haus immer zahlreiche Gäste. Häufig traf man dort den ehemaligen Präsidenten des württembergischen Konsistoriums, Exzellenz

v. Zeller, den Prälaten v. Römer, Oberkirchenrat Knapp, den Direktor des „Palmenwaldes", David Huppenbauer, Stadtpfarrer Hofmann von Wiesbaden, Dekan Böhringer von Ulm, Pfarrer Mousson und Frau Berta Rieter-Bodmer von Zürich. In Erinnerung an solch schöne Tage schrieb Pfarrer Hertzog von Straßburg, der ein ziemlich regelmäßiger Festgast war: „Meine Gedanken schweifen oft nach dem stillen, heimeligen, so gastfreien Haus an der Langen Gasse, an dessen Räumen meine tiefe und unauslöschliche Dankbarkeit hängt."

Gerne half er auch, wenn man ihn darum anging, in der heimatlichen Werbearbeit mit. Am Missionssonntag der Basler Kirche hat er öfters gepredigt und die Gelegenheit wahrgenommen, seinen Zuhörern die Sache der Mission ans Herz zu legen und das Gewissen für ihre Mitverantwortlichkeit zu schärfen. Aber auch zu Missionsfesten ließ er sich rufen, um dort durch Ansprachen zu dienen. Und mit besonderer Freude nahm er an Missionskursen teil, so z. B. zweimal in Bönigen am Brienzer See, einmal auch in Männedorf. Er hielt dabei Vorträge, die in die biblischen Missionsgedanken einführten. Die Ergebnisse seiner gründlichen Forschung verstand er dabei klar und schlicht und in einer auch für den einfachen Hörer verständlichen Weise darzubieten, so daß gewiß viele aus diesen Stunden einen bleibenden Segen davongetragen haben.

Er scheute aber auch den Kampf nicht, wenn es galt, die biblischen Grundsätze der Mission zu vertreten. Das zeigte sich besonders deutlich in seiner Auseinandersetzung mit Pfarrer Böhmerle in Langensteinbach. Dieser hatte sich im badischen „Reich-Gottes-Boten" (1924 Nr. 25) eingehend mit dem Missionsbefehl des Herrn beschäftigt und war dabei zu der Überzeugung gekommen, daß die gegenwärtige Missionspraxis mit der Lehre der Schrift nicht vereinbar sei. Er ging dabei von der Meinung aus, der Missionsbefehl (Matth. 28, 19 f.) sei von Jesus in der Voraussetzung gegeben worden, daß das jüdische Volk sich bekehre. Da aber „die Juden abschwenkten", sei an die Stelle

der Völkermission die „Gemeine" getreten. So schiebe sich also zwischen die Begründung und die Vollendung des Gottesreichs die Zeit der Gemeinde ein, die seit den Tagen der Apostel andauere. Erst nach der Bekehrung des jüdischen Volkes könne mit dem Anbruch des Tausendjährigen Reiches die Völkerbekehrung großen Stils zur Ausführung kommen. Bis dahin habe die Gemeinde nur die Aufgabe, für ihre Umgebung Licht und Salz zu sein und die Empfänglichen für Jesus zu gewinnen. — In einer gründlichen, glänzend geschriebenen Studie über „die Missionsaufgabe der Gemeinde" wies nun Professor Riggenbach nach, daß die Ausführungen des „Reich-Gottes-Boten" mit dem Schriftzeugnis nicht übereinstimmen und bat Pfarrer Böhmerle um Aufnahme dieses Artikels in sein Blatt. Darauf antwortete der Herausgeber: „Sehr geehrter Herr Professor! Den Artikel über die Missionspflicht habe ich erhalten und, soviel es mir die Zeit mitten im Hochbetrieb des Juli und August, wo ich buchstäblich von Arbeit umlagert bin, erlaubte, durchgangen. Auf denselben müßte ich eine fast ebensolange Erwiderung schreiben; ohne das könnte ich denselben nicht bringen. Die Leser des ‚Reich-Gottes-Boten' sind seit Jahr und Tag, nicht erst seit gestern und ehegestern, andere Grundlinien biblischer Auffassung gewöhnt, und die müßte ich alle herausheben. Billigerweise müßte dann Herr Professor auch wieder das Wort bekommen; das würde aber nicht nur zu keinem Ende führen, sondern auch dem ganzen Charakter des Blatts zuwiderlaufen. Wäre es nicht besser, in irgendeinem Missionsblatt unter Bezugnahme auf den ‚Reich-Gottes-Boten' Ihre Gedanken darzustellen? Da brauchte ich dann keine Erwiderung zu bringen, sondern Meinung stünde gegen Meinung. Mir persönlich sind die Gedankengänge des Herrn Professors wohl bekannt und auch einem großen, ja dem größten Teil der Leser des ‚Reich-Gottes-Boten'. So sind wir ja unterrichtet von Jugend an. Aber gerade ernstes und gewissensmäßiges Schriftstudium hat mich und viele, nicht erst in unsern Tagen und nicht nur in Baden und Deutschland, zu den im ‚Reich-Gottes-

Boten' vertretenen Linien geführt. Ich weiß mich eins mit Auberlen, mit den für die Mission so wichtigen Hahn'schen Kreisen, mit dem bedeutenden Schriftforscher Ströter aus der Methodistenkirche und mit vielen andern hin und her. — Es ist mir nicht leicht, das Manuskript ungedruckt wieder zurückzugeben; aber ich glaube, im ‚Reich-Gottes-Boten' ist zu einer solchen, wenn auch in gegenseitiger Achtung und Liebe geführten Kontroverse nicht der Platz. Mit freundlichem Gruß Ihr Böhmerle, Pf."

Da die Gedanken Böhmerles eine starke Beunruhigung in den gläubigen Kreisen Badens und Württembergs hervorriefen und sich der Einfluß von Langensteinbach bald auch in den Reihen der deutschen Gemeinschaftsbewegung geltend machte, so richtete Pfarrer Michaelis, der Herausgeber des „Gnadauer Gemeinschaftsblattes", an Professor Riggenbach die Bitte, ihm den Artikel „Die Missionsaufgabe der Gemeinde" für das Organ des „Deutschen Verbandes für Gemeinschaftspflege und Evangelisation" zur Verfügung zu stellen. Michaelis wünschte aber, daß in dem Artikel der Name Böhmerles nicht genannt werde. Diesem Wunsche entsprach Riggenbach. Er leitete daher den Artikel durch die Worte ein: „In gewissen Kreisen ist heute die Meinung verbreitet, es sei im Neuen Testament genau zu unterscheiden zwischen Reich Gottes und Gemeinde." Im September 1926 brachten dann die badischen „Kirchlich-Positiven Blätter" einen offenen Brief von Professor Riggenbach an Herrn Pfarrer Böhmerle: „Warum wir es nicht lassen können, Mission zu treiben." Hier wird deutlich gezeigt, daß Jesus und seine Apostel nicht eine Bekehrung, sondern eine Verstockung des Judenvolkes vorausgesehen haben. Von den einen Nationen zu sagen, sie seien schon jetzt für die Christianisierung bestimmt, von den andern aber, sie müßten warten bis zum Tausendjährigen Reich, entbehre aller Begründung in der Heiligen Schrift. Es sei überhaupt unrichtig, zu behaupten, der Missionsbefehl gelte erst für die Zeit des Tausendjährigen Reiches. Gottlob zeige auch die Erfahrung, daß der Dienst der Mission nicht ver-

geblich sei. — Auf diese Ausführungen hat Pfarrer Böhmerle nicht mehr geantwortet. Er war der Meinung, er sei in Basel nicht verstanden worden, er habe nicht gegen die Mission an sich, sondern nur gegen ihren gegenwärtigen Betrieb sich gewendet.

Für Professor Riggenbach war es selbstverständlich, daß die evangelische Kirche in ihrer Gesamtheit anerkennen solle: das Werk der Mission ist mein, und daß es darum gelte, in den kirchlichen Kreisen das Gefühl der Mitverantwortung zu wecken und sie zur Mitarbeit an der Mission zu erziehen. Dabei stand für ihn freilich eines fest: Mochte die Verschiedenheit der theologischen Richtungen in der heimatlichen Kirche tragbar sein, auf dem Missionsfeld war kein Nebeneinander möglich. In einer und derselben Mission können Heiden und Christen nicht entgegengesetzte Auffassungen über Christus, sein Werk und seine Bedeutung dargeboten werden. So lehnte er ein Zusammengehen mit der liberalen Richtung in Sachen der Mission ab. Basler Mission und Allgemeiner Protestantischer Missionsverein taten nach seiner Überzeugung am besten, auf getrennten Wegen zu marschieren. Wo er wahrzunehmen glaubte, daß eine vermittelnde Theologie in die Mission eindringe, wurde er bedenklich; er fürchtete, daß sie dadurch an Salz und Stoßkraft verlieren werde. Ihm war es innerstes Anliegen, daß die Mission mit unerschütterlicher Treue am biblischen Evangelium festhalten möchte.

Eduard Riggenbachs Name bleibt in die Geschichte der Mission mit goldenen Lettern eingeschrieben, — das hat der Präsident der Basler Gesellschaft, Pfarrer Burckhardt, bei der Bestattungsfeier mit beredten Worten zum Ausdruck gebracht. Wieviel man ihm zu verdanken hatte, wußte man auch auf dem Missionsfeld draußen. So schrieb eine Missionarsfrau: „Es ist auch für uns, wie überhaupt für das ganze Werk der Basler Mission, noch heute ein schwerer Verlust, daß der erfahrene, weitblickende, sich aufopfernde und mit seiner ganzen Liebe das Werk tragende Herr Professor nicht mehr da ist, und es heißt sich immer wieder aufs neue beugen unter Gottes un-

erforschlichen Ratschluß." Und Inspektor F. Lutz richtete unterm 7. Dezember 1927 folgende Zeilen aus Buea an Frau Professor Riggenbach: „Gemeinsam möchten wir Kameruner Missionsgeschwister anläßlich unserer Generalkonferenz zum Heimgang Ihres lieben Mannes unsere herzliche Teilnahme bezeugen. Uns alle bewegte die Trauerkunde. Unwillkürlich trat das Bild des lieben Heimgegangenen uns vor die Seele. Wie treu diente er uns Brüdern mit seinen reichen Gaben, wie hatte er ein Herz für uns, wenn wir jeweilen vom Missionshause aus an den Dienstagen Ihre Gäste sein durften!"

Der Präsident der Evangelischen Predigerschule

Mit dem Schluß des Wintersemesters 1901/02 trat Professor Riggenbach von seinem Lehramt an der Predigerschule zurück. Bei der Schlußfeier des Schuljahrs begann der damalige Präsident, Pfarrer Samuel Preiswerk, seine Ansprache mit folgenden Worten: „Vor allem möchte ich Ihre Aufmerksamkeit darauf richten, daß das diesjährige Examen nicht nur den Abschied für eine Anzahl von Schülern mit sich bringt, sondern daß heute zugleich einer der Lehrer aus dem Verband unserer Schule austritt, und das soll nicht geschehen, ohne daß wir ihm danken für seine fruchtbare Tätigkeit an dieser Stelle, wie auch dieser Dank nicht bloß im Namen des Komitees und der Lehrer ausgesprochen ist, sondern zugleich der Schüler, die unter seiner Leitung standen." Zwei Jahre später kam an Schlitter der dringende Ruf, das Inspektorat der Brüder- und Kinderanstalt Karlshöhe zu übernehmen. So trat zu Ostern 1904 an seine Stelle Stadtpfarrer Adolf Pfleiderer von Eßlingen. Am 4. Juni 1906 erlitt die Predigerschule einen großen Verlust durch den Heimgang des Herrn Johannes v. Hüene. In diesem gelehrten Manne hatte Christus und das Christentum Pauli wirklich Gestalt gewonnen. Was die Predigerschule, was Direktor Arnold und auch Professor Riggenbach mit

diesem einzigartigen Mann verloren, besagen die Worte, die Riggenbach in seiner Leichenrede am 6. Juni 1906 in der Pauluskirche zu Basel sprach: „Es war nicht in erster Linie die reiche innere Ausrüstung, nicht die durchgreifende theologische Schulung, ja nicht einmal die hervorragende Weisheit des Heimgegangenen, die ihn vom Anfang seines hiesigen Aufenthaltes an zu einem erprobten Ratgeber des Vorstehers der Predigerschule machten. Es war vor allem seine durchgebildete christliche Persönlichkeit. Vornehmlich zwei Charakterzüge traten jedem Beobachter in ergreifender Weise entgegen: eine auf alles Suchen eigener Ehre verzichtende Demut und eine zu jedem Opfer bereite Selbstverleugnung. Beides war bei ihm nicht nur Wort, sondern Tat und Wahrheit. Von Halbheit wußte er nichts. Völlige Treue in der Nachfolge seines Herrn und Heilandes, Treue bis an den Tod und in den Tod, das war das Gepräge seines Lebens."

An die Stelle von Johannes v. Hüene trat im Frühjahr 1907 Pfarrer Wilhelm Schlatter, ein begabter und wohlgeschulter Theologe, der aber schon nach dreieinhalb Jahren Basel wieder verließ. Schon ein Jahr zuvor war Pfarrer Pfleiderer, dem das Dekanat Nagold übertragen worden war, in seine schwäbische Heimat zurückgekehrt. Seine Aufgaben übernahm ein württembergischer Theologe, Pfarrer Gottlob Faber, der im Frühjahr 1910 nach Basel übersiedelte. Ein Nachfolger für Pfarrer Schlatter wurde zunächst nicht berufen; Hilfskräfte traten in die Lücke, darunter auch der siebenundsiebenzigjährige, aber immer noch recht feurige Pfarrer Ecklin. Zu diesen Veränderungen im Lehrkörper der Schule kam auch ein Wechsel im Präsidium. Der bisherige Präsident, Pfarrer Samuel Preiswerk, der zwanzig Jahre hindurch sich große Verdienste um die Predigerschule erworben hatte, legte im Frühjahr 1908 als dreiundachtzigjähriger Mann seinen Auftrag in die Hände des Komitees zurück. An seine Stelle wurde Herr Ernst Miescher, Hauptpfarrer zu St. Leonhard, gewählt. Das war der richtige Mann für diese Aufgabe. Schwierige Dinge warteten auf ihn.

Direktor Arnold konnte am 4. November 1908 seinen siebenzigsten Geburtstag noch in verhältnismäßiger Frische feiern. Aber bald hernach trat eine fühlbare Abnahme der Kräfte ein. So hielt er es für seine Pflicht, im Herbst 1910 das Komitee zum Schluß des Schuljahrs um Enthebung von seinem Amte zu bitten. Der Rücktritt des bisherigen Leiters der Predigerschule, der Wechsel im Personal des Lehrerkollegiums und die beträchtlich verminderte Schülerzahl legte die Frage nahe, „ob Gott zeigen wolle, daß eine Veränderung und gewisse Umgestaltung der Organisation und der speziellen Lehrziele sich empfehle".

So stand man also im Herbst 1910 vor der ernsten Frage der Neuordnung des Studienplans. Wie schon im Jahre 1901/02 legte auch jetzt Eduard Riggenbach einen Entwurf vor. Er war ja ohne Frage der berufene Mann, den neuen Lehr- und Organisationsplan „mit mathematischer Präzision", wie sich Direktor Arnold ausdrückte, auszuarbeiten. Das Komitee erklärte sich mit dem Grundgedanken einverstanden und schritt zur Durchberatung der einzelnen Abschnitte. Dabei kam man zu der Erkenntnis, das beste wäre, wenn der Vater des Entwurfs als Direktor die Umgestaltung der Schule selbst in die Hand nehmen würde. So richtete Pfarrer Miescher am 28. Dezember 1910 im Namen des Komitees die Bitte an Riggenbach, als Direktor die Leitung der Predigerschule zu übernehmen. Darauf antwortete dieser am 9. Januar 1911 folgendes: „1. Nach reiflicher Überlegung bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß es nicht richtig wäre, wenn ich meine Tätigkeit an der hiesigen theologischen Fakultät wesentlich einschränken würde. Ich kann daher das Direktorat nur übernehmen, wenn mir gestattet wird, den Unterricht für die beiden theologischen Klassen soviel als möglich an der Universität zu erteilen. Das hätte für die Schüler den Vorteil, daß die dort behandelten Fächer in ihrem Kollegienbuch figurieren würden, und zugleich wäre andern Studenten es ermöglicht, sowohl an den Kursen als an offiziellen Vorlesungen oder Übungen teilzunehmen. 2. Das setzt bereits voraus,

daß die in Aussicht genommene Neugestaltung der Predigerschule, wonach sie in Zukunft aus einer auf die Maturität vorbereitenden Vorschule und einer zweijährigen theologischen Schule bestehen würde, zur Durchführung gelangt. 3. Zu meiner Unterstützung müßte mir ein Konrektor zur Seite gegeben werden, der neben der Beteiligung am Unterricht sämtliche geschäftlichen Dinge zu übernehmen und sie im Einverständnis mit mir zu erledigen hätte. Für die Wahl der betreffenden Persönlichkeit müßte mir das entscheidende Wort zugestanden werden. 4. Ich müßte darauf rechnen können, daß kein neuer Lehrer berufen und kein Schüler aufgenommen oder in der Schule behalten würde, gegen dessen Zugehörigkeit zur Schule ich entscheidende Bedenken hätte. Überhaupt müßte ich voraussetzen dürfen, daß mir in Fragen der Organisation und der Ordnung in der Schule Bewegungsfreiheit gelassen würde. 5. Von der Sorge der Beschaffung der zum Unterhalt der Schule und zur Erteilung von Stipendien erforderlichen Geldmittel müßte ich völlig befreit sein. 6. Die Übernahme des Direktorats würde im vollen Umfang frühestens im Herbst 1911, wahrscheinlich aber erst im Frühjahr 1912 erfolgen. Über die Verteilung der Geschäfte bis zu diesem Termin und über den Zeitpunkt der Berufung des Konrektors müßte eine Verständigung Platz greifen. — Wenn sich das verehrliche Komitee mit den genannten Punkten einverstanden erklären kann, so bin ich bereit, die Leitung der Schule zu übernehmen. Ich verhehle mir nicht, daß dies mich nötigen wird, manche in Aussicht genommene und zum Teil schon vorbereitete Studien aufzugeben. Eine definitive Zusage könnte ich allerdings erst geben, wenn ich von gewissen literarischen Aufgaben, zu deren Übernahme ich mich prinzipiell schon bereit erklärt habe, von seiten der betreffenden Persönlichkeiten entbunden würde. — Mit der Bitte, Sie möchten dieses Schreiben dem Komitee der Predigerschule zur Erwägung vorlegen, verbleibe ich in vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener D. Ed. Riggenbach." Am 20. Januar antwortete Pfarrer Miescher: „Die Kommission der Predigerschule hielt heute

ihre Sitzung ab, in der Ihre Antwort auf unsere Anfrage vorlag. Es kam zu einem einstimmigen Beschluß, und der ist, auf Ihre Bedingungen einzugehen und Ihnen auf den nächstmöglichen Zeitpunkt das Direktorat der Predigerschule zu übertragen in herzlicher Dankbarkeit für Ihre Uneigennützigkeit, in der Sie auf einen Gehalt verzichten und der Kommission das Wagnis der Umgestaltung der Anstalt erleichtern ... Und nun möge der Herr, den wir gebeten haben, uns in unserem Entschließen zu leiten, und der Ihnen die Zukunft der Predigerschule in einer Weise ans Herz gelegt hat, daß Sie zu der Erklärung gedrängt worden sind, unter gewissen Bedingungen die Leitung zu übernehmen, den Weg bahnen zum wirklichen Anfang und gesegneten Fortgang, die Schule einer Zukunft entgegenzuführen, in der dieselbe in einer der Zeit und ihren Bedürfnissen entsprechenden Form der Sache und der Kirche des gekreuzigten und auferstandenen Herrn einen spürbaren Dienst zu leisten imstande ist." — Bei dem großen Vertrauen, das ihm das Komitee entgegenbrachte, wäre Riggenbach bereit gewesen, die Leitung der Schule zu übernehmen. Und doch sah er sich genötigt, am 30. Januar die Bitte an den Präsidenten zu richten, das verehrliche Komitee möge für die zukünftige Leitung der Schule von seiner Person absehen. Neben Schwierigkeiten persönlicher Art bewog ihn hierzu die dringende Bitte von Professor Th. v. Zahn, Riggenbach möge ihm doch seine Mitarbeit nicht entziehen und die Ausarbeitung des Kommentars über die Johannesbriefe in seiner Hand behalten. — Die wissenschaftlich interessierten Kreise waren mit dieser Ablehnung völlig einverstanden. Professor v. Orelli schrieb: „Im allgemeinen konnten Sie schon bemerken, daß ich es eigentlich nicht für richtig hielt, Sie aus Ihrer jetzigen akademischen und literarischen Tätigkeit herauszureißen für ein Projekt, das ebenso mißlingen wie gelingen kann. Ich hätte auf ein solches Ansinnen wahrscheinlich Nein gesagt. Allein, selbstverständlich stehen Sie zur Predigerschule in einem näheren Verhältnis, so daß die Frage für Sie in etwas anderem Licht erscheint."

Und der bedächtige, jedes Wort abwägende Missionsdirektor Oehler meinte: „Wenn ich es auch Herrn Direktor Arnold gegönnt hätte, in Ihnen seinen Nachfolger zu finden, so sehe ich es doch auf der andern Seite nicht ungern, wenn Sie der akademischen und literarisch-wissenschaftlichen Tätigkeit erhalten bleiben. Ich hätte es bedauert, wenn Sie durch die neue Stellung dieser Tätigkeit entzogen worden wären."

Im Sommer 1911 wurde Eduard Riggenbach gebeten, in das Komitee der Predigerschule einzutreten, der Präsident hatte dies schon lange gewünscht. Gerne entsprach er diesem Wunsch, da er ja zugeben mußte, daß „er die Verhältnisse auf allen Seiten am besten kenne". Ende Juni fand wie früher jeweilen nach fünf Jahren die Konferenz der „Alten Predigerschüler" zu Basel statt. Einen Hauptgegenstand der Verhandlungen bildete die Neugestaltung der Schule. Riggenbach schrieb darüber an einen befreundeten Pfarrer: „Ich legte den Anwesenden meinen Plan vor und fand damit bei manchen freudige Zustimmung, bei anderen starke Opposition. Mir war auch das letztere wohl verständlich, da mein Gedanke vielen ganz neu war und die Anhänglichkeit an das Alte die Furcht erzeugte, es möchte mit der alten Form auch der alte Geist verloren gehen. Daß hier Gefahren bestehen, leugne ich durchaus nicht, und ich erkenne gerne an, daß in der Besprechung mancher gute Vorschlag laut wurde. Wohltuend war besonders die friedfertige Stimmung, die durchweg in den Verhandlungen hervortrat, so daß kein Mißton die Einmütigkeit störte. Man konnte wirklich etwas fühlen von der Gemeinschaft der Heiligen. Das Komitee hat als Fazit der Verhandlungen zum Beschluß erhoben, daß die Maturität zwar in den Lehrplan der Schule aufgenommen werden solle, doch nur fakultativ, so daß Schüler, welche sie nicht machen wollen, nicht ausgeschlossen sein sollen. Sodann wurde im Blick auf solche gewünscht, daß die Schule alle theologischen Hauptfächer in ihr Programm aufnehmen solle, da sie ohne diese bloß ein Torso sein würde. Ich habe nach wie vor die Überzeugung, daß eine in diesem Sinn umgestaltete Schule eine wich-

tige Aufgabe haben könnte. Aber die finanzielle Lage, die durch die Abänderungen meines Plans noch schwieriger geworden ist, macht mir große Bedenken."

Um die Jahreswende sprach Pfarrer Miescher den dringenden Wunsch aus, Professor Riggenbach möge von Ostern 1912 ab das Präsidium der Evangelischen Predigerschule übernehmen. „Auf diese Weise hätten wir," schrieb der scheidende Präsident, „die beste Garantie, daß die von Ihnen angeregten Ideen in richtiger Weise zur Verwirklichung gelangen." Riggenbach fragte sich, ob er zu all den Aufgaben, die bereits auf ihm lasteten, sich diese weiteren noch aufladen dürfe, entschloß sich dann aber zur Freude der Freunde der Schule zu einem getrosten Ja und übernahm zu Beginn des Sommersemesters 1912 das Präsidium. Bald merkte man seinen starken Einfluß. In der damals von Pastor D. Philipps herausgegebenen „Reformation" erschien ein Artikel aus seiner Feder, der die Ziele der reorganisierten Schule zeigte und die Freunde in Deutschland für die Mitarbeit zu gewinnen suchte. Beim Missionshaus regte er die Frage an, ob sich die Predigerschule nicht zugleich für die Ausbildung der Missionare verwenden ließe. Den freien Gemeinden des Rheinlandes, die eben im Begriff waren, für die Ausbildung ihrer Prediger eine eigene Schule in Vohwinkel einzurichten, machte er den Vorschlag, ihre jungen Männer zur Ausbildung nach Basel zu schicken. Auf seinen Antrag beschloß die Rebhauskommission einhellig, daß auch Predigerschüler in das theologische Pensionat aufgenommen werden könnten. — Schließlich wurde auch der Mann gefunden, in dessen Hand das Komitee die unmittelbare Leitung der Schule mit Vertrauen legen konnte. Es war dies der Rheinländer Lizentiat Otto Schmitz, der im September 1912 sein Amt übernahm.

Bei der Eröffnungsfeier des Wintersemesters am 12. September 1912 hielt der neue Präsident eine Rede, welche die Verhältnisse der Schule und die Stellung Riggenbachs zu den verschiedenen Problemen in kennzeichnender Weise beleuchtete. Sie lautete: „Verehrte Freunde,

liebe Schüler! Sie stehen wohl alle mit mir unter dem Eindruck, daß der heutige Tag einen Markstein in der Geschichte der Predigerschule bedeutet. Ein Lehrerwechsel ist schon öfters vorgekommen. Von den Männern, die am Anfang dem Direktor im Unterricht zur Seite gestanden haben, weilt kein einziger mehr unter uns. Selbst die Tätigkeit von Herrn Dr. Gottsched reicht nicht in die Erstlingsjahre unserer Schule hinauf. Aber ein Mann hat in den mehr als dreieinhalb Jahrzehnten seit Gründung der Schule beständig in ihr gewirkt, unser allverehrter Herr Direktor Arnold. Ihm ist es zuzuschreiben, daß die Schule bei allem Wechsel der Lehrer ihren Charakter bewahrt hat; er hat ihr das Gepräge seiner geistesmächtigen Persönlichkeit aufgedrückt. Vor drei Semestern hat er sich durch sein fühlbar werdendes Alter veranlaßt gesehen, von seinem Amte zurückzutreten, und Herr Pfarrer Faber hat inzwischen in trefflicher Weise die Direktorialgeschäfte besorgt, wofür ihm auch hier der herzlichste Dank des Komitees ausgesprochen sei. Aber Herr Direktor Arnold hat sich bisher noch in so großem Umfang an dem Unterricht beteiligt, daß sein Rücktritt von der Leitung den Schülern kaum zum Bewußtsein kam. Heute übernimmt ein neuer Direktor sein Amt, der seine Aufgabe mit jugendlicher Kraft und Frische anfaßt. Da ist es selbstverständlich, daß allerlei Änderungen in der Schule stattfinden, zumal der neue Direktor dazu berufen ist, die eben erst begonnene neue Organisation der Schule allseitig durchzuführen. Die Änderung der Verhältnisse, die damit Platz greift, kündigt sich auch darin an, daß heute zum erstenmal mit Herrn Dr. Debrunner ein Philologe in das Lehrerkollegium eintritt und außer ihm zwei Hilfslehrer für Mathematik und Naturwissenschaften, die Herren Dr. Banderet und Dr. Bollinger. Es fehlt also nicht an Neuerungen aller Art. Wir wollen das nicht verhüllen. Das Komitee hat nach langer und sorgfältiger Erwägung sich gedrungen gefühlt, eine neue Bahn einzuschlagen. Um Mißverständnisse zu verhüten, möchte ich aber ein Zweifaches hervorheben:

Die augenfälligste Neuerung ist die, daß wir die Vorbereitung auf

die Maturität, wenigstens für einen Teil der Schüler, in unsern Lehrplan mit aufgenommen haben. Wir haben die Gefahr nie verkannt, die darin liegt. Es ist möglich, daß sich infolgedessen junge Männer zum Eintritt in die Schule melden, denen es nur um die Erlangung des Maturitätszeugnisses zu tun ist, und daß bei andern die Vorbereitung auf das Examen allzu einseitig in den Vordergrund tritt. Dem gegenüber halten wir daran fest, daß die Aufgabe unserer Schule eine ganz andere ist als die einer Maturitätspresse. Die Ausrüstung für ein Examen bringt es natürlich mit sich, daß gewisse Kenntnisse gedächtnismäßig angeeignet und mehr oder weniger mechanisch eingeprägt werden müssen. Das soll aber so wenig als möglich geschehen. Schon der Name der zu bestehenden Prüfung mahnt davon ab. Das Maturitätsexamen soll feststellen, ob ein Jüngling die Reife erlangt habe. Das ist etwas ganz anderes als eine Summe von Kenntnissen, die vielleicht in chaotischem Wirrwarr nebeneinander liegen. Zur Reife gelangt man nur dadurch, daß in allmählichem Wachstum eines an das andere sich ansetzt und eines aus dem anderen sich entwickelt. Der Stoff darf nicht bloß äußerlich angeeignet, er muß innerlich aufgenommen und verarbeitet werden. Es muß beim Unterricht so verfahren werden, daß durch methodischen Fortschritt ein gründliches Verständnis der Lehrgegenstände, eine wirkliche Erweiterung des Horizontes und eine wahre Bildung gewonnen werden. Zur Reife gelangt man aber überhaupt nicht durch bloße Entwicklung des Intellekts. Eine Reife der Persönlichkeit ist ohne religiöse und sittliche Bildung nicht denkbar. Nur wer sich zu einer persönlichen Gemeinschaft mit Gott und zur Herrschaft über die eigene Natur durchgerungen hat, ist zu innerer Reife gelangt. Die Pflege dieses Gebietes will unsere Schule nicht aus den Augen lassen, aber hier hat vor allem die Selbständigkeit des einzelnen einzusetzen. Es muß jedem von Ihnen ein heiliges Anliegen sein, in seinem inneren Leben heranzureifen. In diesem Streben können Sie sich alle zusammenfinden, auch die, welche nicht darauf ausgehen, das staatliche

Reifezeugnis zu erwerben. Darum werden Sie es auch als einen Vorteil begrüßen, daß schon in den unteren Klassen täglich eine Stunde der Vertiefung in die Heilige Schrift gewidmet wird, und daß auch durch einen religiösen Gesamtunterricht und eine gemeinsame Andacht, wenigstens einmal in der Woche, allen Schülern noch in besonderer Weise Gelegenheit zu innerer Sammlung geboten wird.

Das führt mich zu dem Zweiten, das ich betonen möchte. Die Aufnahme der Maturität in das Lehrziel könnte einem oberflächlichen Beobachter den Eindruck machen, unsere Schule habe ihre eigentliche Aufgabe aus den Augen verloren: über der Pflege von Sprachen, Mathematik und Realien komme die Theologie zu kurz, sie sei eigentlich nur noch ein Anhängsel. Wer das meint, hat unsere Absicht vollkommen mißverstanden. Unsere Schule soll nach wie vor eine Predigerschule sein und nichts anderes. Die Maturität ist nur Mittel zum Zweck. Die Neuordnung bringt es allerdings mit sich, daß auch die Behandlung der theologischen Stoffe teilweise eine andere wird. Die wissenschaftlichen Fragen müssen da und dort stärker zur Geltung kommen, als es bisher der Fall war, nicht nur, weil manche von Ihnen ein theologisches Examen bestehen wollen, sondern weil uns daran gelegen ist, daß unsere Schüler in innerer Auseinandersetzung mit den die Zeit bewegenden Problemen zu einer klaren, bewußten Stellungnahme gelangen und so für die Geisteskämpfe unserer Zeit gewappnet werden. Auch hier handelt es sich aber, wie wir nachdrücklich betonen, nicht um eine Preisgabe der Positionen unserer Schule, sondern um eine Veränderung der Methode, die uns nach den Erfahrungen der vergangenen Jahrzehnte geboten erschien. Die Predigerschule hätte kein Existenzrecht mehr, wenn sie je den Boden verlassen sollte, auf den sie bei ihrer Gründung gestellt worden ist. Sie darf und will kein anderes Fundament kennen als Jesus Christus, den gekreuzigten und auferstandenen Herrn, den Sohn Gottes. Nach wie vor will sie aus der Heiligen Schrift lernen und von ihr sich einführen lassen in die Geheimnisse der göttlichen Wahrheit, vor allem

in den Mittelpunkt aller Weisheit: die Erkenntnis Jesu Christi. Professor Barth, der frühere Lehrer unserer Schule, hat vor seinem Sterben gesagt: ‚Den Herrn Jesum lieb haben, das ist die Hauptsache, nicht Wissenschaft, nicht Bildung, nicht Kritik'; und zu dem letzten, was der unlängst verstorbene Hallenser Theologe Professor Kähler gesprochen hat, gehören die Worte: ‚Jesus allein!' Das ist die Losung, zu der sich der neue Direktor unserer Schule mit gleicher Freudigkeit bekennt wie der alte, und in diesem Geiste wollen die alten und neuen Lehrer mit ihm ihre Arbeit an der Schule tun. Kommen Sie Herrn Direktor Schmitz und den übrigen Lehrern mit Vertrauen und Liebe entgegen!

Es ist allen, die der Schule vorstehen und an ihr unterrichten, ein herzliches Anliegen, daß in der neuen Gestalt die alte Schule wieder auflebe und zu kräftiger Entfaltung gelange. Erreichen können wir das nur durch Ihre Mitarbeit. Lassen Sie es Ihre heilige Sorge sein, durch Fleiß und treue innere Arbeit an Ihrem Teile dazu beizutragen, daß unsere Schule auch in der Gegenwart und Zukunft ihre große, wichtige Aufgabe erfüllen könne!"

Das Präsidium brachte für Riggenbach sehr viel Arbeit, Mühe und Sorge. Er hat aber aus alter Dankbarkeit gegen die Schule und aus Treue gegen das neue Amt alle die schwierigen Aufgaben, ohne davon viel Aufhebens zu machen, mit der an ihm gewohnten Freudigkeit erfüllt. So ging die Schule einer neuen Blütezeit entgegen.

Da kam am 2. August 1914 der Weltkrieg und machte der neuen Schule, wie so vielem anderen, ein Ende. Schon im ersten Kriegsmonat schrieb Riggenbach: „Eine ernste Stunde hat für unsere Schule geschlagen. Der Ausbruch des Weltkriegs erschüttert alle Verhältnisse und bedroht auch unsere Schule aufs bedenklichste. Unsere Schüler stehen großenteils unter den Fahnen, die übrigen sind zumeist in ihre Heimat zurückgekehrt, ohne zu wissen, wann und wie sie sich wieder bei uns einstellen können."

Natürlich gestalteten sich die Verhältnisse von Woche zu Woche, von

Monat zu Monat ungünstiger. Am 30. Juni 1915 mußte man die Schule „bis auf weiteres" schließen. Im September legte Lizentiat Otto Schmitz sein Amt nieder und kehrte in seine Heimat zurück.

„Mit dem Rücktritt unseres Direktors," schrieb Eduard Riggenbach, „ist der bisherige Bestand unserer Schule vorläufig abgebrochen worden. Die Wiedereröffnung wird daher in gewissem Sinne ein Neubau sein. Solange der Weltkrieg andauert, können wir keinesfalls an einen solchen denken. Aber auch nach dem Friedensschluß werden sich die Verhältnisse erst klären müssen, ehe wir an die Wiederaufnahme unserer Tätigkeit gehen können."

Die Predigerschule hat jedoch im Jahre 1915 ihre Tätigkeit nicht völlig eingestellt. Das „Korrespondenzblatt der Alten Predigerschüler" hielt auch in den folgenden Jahren die Gemeinschaft der Schüler untereinander und mit der Schule aufrecht. Und als im Jahre 1920 die deutsche Inflation das Lebenslicht des „Korrespondenzblattes" ausblies, gelang es Professor Riggenbach, einen geeigneten Ersatz zu schaffen. Auf seinen Antrag hat das Komitee am 7. Juni 1921 beschlossen, „bis auf weiteres alljährlich ein Blatt ausgehen zu lassen, um die Gemeinschaft des Geistes aufrecht zu erhalten und — soweit als möglich — Nachrichten über das Ergehen und die Wirksamkeit der früheren Schüler zu übermitteln". Die Leitung des Blattes wurde in die Hand von Professor Riggenbach gelegt.

So erschienen denn im Jahre 1922 die „Lebenszeichen aus dem Kreis der Evangelischen Predigerschule in Basel" zum erstenmal. Alljährlich brachte das Blatt ein belebendes, den Glauben stärkendes Wort aus Riggenbachs Feder. Dann und wann sprach er sich auch über die Zukunft der Predigerschule aus. Die Frage der Wiedereröffnung beschäftigte ihn ununterbrochen; sie war auch der Gegenstand gründlicher Besprechung auf der Konferenz der Alten Predigerschüler, die im Mai 1926 in Basel stattfand. Diese Konferenz, als fünfzigster Gedächtnistag der Gründung der Predigerschule gefeiert, nannten manche der früheren Schüler die „Riggenbach-Kon-

ferenz". Riggenbach hat nicht nur die Schwierigkeiten, die sich der Abhaltung der Zusammenkunft entgegenstellten, mit Festigkeit überwunden, sondern hat ihr auch das Gepräge seines Geistes aufgedrückt. Wie warm war seine Begrüßung, wie eindrucksvoll sein Referat über die Offenbarung Johannis, wie elektrisierend wirkte seine Persönlichkeit bei den Besprechungen! — An ihn knüpfte sich die Hoffnung, daß die Schule wieder auflebe. Mit ihm starb sie. In diesem Sinne schrieb ein früherer Predigerschüler in den „Lebenszeichen" 1928: „Solange er noch lebte, ließ ich die Hoffnung auf eine Wiedereröffnung der Schule nie ganz erlöschen. Den Rest dieser Hoffnung aber mußten wir mit ihm ins Grab legen. Der Schreiber behielt recht. Schon vier Monate nach dem Heimgang Riggenbachs brachte der „Christliche Volksbote aus Basel" die Nachricht, daß das Komitee auf den Gedanken einer Wiederaufrichtung der Predigerschule endgültig verzichten müsse und sich in eine Kommission des an seine Stelle tretenden Vereins zur Ausbildung evangelischer Prediger umgewandelt habe. So galt auch von der Predigerschule, was Professor Riggenbach in einer Predigt am 29. Juni 1913 ausgeführt hat: „David, da er zu seiner Zeit gedient hatte dem Willen Gottes, ist er entschlafen und zu seinen Vätern getan und hat die Verwesung gesehen." Apostelgeschichte 13, 36.

Die literarische Tätigkeit*)

Schon in früher Jugend hat Eduard Riggenbach einen Versuch gemacht, sich schriftstellerisch zu betätigen. Im Jahre 1860 war in der Librairie Evangélique zu Paris ein Büchlein erschienen: „L'enfant missionnaire, pour la jeunesse par Madame J. M. Parker". Eduard Riggenbach fand ein besonderes Wohlgefallen an dieser Geschichte, übersetzte sie ins Deutsche und ließ sie durch den Verlag des Traktathauses zu Bremen veröffentlichen unter dem Titel: „Der kleine Missionar". Im Jahre 1878 erschien die erste, 1879 die zweite Auf-

*) Das Verzeichnis der Schriften Eduard Riggenbachs Seite 293 ff.

lage des einhundertsiebenundzwanzig Seiten umfassenden Büchleins. Das war eine recht anerkennenswerte Leistung des erblindeten, siebzehnjährigen jungen Mannes. Dann ließ er die Feder ruhen, bis er seine Studien vollendet hatte.

Seine eigentliche literarische Tätigkeit begann Riggenbach im Jahre 1892. Er wurde im Laufe der Zeit ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Je länger, desto mehr fanden seine wissenschaftlichen Darbietungen Beachtung, Anerkennung, ja Bewunderung. Es gehörte aber zur Eigenart dieses blinden Forschers, daß er die Erträgnisse seiner Arbeit nicht nur den akademisch gebildeten Kreisen zugute kommen lassen wollte, sondern daß er seine Aufgabe auch darin sah, die christliche Gemeinde in der Erkenntnis zu fördern und tiefer zu gründen. „Theologie und Gemeindeglaube" gehörten für ihn zusammen. Er war nicht der Meinung, „die Theologie untergrabe durch ihre Kritik die Grundlagen des christlichen Glaubens und verflüchtige durch ihre Reflexion den Inhalt seines Bekenntnisses". Nach seiner Überzeugung muß vielmehr schon ein flüchtiger Blick auf die Geschichte zeigen, daß der Kirche durch Theologen jeweilen die stärkste Förderung im Glauben zuteil geworden ist (Augustin, Luther, Calvin, A. H. Francke). „In Wahrheit", sagte er darum in seiner Darlegung über „Theologie und Gemeindeglaube", „wird der christliche Glaube die Theologie so wenig entbehren können wie die Theologie den Glauben. Zwischen beiden findet eine Wechselwirkung statt. Die Theologie ist auf der einen Seite vom Glauben bedingt, wie sie andererseits wieder bedingend auf ihn einwirkt." Daraus ergab sich für ihn der Zusammenschluß des wissenschaftlichen Forschers mit dem Lehrer der Gemeinde. Wir finden daher in Riggenbachs schriftlichem Nachlaß neben Werken, die den streng fachwissenschaftlichen Stempel tragen, auch Ausführungen in allgemein verständlicher Form für die gläubige Gemeinde. Es gibt immer noch Leute, die auf Darbietungen der letzteren Art herabsehen, von einer Popularisierung der Theologie reden und sie geringschätzig behandeln. Riggenbachs Arbeiten für die

Gemeinde waren aber so klar wissenschaftlich fundamentiert, so aus der letzten Tiefe der Offenbarung geholt, daß sie auch in den theologischen Fachkreisen immer stärkere Beachtung fanden.

Die literarische Betätigung Riggenbachs hat ihren vornehmsten Gegenstand in dem gefunden, was für ihn persönlich den Kern und Stern seines Lebens bildete. Das war die Heilige Schrift. Wie hoch er sie wertete, das wird namentlich in den Vorträgen und Abhandlungen erkennbar, die er unter dem Titel „Bibelglaube und Bibelforschung" zusammengefaßt und herausgegeben hat. Er hat diese Schrift „Herrn Wilhelm Arnold, Direktor der Evangelischen Predigerschule, zur Feier seines 70. Geburtstages am 4. November 1908 in herzlicher Liebe und Dankbarkeit gewidmet". Neben andern Darbietungen enthält dieses Buch auch eine Bibelfestrede über den Schatz in irdenen Gefäßen (2. Kor. 4, 7). Den ersten Teil dieser Rede schloß er mit den Worten: „Wer einmal durch eigene Erfahrung der Lebenskraft inne geworden ist, die von der Bibel ausströmt, der wird unbekümmert um allen Widerspruch dabei bleiben, daß die Heilige Schrift einen Schatz einschließt, der mit keinem Golde aufzuwägen ist." Dabei behielt er doch ein offenes Auge für die menschliche Seite der Bibel. Am Schluß des zweiten Teils seiner Bibelfestrede sagte er: „Wir sind noch immer beherrscht von den Anschauungen jenes entarteten Judentums, welches eine unübersteigliche Scheidewand zwischen Gott und den Menschen aufrichtete. Wir meinen, dann des göttlichen Waltens am sichersten inne zu werden, wenn es alles menschliche Handeln stillestellt, alle menschliche Tätigkeit lähmt und erdrückt. Aber das ist nicht die Art des lebendigen Gottes und seines lebendigmachenden Geistes. Nicht darin verherrlicht sich Gott, daß er uns in die Untätigkeit versetzt und unsere Eigenart zerstört. Nein, darin zeigt sich die Macht seiner Gnade, daß er uns zum Wirken befähigt, vorhandene Lebenskeime entfaltet, neue Kräfte in uns legt und unser wahres Wesen frei macht. Der heidnische Seher fiel besinnungslos nieder, wenn die Gottheit durch ihn redete, aber dem

Propheten des wahren Gottes wird das Auge geschärft und das Ohr geöffnet, daß er vollkommener als sonst zu schauen und zu hören vermag, getragen von der Kraft des göttlichen Geistes. Was er spricht, ist Gottes Wort, jedoch nicht so, daß es darum aufhörte, des Propheten eigenes Wort zu sein. Der Glanz von oben umstrahlt ihn; aber er dringt nur soweit in seine Seele ein, als diese ihn zu fassen vermag." Noch deutlicher sprach er sich darüber in einem Brief an Pfarrer Ernst Kappeler, den Revisor der „Schlachterbibel", aus: „Diese Art der Einführung in die Bibel*) zerstört am besten und am sichersten den falschen Inspirationsbegriff, der geradezu eine Gefahr für das religiöse Leben ist. Andererseits wird dadurch doch nicht, wie es so leicht geschieht, mit der verkehrten auch die richtige Auffassung der Theopneustie**) geschädigt." Am deutlichsten umschrieb Riggenbach seine Stellung zur Heiligen Schrift wohl im Vorwort zu der eben genannten Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen mit folgenden Worten: „Wenn ich von ‚Bibelglaube' rede, so geschieht das nicht in der Meinung, als ob die Bibel eine selbständige Autorität neben Gott und Christus für sich in Anspruch nehmen könnte. In diesem Falle wäre sie viel eher ein Hindernis als ein Förderungsmittel echten Glaubens. Wir glauben nicht an eine Sache, sondern an den lebendigen Gott, wie er in Jesus Christus sich offenbart hat. Von ‚Bibelglaube' rede ich nur in dem Sinne, daß uns in der Heiligen Schrift das ursprüngliche und maßgebende Zeugnis geschenkt ist, das uns zum Glauben an Gott in Christus führen soll. Daß wir das an der Bibel haben, hat sich für mich immer mehr bewährt. Bei dieser Überzeugung braucht man die Augen nicht vor der Wirklichkeit zu verschließen; sie ist kein Hemmnis für ernste Bibelforschung, sondern ein Antrieb dazu. Das mögen in ihrem Teile auch die vorliegenden Studien zeigen, obwohl ich mir dessen stark bewußt bin, daß sie in mehr als einer Hinsicht Stückwerk sind."

*) Beigabe von Text- und Übersetzungsvarianten.
**) 2. Tim. 3, 16: Alle Schrift, von Gott eingegeben.

Riggenbach hat es wiederholt ausgesprochen, daß man es als einen besonderen Vorzug zu betrachten habe, wenn man sich von Berufs wegen fortwährend in die Schrift vertiefen dürfe. Gerade darum war es ihm ein heiliges Anliegen, denen, die diesen Vorzug nicht hatten, den Weg zu den Schätzen der Bibel aufzutun. Als im Jahre 1895 die Wogen in dem bekannten „Kinzlerstreit“*) ziemlich hoch gingen, erschien im „Kirchenfreund“ sein Artikel: „Das rechte Bibellesen und seine Wichtigkeit“. Er zeigte darin, daß die Erfahrung der Kirche wie des einzelnen Christen uns deutlich dartue, welche Bedeutung der Heiligen Schrift als Quelle und Norm der Heilserkenntnis zukomme und schloß seine Ausführungen mit dem Rat: „Sehr empfehlenswert ist es, neben der alltäglichen Bibellektüre sich etwa am Sonntag eine halbe oder ganze Stunde zu eingehender Beschäftigung einen einzelnen Abschnitt auszusondern. Man erwäge dann die einzelnen Sätze Wort für Wort, suche sich über den Sinn und Zusammenhang jedes Ausdrucks Rechenschaft zu geben und bemühe sich, durch Zergliederung der Stelle, dieselbe in ihrer Bedeutung zu erfassen.“ Mit großer innerer Teilnahme hat er darum auch der Ausgabe der im Jahre 1893 erschienenen schweizerischen Übersetzung des Neuen Testamentes entgegengesehen. Die kühle Aufnahme, die das Werk fand, betrachtete er als ein trauriges Zeichen dafür, daß das Interesse für die Heilige Schrift in manchen Kreisen der Eidgenossenschaft sehr gering sei. Er suchte daher ein besseres Verständnis bei seinen Glaubensgenossen zu wecken. Im Jahre 1895 erschien im Verlag von R. Reich, Basel, sein erweiterter Vortrag: „Die schweizerische revidierte Übersetzung des Neuen Testamentes und der Psalmen“. Mit dieser kleinen Schrift leistete er denen, die ein wirkliches Interesse am Neuen Testament haben, einen großen Dienst; sie wäre es wert gewesen, ein Vademekum für alle deutschen Bibel-

*) Pfarrer Adolf Kinzler, 1. theologischer Lehrer am Missionshaus, hatte im Jahre 1894 eine Schrift herausgehen lassen, die großes Aufsehen erregte; der Titel lautete: „Über Recht und Unrecht der Bibelkritik“.

leser, namentlich für Laienprediger, zu werden. Besonders wertvoll ist auch seine „Einführung in das Neue Testament", die er der erstmals 1908 erschienenen Übersetzung von Dr. Heinrich Wiese beigab. Die ersten Sätze dieser Einführung gaben seiner Überzeugung klaren Ausdruck: „Das Neue Testament ist eine der größten Gaben Gottes an die Menschheit. Es enthält das geistesmächtige Zeugnis der ursprünglichen Boten Jesu, welche dazu berufen waren, die glaubenweckende Kunde von Wort und Werk des Herrn unverlierbar zu überliefern. Mit gutem Grund erblickt darum die Gemeinde Jesu in diesem Buch das Wort Gottes in ganz besonderem Sinne." — Wie Riggenbach die Gemeinde geistig heben und zu tieferer Erkenntnis führen wollte, davon legt ein deutliches Zeugnis ab der im Jahre 1917 im „Kirchenfreund" erschienene Artikel: „Die reformatorische Schätzung der Heiligen Schrift in ihrer Bedeutung für die Gegenwart". Die reiche Darbietung ist aus einem Vortrag entstanden, den Riggenbach am 16. November 1917 bei der Jahresversammlung des Evangelisch-kirchlichen Vereins zu Schaffhausen gehalten hat. Was die Bibel für die Reformation wurde, kann man wohl kaum kürzer und klarer zum Ausdruck bringen, als es Riggenbach am Schluß des ersten Teils dieser Darlegung getan hat: „Trotz aller Anlehnung an die kirchliche Überlieferung ist die reformatorische Schätzung der Heiligen Schrift doch etwas wesentlich Neues. Sie hat Ernst gemacht mit der Erkenntnis, die Heilsoffenbarung Gottes sei uns nur in der Bibel zuverlässig übermittelt, und sie hat Christus als den Mittelpunkt dieser Offenbarung zu erfassen gelehrt. So ist ihr die Heilige Schrift gleich sehr die Regel und die Quelle für Glauben und Leben geworden, und das so völlig, daß sich daraus eine durchgreifende Umgestaltung der Theologie und des kirchlichen Lebens ergab."

In der zweiten Beilage der Zürcherischen „Freitagszeitung" vom 12. Dezember 1913 erschien ein Artikel aus Riggenbachs Feder unter der Überschrift: „Matthäus 1, 16 in der Probe der neuen Zürcherbibel". Diese Darlegungen zeigen, daß Riggenbach es verstanden hat,

eine schwierige textkritische Frage für den gebildeten Nichttheologen in allgemein verständlicher Form zu behandeln.

Riggenbachs Stärke lag namentlich in der wissenschaftlichen Erklärung des Neuen Testamentes. Davon legt schon eine der ersten Arbeiten, mit denen er hervortrat, ein deutliches Zeugnis ab. Es ist die im Jahre 1893 in den „Theologischen Studien und Kritiken" erschienene Abhandlung über „Die Starken und die Schwachen in der römischen Gemeinde". Er hat hier nachgewiesen, daß die Schwachen eine judenchristliche Minderheit seien und bekämpfte die auch von Zahn vertretene Auffassung, daß die Judenchristen die Majorität in der römischen Gemeinde gebildet haben. Professor Adolf Schlatter schrieb ihm dazu von Greifswald: „Ich freue mich recht an der ruhigen, umsichtigen Weise Ihrer Darlegung. Mit dem Resultat Ihrer Besprechung bin ich völlig einverstanden. Ich glaube auch, daß es sich einfach um die jüdische Separation vom Heidentum handelt. Nur hätte ich etwas mehr hervorgehoben, daß der Apostel doch vielleicht mehr hypothetisch spricht, in der Weise, daß er die denkbar größten Gegensätze, die in der Kirche vorkamen, nebeneinander stellt. Ob es in Rom viele gab, die bloß ‚Gemüse' aßen, scheint mir fraglich. Aber zwischen den Gegensätzen ‚Gemüse' und ‚alles' liegen die reich abgestuften Schattierungen des Mehr und Minder der Skrupulosität. Deswegen hat die Frage für jede Gemeinde und alle Verhältnisse Bedeutung gehabt. Es galt in jeder Gemeinde, den Schwachen Raum zu schaffen. Diese Schwachen waren ja nach der andern Seite gerade die frommen Juden. Unsere Neuerer fahren hier immer gleich mit dem Scheltwort ‚Judaismus' zu. Und doch beweisen diese Erscheinungen in der ersten Kirche nur das e i n e, daß nicht die mundanen und profanen Juden, die großen Bankiers in Rom usw., durch das Evangelium angezogen worden sind, sondern die ernsten Männer, die den Götzen fürchteten und den heidnischen Kosmos mieden. Was jüdischer Ernst war, war innerhalb des Evangeliums Schwachheit des Glaubens."

Eine umfassendere exegetische Arbeit erschien im Jahre 1893. Es war die Neubearbeitung von Robert Kübels Erklärung der Pastoralbriefe und des Hebräerbriefs im „Kommentar zu den heiligen Schriften des Alten und Neuen Testamentes" von D. Hermann Strack und D. Otto Zöckler. Riggenbach hat dabei im allgemeinen den Weg eingehalten, den Professor Kübel vor ihm gegangen ist. Doch zeigen sich schon in der Einleitung zu den Pastoralbriefen da und dort neue Gesichtspunkte. In der Erklärung selbst aber tritt Riggenbachs Eigenart bereits deutlich hervor: die Beherrschung der textkritischen Fragen, die sorgfältige Benutzung der Kirchenväter, die große Vertrautheit mit der Fachliteratur, das tiefe Eindringen in den Wortsinn, das feine Verständnis für die Gedankenzusammenhänge und der klare Blick für die praktischen Ergebnisse. Manche Abschnitte sind durchaus selbständig behandelt, so z. B. die kurze, aber ausgezeichnet orientierende Abhandlung: „Zur Geschichte des Viduats*) der alten Kirche". Die hier gegebene Darstellung gewährt einen klaren Einblick in den Dienst, den die Witwen in der Gemeinde zu tun hatten. In der Neubearbeitung des Hebräerbriefs im Strack-Zöckler'schen Kommentar hat sich Riggenbach noch mehr als in den Pastoralbriefen an den Weg Kübels gehalten; immerhin ist durch seine Ergänzungen der Wert und die Brauchbarkeit des Buches beträchtlich erhöht worden.

Die bedeutendste Arbeit Riggenbachs ist ohne Frage die Auslegung des Briefes an die Hebräer. Diese Auslegung bildet den XIV. Band in Th. v. Zahns „Kommentar zum Neuen Testament". Im Jahre 1913 erschien Riggenbachs Hebräerbrief in erster, 1922 in zweiter und dritter, vielfach ergänzter und berichtigter Auflage. Die Auslegung des Hebräerbriefs vereinigt alle Vorzüge des Zahn'schen Kommentars in sich. Diese Vorzüge sah der blinde Forscher darin, daß die Kommentare Zahns uns erst wieder gelehrt haben, die patristische Exegese in ihrer Bedeutung für das Verständnis des Neuen Testamentes zu

*) Stand und Beruf der Witwen.

werten, und daß sie durch ihre formale und materiale Behandlung des Stoffes zu einer Einführung in die Gedanken der Heiligen Schrift dienen, wie man sie derart kaum wieder findet. Es hat denn auch die Verarbeitung des ungeheuren Materials in Riggenbachs Kommentar allgemeines Staunen erregt. Keine Lesart von Bedeutung ist übergangen, Handschriftliches ist selbständig nachgeprüft, die Septuaginta, Philo, sonstige jüdische Schriftsteller, Papyri und Inschriften, die alten Exegeten in großer Zahl, dazu die gesamte sonstige Literatur sind herangezogen und verwendet worden. So hoch das auch einzuschätzen ist, der eigentliche Wert des Kommentars liegt doch wohl darin, daß hier jede Zeile, ja jedes Wort, aus dem engeren und weiteren Zusammenhang sorgfältigst unter Berücksichtigung der Lage der Leser und der theologischen Eigenart des Verfassers verstanden und nach der religiösen Seite hin zur Geltung gebracht ist. Das macht die Auslegung für die praktische Arbeit so brauchbar. Wer über eine Perikope aus dem Hebräerbrief zu predigen hat, wird durch die Benutzung des Riggenbach'schen Kommentars an Hand des genauen Textverständnisses so viele praktische Anregungen empfangen, daß ihm die Darbietung des richtigen Wortes an die Gemeinde nicht mehr schwer sein wird. Wir stimmen Professor Haucks Urteil zu: „Manchmal dachte ich: ‚Man muß blind sein, um so sehend zu werden.' Der blinde Forscher sah so viel Schönheiten aus der großen Vertrautheit mit dem Text." Der Kommentar fand denn auch allgemeine Anerkennung und Bewunderung. Ein französisches Blatt meinte, diese Auslegung sei geradezu klassisch geworden, und Professor Kühl urteilte: „Der Kommentar zum Hebräerbrief ist in jeder Hinsicht mustergültig und eine Zierde des Zahn'schen Kommentarwerks." — Als eine neue Ausgabe nötig wurde, ging Riggenbach natürlich mit aller Sorgfalt an die Arbeit. Am 8. Oktober 1920 schrieb er darüber an seine Tochter: „Leider werde ich die Neubearbeitung des Kommentars bis Anfang des Semesters nicht abschließen können; ich mache aber lieber langsam voran, als daß ich ein Unfertiges publiziere. In manchen

Fällen komme ich aber nur schwer zu einem Entschluß darüber, ob ich den Text der alten Auflage abändern oder stehen lassen soll. Die Gründe für die eine oder andere Auslegung halten sich zuweilen beinahe die Waage. Da besteht immer die Gefahr, daß man, wie der alte Dr. Gottsched sich einmal ausdrückte, eben findet, was da sei, sei doch auch gut." In theologischen Kreisen war man denn auch nicht wenig erstaunt über das reiche neue Material, das die zweite und dritte Auflage brachten. Professor Eberhard Vischer schrieb: „Ich bewundere von ganzem Herzen die auch hinter dieser neuen Auflage stehende gewaltige Arbeit, die das Buch zu einem durch und durch zuverlässigen, nie im Stich lassenden Führer macht." Und Professor Adolf Deißmann äußerte sich ähnlich: „Ich bin erstaunt, wie groß das neue Material ist, das Sie beigebracht haben, und wie kein Problem ohne Antwort bleibt, das sich aufdrängte. Ich darf Sie von Herzen zu dieser großen und erfreulichen Leistung beglückwünschen und bin gewiß, daß Sie viel Freude daran erleben werden. Ich hoffe, vieles speziell auch in meinem Wörterbuch zum Neuen Testament benutzen zu können." Nach der Ausgabe der dritten Auflage schrieb Professor Ernst v. Dobschütz an Riggenbach: „Sie wissen, wie sehr mich gerade dieser Kommentar interessiert, und wie hoch ich ihn schätze. Ich soll ja selbst den Hebräerbrief in Meyers Kommentar bearbeiten. Ich sitze seit Jahren daran und kann mich trotzdem noch immer nicht entschließen, ihm die endgültige Form zu geben, weil ich doch nicht einfach eine Doublette zu Ihrem Kommentar geben kann; und dieser überbietet so alles, worauf ich selbst Wert lege, wodurch sich meine Arbeit sonst von den andern unterscheidet. Sie haben es dem Konkurrenten wirklich schwer gemacht. Aber das ist ja gerade die Freude, die ich an Ihrem Werk habe, und die ich bei der neuen Auflage erneut haben werde." In ähnlicher Weise hat sich Professor v. Dobschütz auf dem Frankfurter Theologentag bei seinem Nachruf auf Riggenbach geäußert. Wenn Fachkollegen von solchem Ruf in dieser Weise urteilten, so durfte das Riggenbach eine

tiefe Befriedigung gewähren. Trotzdem schrieb er am 31. Oktober 1921 an seine Tochter: „Zum Kommentar finde ich immer noch neue Literatur, die ich nachtragen muß. Eine weitere Auflage werde ich schwerlich mehr erleben. Ich möchte darum mein Buch so gut als irgend möglich herausgehen lassen. Es hat trotzdem noch genug Mängel. Fertig wird man nie."

Den Vorarbeiten zum Hebräerbrief verdankt eine Veröffentlichung ihre Entstehung, die in den theologischen Fachkreisen aufmerksame Beachtung gefunden hat („Theologische Studien, Theodor v. Zahn dargebracht", 1908): „Der Begriff der Diatheke*) im Hebräerbrief". Eine weitere Spezialfrage im Hebräerbrief klärte Riggenbach in Auseinandersetzung mit Th. Häring, indem er in seinem Aufsatz: „Der Begriff der Teleiosis**) im Hebräerbrief" („Neue kirchliche Zeitschrift", 1923 den Nachweis führte, daß der Begriff der Vollendung im Hebräerbrief nicht von der Mysteriensprache aus zu verstehen sei. Dieser Schrift stellte Professor Kittel das Zeugnis aus: „Ich habe mich über Ihre treffliche Argumentation aufrichtig gefreut. Ich glaube, Sie haben die viel hin und her erörterte Sache auf Grund umfassender Aufhellung des Sprachgebrauchs zur definitiven Entscheidung gebracht."

Gemeinverständlich behandelte Riggenbach zwei einzelne Stücke des Hebräerbriefs: „Melchisedek, der Priesterkönig von Salem, im Licht der Geschichte und der Offenbarung" und „Der große Versöhnungstag der Juden im neutestamentlichen Zeitalter" (beides in seiner Schrift: „Bibelglaube und Bibelforschung", 1909). Das Gesamtverständnis des Briefes legte er einem weiteren Kreise dar in dem Heft der „Biblischen Zeit- und Streitfragen", 1916: „Der Brief an die Hebräer".

Den Mittelpunkt seines Glaubens und Denkens bildete bei Riggenbach das Kreuz und die Auferstehung Christi. Davon geben auch

*) Diatheke = Bund, Testament, Verfügung.
**) Teleiosis = Vollendung.

seine Veröffentlichungen Zeugnis. Über das Kreuz Christi sprach er sich in einer Pfarrer Karl Saraſin gewidmeten Abhandlung: „Das Geheimnis des Kreuzes Christi“ aus, die 1911 in erster, 1912 in zweiter Auflage und 1927 in dritter bei der Basler Missionsbuchhandlung erschienen ist. — Riggenbach beweist hier, daß er nicht nur exegetisch-historisch, sondern auch systematisch zu denken und darzustellen versteht. Mit Sicherheit wird eine bloß mechanisch-juristische Versöhnungslehre abgelehnt. „Wenn wir in Jesu eine Sühne für unsere Sünde haben, verdanken wir das einzig der Gnade Gottes. Jesus ist nicht barmherziger und mitleidiger als der Vater; in seiner Liebe offenbart sich Gottes eigene Liebe.“ Aber sie offenbart sich dennoch in sühnender Gestalt; denn Gottes Liebe ist fern von „schwächlicher Nachsicht, ist vollkommene, folgerichtige Heiligkeit“. Christus bejaht in seinem Sterben die Heiligkeit des göttlichen Richtens, — und gerade darum wird er für uns der Bringer göttlicher Gnade. Daß aber er es ist, der sie bringt, beruht nicht auf einer willkürlichen Stellvertretung; er ist der „Menschensohn“ mit weltumspannendem Beruf. So kann er uns, die wir in ein Geflecht von Gesamtsünde und Gesamtschuld verstrickt sind, retten, wenn wir im Glauben mit ihm verbunden werden.

Dieser Glaube bringt uns die Rechtfertigung. Wie sie Riggenbach verstand, zeigen uns seine beiden Vorträge: „Die Rechtfertigungslehre des Apostels Paulus“, 1892, und „Die Rechtfertigung aus dem Glauben im Kampf der Gegenwart“ (gedruckt in „Bibelglaube und Bibelforschung“, 1909). Ohne den Gedanken der Rechtfertigung mit unserer sittlichen Leistung zu vermengen, zeigt Riggenbach hier doch, wie der rechtfertigende Glaube den lebendigen Christus ergreift und dadurch zum Anfang auch einer neuen, im Geist wurzelnden Entwicklung des persönlichen Lebens eines Christen wird. „Beide, Rechtfertigung und sittliche Erneuerung, haben also ihren Einigungspunkt vollkommen in dem für uns gestorbenen und auferstandenen Christus.“ Auf unserer Seite schließt beides der eine

und selbe Glaubensakt zusammen. So ergibt sich das rein reformatorische: sola gratia, sola fide! In ihm fand sich der seiner ganzen Tradition nach genuin reformierte Mann „in vollem Einverständnis mit allen echten Lutheranern" — wie er selbst betont — zusammen.

Kreuz und Auferstehung Jesu sind nicht zu trennen. So galt das Interesse Riggenbachs in gleicher Weise wie dem Tode, so auch der Auferstehung Jesu. In die hier schwebenden Fragen griff er mit seiner Schrift: „Die Auferstehung Jesu" ein (erschienen 1905 in den „Biblischen Zeit- und Streitfragen zur Aufklärung der Gebildeten", zweite Auflage 1908). Riggenbach läßt auch die nichttheologischen Leser in alle Schwierigkeiten, die uns die uneinheitliche Berichterstattung der verschiedenen Quellen über die Ostervorgänge bereitet, offen hineinblicken. Er kommt dann freilich durch Vergleichung und Kombination zu dem Ergebnis: „Die Grundzüge der Ostergeschichte sind wohl erkennbar." Die ersten Erscheinungen des Herrn erfolgten in Jerusalem. Das schließt natürlich weitere Erscheinungen in Galiläa nicht aus. Zur Erklärung des geschichtlichen Tatbestandes wird die subjektive Visionshypothese abgelehnt. Das leere Grab widerlegt sie, statt sie zu empfehlen. Bestechend scheint auf den ersten Blick die objektive Visionstheorie. Sie sucht zwischen dem apostolischen Zeugnis und dem modernen Bewußtsein zu vermitteln. „Tatsächlich wird sie keinem der beiden Faktoren gerecht." Riggenbach bekennt sich zur „leiblichen Auferstehung des Herrn", ohne eine natürliche Erklärung des damit zugestandenen Wunders zu versuchen. Fein weiß er zum Schluß dies Wunder mit dem lebendigen Glauben zu verbinden: „Mit Jesu Auferstehung eröffnet sich der Menschheit eine ganz neue Perspektive. Mit ihm, ihrem Haupt, sieht sie sich in ein neues Verhältnis zu Gott versetzt. In seiner Person hat sie die Bürgschaft für die Vergebung ihrer Sünde und für die Erreichung der ihr von Gott verliehenen Bestimmung. An ihm sieht sie den Schöpferwillen Gottes aufs herrlichste verwirklicht, und damit ist auch ihr die endliche Über-

windung des Todes gewährleistet. So hängt in der Tat der ganze Glaubens- und Heilsstand der Gemeinde an dem Bekenntnis: ‚Am dritten Tage auferstanden von den Toten'."

Welch große Bedeutung der Abhandlung über die Auferstehung Jesu zukommt, erhellt schon daraus, daß sie weit über den deutschen Sprachkreis hinaus Verbreitung fand: das Büchlein erschien in englischer, schwedischer und finnischer Übersetzung. Als seine Ergänzung dienen: „Die Quellen der Auferstehungsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Schauplatzes der Erscheinungen" (Festschrift zur Feier der fünfundzwanzigjährigen Lehrtätigkeit von Professor Conrad v. Orelli „Aus Schrift und Geschichte", 1898), „Der dritte Tag als Datum der Auferstehung Jesu" und: „Das Zeugnis des Apostels Paulus von der Auferstehung Jesu" (die letzteren in „Bibelglaube und Bibelforschung", 1909).

Einen wertvollen Dienst hat Riggenbach der Theologie und der Gemeinde auch durch die Erklärung einiger Gleichnisse geleistet. Die Gleichnisse „vom ungerechten Haushalter" (Luk. 12, 1 ff.) und „von den beiden ungleichen Söhnen" (Matth. 21, 28 ff.) behandelte er in den „Theologischen Abhandlungen" zu Adolf Schlatters siebenzigstem Geburtstag (1922). Im Jahr darauf veröffentlichte er in der „Neuen kirchlichen Zeitschrift" einen „Beitrag zum Verständnis der Parabel vom arbeitenden Knecht" (Luk. 17, 7—10) und 1926 in der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung" „Das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus in religionsgeschichtlicher Beleuchtung". Diese Erklärungen der Gleichnisse sind Musterbeispiele dafür, daß sich auch die schwierigsten Stoffe allgemein verständlich behandeln lassen. Und darin lag ja eine besondere Gabe Riggenbachs.

Gegen Ende seines Lebens hat sich Eduard Riggenbach viel mit der christlichen Hoffnung beschäftigt. Das letzte Buch der Bibel zog ihn immer stärker an. Die gewaltigen Gesichte der Offenbarung bauten sich seinem inneren Auge wie das Relief einer von Stufe zu Stufe

höher emporsteigenden Landschaft auf. Er war dem „System" des Apokalyptikers auf der Spur. Und doch genügte ihm die schon erlangte Erkenntnis nie. Unermüdlich hat er mit den Problemen der Offenbarung des Johannes gerungen. Diese Frucht seiner Bemühungen kam der Nachwelt freilich nicht mehr zugute. Nur zwei kleine, bei Heinrich Majer, Basel, erschienene Schriften zeigen, wie nüchtern und glaubenstief zugleich er über die „letzten Dinge" urteilte: „Die Bedeutung der Offenbarung Johannis für die Gegenwart" (1926) und „Die hoffende Gemeinde". Riggenbach schloß die letztgenannte Darbietung mit den Worten: „Wollen wir unserer Hoffnung froh und getrost werden, dann müssen wir allen Fleiß daran wenden, fest verbunden zu sein mit dem Vater, der durch Jesus Christus uns mit sich selbst versöhnt hat und durch seinen Geist uns beständig im Glauben erhält."

Auf dem Gebiet der literar- und textkritischen Forschung galten die ersten Publikationen Riggenbachs der Untersuchung der letzten Kapitel des Römerbriefs. Schon im Jahre 1892 erschienen in den „Neuen Jahrbüchern für deutsche Theologie" zwei Abhandlungen: „Die Adresse des 16. Kapitels des Römerbriefs" und „Die Textgeschichte der Doxologie", Röm. 16, 25—27. In der ersten der beiden Schriften bekämpft er die Hypothese, daß das 16. Kapitel des Römerbriefs ein nach Ephesus gesandter Brief sei und trat dafür ein, daß auch das 16. Kapitel zum ursprünglichen Bestand des Römerbriefs gehört habe. Den Ausführungen zur Doxologie rühmte Professor Schrenk in Zürich nach: „Diese umsichtige, überaus gelehrte Arbeit hat dauernden Wert. Th. v. Zahn hat in seiner Einleitung in das Neue Testament mit diesen Bausteinen ergiebig gearbeitet." In dasselbe Gebiet gehört die gleichfalls in den „Neuen Jahrbüchern für deutsche Theologie" erschienene Schrift: „Die Kapitelverzeichnisse zum Römer- und zum Hebräerbrief im Codex Fuldensis der Vulgata". Professor Gregory schrieb darüber: „Haben Sie vielen Dank für Ihren Artikel über die Kapitelverzeichnisse zum Römer- und Hebräerbrief. Es freut mich sehr, daß

Sie so scharf aufpassen, um das Zeugnis über das Ende des Römerbriefs zusammenzubringen." Noch stärkere Beachtung fand die im Jahre 1903 erschienene Arbeit: „Der trinitarische Taufbefehl, Matth. 28, 19, nach seiner ursprünglichen Textgestalt und nach seiner Authentie untersucht". Es handelte sich hier um die Frage, ob Eusebius im Text des Matthäus schon vor oder erst nach dem Konzil von Nicäa die dreiteilige Formel gelesen habe. Riggenbach kam dabei zu dem Ergebnis, daß der Text des Taufbefehls, wie er bei uns im Evangelium des Matthäus steht, bis hinauf zum Anfang des 2. Jahrhunderts verfolgt werden könne.

Aus den umfangreichen Studien, die Professor Riggenbach in seinen letzten Lebensjahren zur Auslegung der Johannesbriefe betrieben hat, ist eine Schrift herausgewachsen, die seine Arbeitsweise besonders deutlich kennzeichnet. Es ist das „Comma Johanneum", erschienen nach dem Tode des Verfassers in den „Beiträgen zur Förderung christlicher Theologie". In der Vorbemerkung zu diesem posthumen Werk schrieb Professor Heinzelmann: „Riggenbach selber hat diese Untersuchung als völlig druckfertig bezeichnet; sie erscheint daher auch genau so, wie er sie seinem Sekretär diktierte; seine Gattin und seine Tochter haben mit dem Unterzeichneten nur die Korrektur überwacht." Dazu bemerkte Professor Alt: „Es ist gewiß ein seltener Fall, daß aus dem Nachlaß eines Forschers eine Arbeit so ganz ohne alle Zutat und so ganz fertig erscheinen kann, ohne daß man beim Lesen irgendwo den Eindruck bekommt, hier hätte der Verfasser gewiß noch abändern, hinzufügen oder streichen wollen". Es handelt sich in dieser Untersuchung nicht mehr um die während geraumer Zeit vielumstrittene Frage nach der Echtheit des Comma Johanneum, d. h. der Stelle 1. Joh. 5, 7. 8. Dieses Problem konnte bereits als gelöst gelten. Dagegen bedurfte die Frage der Entstehung dieses Texteinschubs und der Geschichte seiner Verbreitung noch einer weiteren Aufklärung. Diese hat der Verfasser in gründlichster Weise gegeben. Dies bezeugt Ad. Schlatters Lob: „Welche Klarheit, welche Akribie bis ins kleinste

Detail! Aus der formalen Behandlung der Sache habe ich fast noch mehr gelernt als aus der materialen." Die gediegene Arbeit*) führte zu dem Ergebnis, daß die Deutung von 1. Joh. 5, 8 auf die Trinität eine Vorstufe zur Entstehung der Interpolation wurde, die am Ende des 4. Jahrhunderts zuerst in Spanien auftauchte und dort um das Jahr 300 entstanden sein mag.

Wie das Comma Johanneum aus den Vorstudien zu den Johannesbriefen, so wuchs aus den umfangreichen Vorarbeiten zum Hebräerbrief eine für die Geschichte der Auslegung höchst wertvolle Abhandlung hervor. Es ist das grundgelehrte Werk, das Riggenbach der theologischen Fakultät in Greifswald als Dank für die ihm von dort verliehene Doktorwürde widmete: „Historische Studien zum Römerbrief, I. Teil, die ältesten lateinischen Kommentare zum Hebräerbrief, ein Beitrag zur Geschichte der Exegese und zur Literaturgeschichte des Mittelalters", erschienen 1907 in den „Forschungen zur Geschichte des neutestamentlichen Kanons und der altchristlichen Literatur", herausgegeben von Theodor v. Zahn. Über diese durchaus selbständige, hervorragende Arbeit urteilte Professor Schrenk in einem Vortrag zu Zürich: „Unter reicher Verwendung von handschriftlichem Material werden hier die Arbeiten von Alkuin, Claudius von Turin, Hrabanus Maurus, Walafrid Strabo, Smaragd von St. Mihiel und die ihnen vorliegenden Quellen untersucht. Am bedeutendsten sind die scharfsinnigen und auf Grund eingehender Analyse jener Kommentare und Homilien ausholenden Untersuchungen über Haimo von Auxerre und Remigius. Hier wird durchaus Neubruch geleistet, schwierigste Probleme der mittelalterlichen Literaturgeschichte werden

*) Dom Bernhard Capelle, der gelehrte Abt der Benediktinerabtei auf dem Mont-César in Löwen, schrieb in den „Recherches de théologie ancienne et médiévale": „Il était difficile d'exposer plus clairement les faits connus et de les juger plus sainement. L'origine latine de la célèbre interpolation ne fait plus de doute...". (Es wäre schwierig, die bekannten Tatsachen klarer darzustellen und sie gesunder zu beurteilen. Der lateinische Ursprung der berühmten Interpolation steht jetzt außer Zweifel.)

hier angefaßt. Welche Unsumme von Kollationen und Exzerptarbeit, die er bis ins einzelne beaufsichtigen mußte, hier nötig gewesen ist, das kann nur der ahnen, der je einmal Ähnliches geschaffen hat. Daß aber hier ein Blinder an der Arbeit ist, das merkt man höchstens daran, daß ihn seine Fessel zu noch größerer Gründlichkeit und Ausführlichkeit anspornt. Genaueste Bestandaufnahme und Katalogisierung liegt zugrunde, und das Hin- und Herwenden der Probleme kann nicht gewissenhafter geschehen. Wohl möchte man sagen, wäre doch Riggenbach mit dieser Akribie über einen noch wichtigeren Stoff gekommen, denn der Gewinn für die Auslegung des Hebräerbriefs selbst ist schließlich nicht so groß. Größer ist derjenige für die Kenntnis mittelalterlicher Literatur. Aber was er einmal aufgenommen, das führte er mit zähestem Willen durch. Ferner hat man den Eindruck, daß sich hier seine kritisch untersuchende Anlage voll auswirkt, die beim Neuen Testament selbst durch seine Frömmigkeit in den Schranken der Apologetik gehalten wurde. Seit jener Arbeit hat sich die Anerkennung gefestigt, die Riggenbach von seiten der Patristiker, wie Theodor v. Zahn, Alexander Souter und Dom Germain Morin, mit denen er in freundschaftlichen Beziehungen stand, zuteil wurde. Sie sahen ihn jetzt als einen der Ihren an." Mit welcher Begeisterung diese Arbeit Riggenbachs in den besonders philologisch interessierten Kreisen aufgenommen wurde, das wird deutlich, wenn man liest, daß Eberhard Nestle die eingehende Besprechung des Werkes des blinden Forschers mit den Worten einleitete: „‚Und neues Leben blüht aus den Ruinen', möchte man ausrufen, wenn man sieht, welch erfreuliche Tätigkeit gegenwärtig der lateinischen Literatur des Mittelalters, speziell der theologischen, zugewendet wird."

Wie Professor A. Schlatter, so hat auch Eduard Riggenbach die Geschichte des Judentums zum besseren Verständnis des Neuen Testamentes herangezogen. Seine Schriften: „Die Einnahme Jerusalems und die sogenannten Psalmen Salomos" (1898), sowie „Das Judentum zur Zeit Hadrians" (1899) und „Auf den Trümmern Jerusa-

lems" (1923) sind nicht nur für die christliche Gemeinde, sondern auch für die theologischen Fachgenossen höchst wertvoll.

Daß von Professor Riggenbachs Predigten — den mündlich vorgetragenen, wie von den durch Druck verbreiteten — ein reicher Segen ausging, haben wir bereits gesehen. War eine Predigt von ihm in der Buchhandlung zu haben, so griffen hundert Hände nach ihr. So kam es, daß viele seiner Predigten einzeln im Druck veröffentlicht wurden, abgesehen von denen, die in den beiden Bänden zusammengefaßt sind, deren erster 1904 und deren zweiter nach seinem Heimgang 1928 erschien. Der „Christliche Volksfreund", die „Basler Missionsbuchhandlung" und die „Evangelische Gesellschaft in St. Gallen" haben sich um die Herausgabe und Verbreitung dieser Predigten große Verdienste erworben.

Seit 1910 enthielt der weit verbreitete „Neukirchener Kalender" alljährlich zwei, 1927—1929 je drei Andachten aus Riggenbachs Feder. Diese Andachten tragen alle erkennbar Riggenbachs Gepräge: solide biblische Begründung, gesunde Frömmigkeit, sittliche Abzweckung.

Auch viele der von Riggenbach gehaltenen Vorträge, die biblische oder geschichtliche Themata, sowie Gegenstände aus der Äußeren oder Inneren Mission behandeln, erschienen im Druck, desgleichen biographische Berichte und Gedächtnisreden, in denen die scharfe Beobachtung Riggenbachs und seine feine Charakterzeichnung hervortreten. Es ist eine umfangreiche Literatur, die wir von seiner Hand in den Basler Zeitungen, in reichsdeutschen und schweizerischen Kirchenblättern, namentlich in dem früher in Basel, jetzt in Zürich erscheinenden „Kirchenfreund" finden.

Eine bedeutsame Stelle in der literarischen Arbeit Riggenbachs nehmen die Besprechungen der wissenschaftlichen Werke seiner Fachgenossen ein. Er beschränkte sich dabei im wesentlichen auf die Gebiete, in denen er Meister war: Ausgaben des Neuen Testamentes, Textkritik, neutestamentliche Chronologie, patristische Exegese, Judentum, Leidens- und Auferstehungsgeschichte, Johannesevangelium,

Hebräerbrief, Paulus, Jakobus und Apokalypse. Trotzdem erschienen nicht weniger denn 248 Rezensionen im „Basler Anzeiger", in der „Basler Zeitung", in den „Basler Nachrichten", im „Kirchenfreund", in der „Reformation", in der „Reformierten Kirchenzeitung", namentlich aber im „Theologischen Literaturbericht" und im „Theologischen Literaturblatt". Er arbeitete, wie dies bei ihm nicht anders zu erwarten war, die ihm zur Besprechung vorgelegten Bücher gründlich durch, und manche seiner Rezensionen gestalteten sich unter seiner Hand zu wertvollen wissenschaftlichen Ausführungen. Bei dieser Arbeit kam ihm seine große Belesenheit und sein sicheres Urteil sehr zustatten. Mitunter fielen die Besprechungen ziemlich streng aus. So schrieb er einmal über die Arbeit eines deutschen Universitätsprofessors: „Das Bestreben des Verfassers, die Geschichte Jesu von jüdischen Voraussetzungen aus zu begreifen, ist durchaus anerkennenswert, und es fehlt auch nicht an einzelnen anregenden Bemerkungen. Im ganzen aber ist leider die Darlegung mit so viel ungenauen Beobachtungen, unrichtigen Feststellungen und unzutreffenden Schlußfolgerungen belastet, daß die Ergebnisse nicht haltbar erscheinen. Der Raum gestattet nicht, das im einzelnen nachzuweisen. Wir möchten aber den Verfasser bitten, in Zukunft seine Ergebnisse sorgfältiger zu prüfen, ehe er sie der Öffentlichkeit übergibt." — Daß er aber bei aller Strenge seiner Kritik die Linie der Gerechtigkeit nicht verließ, zeigen die Schlußsätze einer sehr eingehenden Rezension über D. Chwolson: „Das letzte Passahmahl Christi". Sie lauten: „Wie die Besprechung im Jahre 1894 hat sich auch die vorliegende gegenüber Chwolsons Erklärung wesentlich ablehnend verhalten müssen. Um so mehr ist es mir ein Bedürfnis, mit Dank hervorzuheben, wieviel ich aus dem inhaltreichen Buche gelernt habe. Es ist mit so umfassender Kenntnis der Literatur und Kultur des späteren Judentums geschrieben, daß man eine reiche Ausbeute von Erkenntnissen und Anregungen aller Art daraus gewinnen kann. Allen, denen an einem gründlichen Verständnis der neutestamentlichen Zeitgeschichte gelegen

ist, muß diese Lektüre aufs angelegentlichste empfohlen werden." So waltete über dieser Rezensionsarbeit eine ruhige,nüchterne Sachlichkeit.

Überblicken wir noch einmal die gesamte literarische Leistung Eduard Riggenbachs und erinnern wir uns dabei, daß sie der großen Hemmung der Blindheit abgerungen, durch die peinlichste Zusammenarbeit mit den von ihm immer geleiteten und kontrollierten Helfern ermöglicht werden mußte, dann staunen wir über die Exaktheit, die sich hier mit emsigem Fleiß verbunden hat, und über die innere Klarheit eines Geistes, der die Dinge sich ordnete, deren er nie ansichtig wurde. Was ihn aber innerlich dazu anspornte, war seine Verbindung mit der Welt Gottes.

Professor G. Schrenk hatte recht, wenn er den Nachruf, den er bei der Bestattungsfeier Riggenbachs hielt, unter das Wort stellte: „Ein Schriftgelehrter, geschult für die Himmelsherrschaft."

Die Arbeitsmethode

Und nun werfen wir einen Blick in Riggenbachs Studierzimmer. Werkstätten, in denen etwas geschafft wird, gehören stets zu den interessantesten Räumen, sie spiegeln meist allerlei von dem Charakter und den Arbeitsmethoden dessen wieder, der in ihnen sein Wesen hat. Riggenbachs Arbeitszimmer lag in der Langen Gasse, in einem Villenviertel, in dem man von dem Lärm der belebten Handelsstadt nicht gestört wird. Das schönste Zimmer im ersten Stock des geräumigen Hauses Nr. 13 bildete seine Arbeitsstätte. Durch drei mächtige Fenster flutete eine Fülle von Licht in den hohen Raum. In aller Morgenfrühe grüßte durch die beiden nach Osten gelegenen Fenster die Sonne herein. Spürte er ihren wärmenden Strahl, so konnte er sagen: „Die liebe, liebe Sonne!" Vom Fußboden bis zur Decke hinauf reichten die Bücherregale; sie ließen — abgesehen von der Türe und den Fenstern — nur Raum für einige Bilder, die die Wände

schmückten: Luther, Calvin, Professor Schnell, Riggenbachs Vater und sein Bruder Louis. Hoch oben, fast an der Decke, stand eine Uhr, die alle Viertel schlug. Er hatte sie von seinen Eltern erhalten, weshalb sie ihm besonders ans Herz gewachsen war. Obgleich man ihr nur schwer beikommen konnte, zog er sie regelmäßig selbst auf — ein Meisterstück von Akrobatik für einen Blinden. Die übrige Einrichtung des Zimmers war zweckdienlich und behaglich: ein Sekretär, zwei Kommoden, verschiedene Schränkchen, ein Schreibtisch, ein Tischchen für die Schreibmaschine, eine Chaiselongue, ein Fauteuil und einige Sessel bildeten das Mobiliar.

Die Bibliothek wuchs von Jahr zu Jahr stark an. Es gehörte schließlich eine große Kunst dazu, noch ein Plätzchen für ein neues Büchergestell ausfindig zu machen. Das Wachstum der Bibliothek brachte es mit sich, daß sie nicht streng nach den einzelnen Disziplinen geordnet war. Wenn neue Bücher auf den alten Regalen keinen Platz mehr fanden und man weitere Büchergestelle herbeischaffen mußte, konnte man nicht die ganze Bibliothek umgestalten, ließ vielmehr die bisherige Ordnung bestehen; immerhin sorgte man dafür, daß die fachlich zusammengehörigen Bücher auch räumlich beisammen waren. So herrschte doch eine klare, feste Ordnung in der Bibliothek. Die Mappen mit den Broschüren waren geradezu peinlich geordnet.

In seiner Bibliothek war Professor Riggenbach völlig zu Hause. Er wußte ganz genau, wo jedes Buch stand und wo diese oder jene Broschüre zu finden war. Die Bücher erkannte er an der Größe oder am Einband. Weniger leicht unterscheidbare Bände wurden in einen Papierumschlag eingehüllt, mit einem „Röckchen" versehen, um sie erkennbar zu machen. So war er jederzeit imstande, irgendein Buch aus seiner Bibliothek zu holen. Einer seiner früheren Sekretäre erzählt: „Im Jahre 1925 wurde ich von Frankfurt a. M. zum fünfzigjährigen Jubiläum meiner alten Gemeinde Emmishofen gebeten. Dort traf ich mit Riggenbach zusammen: er hielt als Vertreter des

Evangelisch-kirchlichen Vereins die Festpredigt, während ich einen geschichtlichen Rückblick gab. Im selben Jahr besuchte ich ihn in Basel und besprach mit ihm meine Arbeit über die „Geistlichen Briefe", um deren Herausgabe ich gebeten worden war. Mit jugendlicher Elastizität sprang er, während wir nach dem Essen unten zusammensaßen, mehrmals die Treppe hinauf, um mir ein Buch zu holen, das mir in dieser oder jener Frage Aufschluß geben konnte. Als ich bei ihm im Studierzimmer saß, stand er plötzlich auf und griff nach einem Sammelwerk aus seiner Bibliothek. Sofort hatte er den betreffenden Band und reichte ihn mir mit den Worten: „Auf Seite 248 werden Sie etwas darüber finden." — Stand ein Buch auf einem der hochgelegenen Bretter, so benützte er eine zusammenklappbare Bockleiter, die er selber hin und her trug. Oft sah man ihn, wie er — mit einem Fuß auf dem letzten Trittbrett stehend — eine Broschüre oder ein Buch von der obersten Reihe herunterholte. Die Sicherheit, mit der Riggenbach jedes Buch aus seiner Bibliothek herausfinden konnte, ist um so erstaunlicher, als seine Büchersammlung viele Hunderte von Bänden enthielt; schrieb doch ein deutscher Professor, dem ein Einblick gestattet wurde: „Die Reichhaltigkeit der Bibliothek des Herrn Professors hat mir einen tiefen Eindruck gemacht und mir die Vielseitigkeit dieses Gelehrten deutlich vor Augen geführt." — Auf den Wunsch Riggenbachs sollten nach seinem Tode die Bücher an seine näheren Freunde, sowie an die Basler Universitätsbibliothek und sonstige wissenschaftliche Institute verteilt werden. Bei dieser Verteilung half der Witwe ein langjähriger Freund Riggenbachs, der sich gewaltig über die reichen Schätze wunderte, die da zutage kamen, noch mehr aber darüber, wie es möglich war, daß ein blinder Mann aus dieser Fülle heraus jedes Buch finden konnte.

Als Eduard Riggenbach nach seiner Erblindung die Arbeit wieder aufnehmen konnte, versuchte er, sich der Braille'schen Blindenschrift zu bedienen. Die starke Anstrengung des Tastsinns wirkte indes so ungünstig auf sein Nervensystem ein, daß er auf die Benützung der

Blindenschrift so gut wie ganz verzichten mußte. Nur beim Erlernen des Hebräischen hat er später noch einmal davon Gebrauch gemacht, indem er sich selbst aus den Braille'schen Schriftzeichen ein entsprechendes Alphabet zusammenstellte. Auch davon ist er jedoch nach Verlauf eines Jahres wieder abgekommen, da er bemerkte, daß er zum Auswendiglernen hebräischer Texte nicht mehr Zeit brauche als zur Übertragung in die Brailleschrift. Einen erst viel später unternommenen Versuch mit dem Brailledruck des griechischen Neuen Testamentes hat er wegen der mit dem Lesen verbundenen Anstrengung des Tastsinns sehr rasch wieder aufgegeben. Die Nerven Riggenbachs waren hierauf nicht eingestellt, obgleich sie sonst sehr viel ausgehalten haben. So stand ein Teil des griechischen Neuen Testaments in Blindenschrift unbenutzt auf dem Bücherbrett. Dann und wann wurde der Band aber doch hervorgeholt. So auch bei einem Besuch, den der berühmte Philologe Friedrich Wilhelm Blaß bei Riggenbach machte. Man sprach über griechische Texte. Da sagte Riggenbach: „Herr Professor, ich besitze einen griechischen Text, den Sie nicht lesen können." Der Gelehrte war darüber etwas betroffen und schüttelte ungläubig das Haupt. Da gab ihm Riggenbach den griechischen Brailleband in die Hand. „Den Text kann ich allerdings nicht lesen," erwiderte Blaß mit Lachen.

Vom Jahre 1901 ab bediente sich Professor Riggenbach einer Schreibmaschine, wie Sehende sie gebrauchen, namentlich zur Erledigung seiner ausgedehnten Korrespondenz. Für wissenschaftliche Zwecke war allerdings die Maschine so gut wie gar nicht zu verwenden. Er selbst sagte darüber: „Nicht nur fällt es mir leichter, schwierigere Gedankengänge zu diktieren, weil ich dabei nicht durch die Achtsamkeit auf technische Funktionen abgelenkt werde, sondern es hängt das auch mit dem Inhalt meiner wissenschaftlichen Betätigung zusammen. Ich kann selten größere Zusammenhänge schreiben, ohne die Anschauungen anderer Schriftsteller berücksichtigen und Zitate heranziehen zu müssen, was nicht ohne die Hilfe Sehender geschehen kann. Auch muß ich meinen

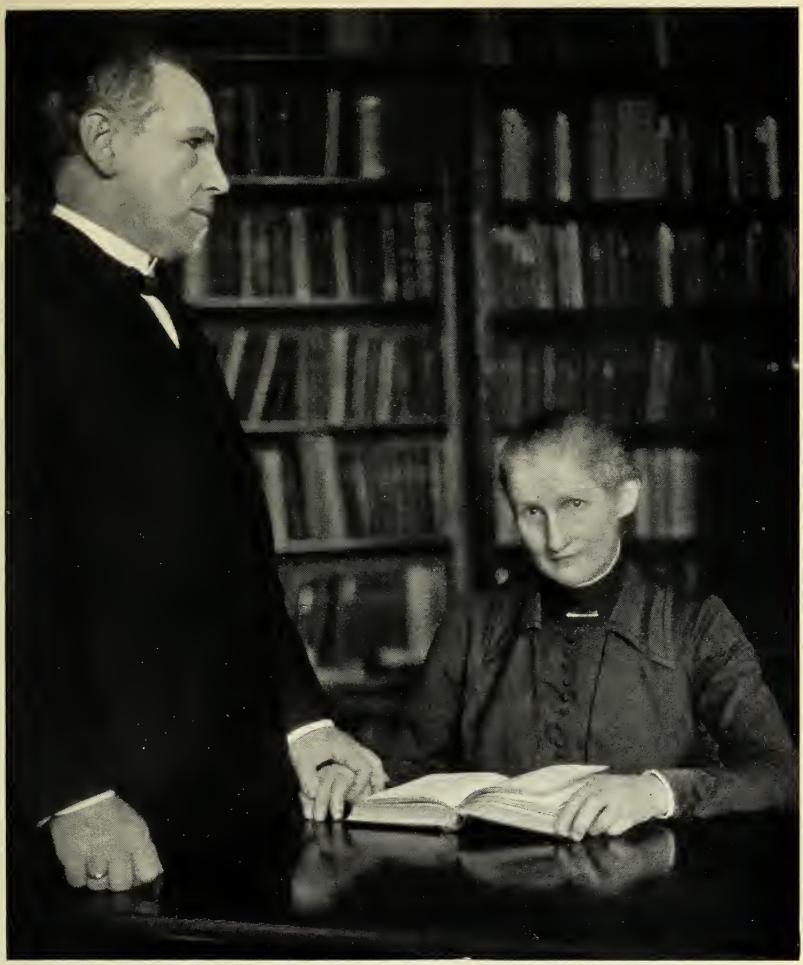
Ausführungen häufig griechische und hebräische Wörter anfügen, was mit der Schreibmaschine nicht leicht möglich ist. So bleibt die Maschine bei mir dem Privatgebrauch vorbehalten." — Die guten Dienste, die ihm seine Schreibmaschine leistete, bestimmten Riggenbach, einem Studienfreund, dessen Augenlicht immer mehr abnahm, dringend anzuraten, sich auch der Maschine zu bedienen. Dieser wollte lange nicht, war dann aber später dem treuen Freund um so dankbarer für seine wertvolle Anregung.

Für seine Berufsarbeit war Riggenbach auf fremde Hilfe angewiesen. Junge Theologen liehen ihm die Augen. Amanuenses oder Sekretäre nannte man sie. Es waren Schweizer, Reichsdeutsche, Deutschrussen; einmal tat auch ein Armenier die Arbeit. Einfach war dieser Dienst nicht gerade. „Ich glaube," schrieb einer dieser Kandidaten der Theologie an einen Studienfreund, „daß Du es verstehen wirst, daß es für mich zwei schwere Jahre waren; denn ich war und bin es auch bis zum heutigen Tage nicht, was man einen Mann der Wissenschaft nennt. Harte Bretter zu bohren war durchaus nicht meine Spezialität. Einige Fächer interessierten mich sehr, andere waren mir schrecklich, ganz besonders die griechische Grammatik, welche Herr Professor mit mir von A bis Z durchnahm." So hatte der gute Professor an seinen Sekretären manches zu tragen. Jedes Jahr einen andern jungen Mann um sich zu haben, der sich erst einarbeiten mußte, der mit ungeschickten Händen und Augen die Stellen in den Büchern nachschlug, und der die Schrift seiner Vorgänger in den Kollegienheften nur mühsam entziffern konnte, das war eine große Geduldsprobe. Und doch durfte der Gelehrte kaum hoffen, einen Sekretär zu finden, der die Geheimsprache der Textkritiker ohne weiteres beherrschte. So mußte er so ziemlich mit jedem neuen Jahr seinen Helfer mühsam anlernen, und wenn man dann im besten Zuge war, schlug die Trennungsstunde. Dazu kam die große Verschiedenheit der Individualitäten. Der eine war ein exakter junger Mann, der so präzis kam, daß die Bewohner der Langen Gasse ihre Uhren

nach ihm richten konnten, der andere ein Mann voll Geist und Feuer, der sich aber um Dinge, die er für Kleinigkeiten hielt, nicht kümmerte. Zur Abwechslung kam auch einmal einer, der von Europens übertünchter Höflichkeit nicht viel wissen wollte; wieder einer schlief im Hochsommer beim Vorlesen ein und erwachte an seinem eigenen Schrei: „Badanstalt!" Aber in einem Stück waren sie gleich: sie schätzten und liebten ihren Professor. Nicht nur einer hat bekannt: „Wie gerne hätte man doch dem verehrten Lehrer seine Augen gegeben; denn es war eine mühsame Sache, sich Jahr für Jahr an die Stimme und Eigenart eines Amanuensis gewöhnen zu müssen."

Die Arbeit war streng geregelt. Beim Frühstück las Frau Professor die Morgenpost vor. Punkt acht Uhr kam Riggenbach in sein Studierzimmer. Der Amanuensis vermittelte ihm zuerst das Wichtigste aus der Zeitung. Das mußte bis spätestens achteinhalb Uhr erledigt sein. Dann kamen die wissenschaftlichen Arbeiten an die Reihe. Um zehn Uhr gab es für den Herrn Professor und seinen Helfer eine kräftige Fleischbrühe. Nachher wurde weitergearbeitet bis zwölf Uhr. Um vierzehn Uhr ging's wieder ans Werk bis zur sechzehnten Stunde. Dann kam man im Eßzimmer zusammen zum Tee. Der Sekretär durfte dabei an dem gemütlichen Familienleben teilnehmen und konnte sehen, wie glücklich der gestrenge Herr mit Frau und Kindern war. Darauf folgten ernste Arbeitsstunden bis neunzehn Uhr. Nach dem Abendessen trat Professor Riggenbachs beste Sekretärin, die Frau Gemahlin, zur Arbeit an. Man las die Missionszirkulare, erledigte die Arbeiten, die eine gute Kenntnis der englischen oder französischen Sprache voraussetzten, und führte alles zu Ende, wozu am Tage die Zeit nicht gereicht hatte. Darüber konnte es freilich sehr oft zwei bis zweieinhalb Uhr nachts werden.

Bei seiner Arbeit ließ sich Riggenbach von festen, wohlüberlegten Grundsätzen leiten. Wissenschaftliche Publikationen las er nicht sofort zur Zeit ihres Erscheinens, sondern dann, wenn sie sich in den Rahmen seiner Gesamtarbeit einfügten, mit andern Worten, er las



Phot. A. Teichmann, Basel

Eduard Riggenbach mit seiner Gattin 1914

ein neues Buch erst dann, wenn er durch seine Vorlesungen oder durch literarische Arbeiten dazu veranlaßt wurde, sich mit dessen Inhalt zu beschäftigen. Bei besonders wichtigen Werken machte er selbstverständlich Ausnahmen. In der Regel wurde ein Buch nur einmal, dafür aber desto gründlicher gelesen.

Die Hauptarbeit des Amanuensis war das Vorlesen. Während des Vorlesens arbeitete es merkbar im Gesicht des allezeit gespannt aufhorchenden Professors. Er ging dabei — oft gestikulierend — im Zimmer auf und ab, ohne jemals anzustoßen, so daß man darüber ganz vergaß, daß ihm das Augenlicht fehlte. Es wurde im allgemeinen sehr schnell gelesen, da Riggenbach die Gabe ungewöhnlich rascher Auffassung hatte. Kam aber der Vorleser zu sehr in die Hast hinein, so konnte es plötzlich heißen: „Halt, halt!" Wenn ihm etwas besonders gut gefiel, rieb er sich vergnügt die Hände, rief wohl auch dazwischen: „Famos, ganz famos! Noch einmal dieses flotte Zitat aus Kant!" Über manche Theorien und Spekulationen konnte er herzlich lachen und fragen: „Herr Kandidat, was sagen Sie dazu?" Es ging also nicht eintönig, sondern recht lebendig im Studierzimmer des Herrn Professors zu. — Wenn während der Arbeit Bücher benötigt wurden, so entnahm sie Professor Riggenbach immer selbst seiner Bibliothek, nur die Lexika, die für ihn in erreichbarer Nähe standen, holte der Amanuensis vom Bücherbrett. Bei geographischen Studien, namentlich bei Arbeiten für die Mission, ließ er sich die Finger auf die gewöhnliche Landkarte legen, so daß er über Lage und Entfernung der einzelnen Orte sich selbst ein Urteil bilden konnte.

Bei der Durcharbeitung von Büchern wurden wichtige Stellen, historische Notizen, Bemerkungen zur Auslegung einer Bibelstelle, Literaturnachweise usw. sofort als Randbemerkungen in die Kollegienhefte eingetragen oder, wenn dies nicht anging, auf fliegende Zettel geschrieben. Auf diese unscheinbaren Papierfetzen lud man so die auch aus fernliegendster Lektüre gewonnenen Güter gewissermaßen vorläufig ab, um sie dann später an passenden Stellen in den großen

Speichern der schriftlich festgelegten Einzelstudien zu verstauen. Es war stets eine zeitraubende, aber keineswegs unfruchtbare Arbeit, solch aufgelaufene Merkzettel zu verarbeiten, die einzelnen Angaben noch einmal durchzuprüfen, um sie dann mit einer anerkennenden oder ablehnenden Bemerkung der entsprechenden Sammelstelle einzufügen. Diese Sammelkataloge enthielten Josephuszitate, Notizen zur Johannesliteratur oder Bemerkungen zur Bergpredigt, zu den Gleichnissen Jesu usw. Mit unüberbietbarer Genauigkeit mußte der Verfasser, der Titel, die Auflage und die Seitenzahl des Buches vermerkt werden. — Einem ähnlichen Zwecke dienten die häufig von Riggenbach diktierten Inhaltsangaben und Auszüge aus dem Lesestoff. Dabei trat seine Gabe, weit ausholende Gedankengänge kurz und prägnant zusammenzufassen, oft geradezu glänzend in die Erscheinung. — Da der blinde Gelehrte auf den Dienst der verschiedenen Sekretäre, die ihm das Auge zu ersetzen suchten, angewiesen war, so bedurfte es dieses sorgfältig erwogenen, ja man kann fast sagen raffinierten Systems, um die Erträge seiner Arbeit zu sichern. — Galt es nun, etwas Neues zu schaffen, so mußte der Amanuensis die einschlägigen Sammelstellen mit ihren vielgestaltigen Notizen in den Büchern nachschlagen. Dann kam die Gruppierung des Stoffes, wobei der Farbstift fleißig in Tätigkeit trat. Erst wenn die letzten zum Thema gehörigen Splitter herbeigeschafft waren und alles in strenger Disposition geordnet dastand, konnte das eigentliche Diktat beginnen.

Einen noch genaueren Einblick in Riggenbachs Arbeitsweise als Gelehrter und Forscher gewinnen wir durch einen Bericht von Professor Debrunner, der ihm in den Jahren 1903 und 1905 für einige Wochen als Sekretär zur Seite stand: „Für das Zahn'sche Kommentarwerk hatte er die Erklärung des Hebräerbriefs übernommen, und da es zu den Grundsätzen dieser Sammlung gehört, die ältesten griechischen und lateinischen Kommentare heranzuziehen, fing er systematisch mit diesen an. Bei den Griechen war es einfach: Chrysostomus galt allgemein als der älteste erhaltene Kommentar. So

wurden die Homilien des Chrysostomus vorgenommen, die Einzelerklärungen gewissenhaft auf den ‚Käszetteln'*), deren immer eine Menge in der Schublade lagen, gebucht und zur Erholung die seitenlangen paränetischen Schlüsse der einzelnen Predigten schmunzelnd (weil nichts zu exzerpieren war!) vorgelesen und — angehört. Als man zu den übrigen griechischen Erklärern weiterging, ergab sich bald, daß die Herren Theodoret, Oekumenius usw. nichts Neues zur Exegese beitrugen, also künftig diese alten Folianten beiseite gelassen werden konnten. Aber eines plagte Riggenbach immer noch, er hätte zu gerne von den als verloren geltenden Erklärungen des Origenes etwas gefunden. So suchte er in den ‚Katenen', dem kunterbunt gemischten Sammelwerk aus verschiedenen Erklärern, nach Origenesstücken; ja, er kaufte sich sogar das vollständige Werk. Aber seine Hoffnungen erfüllten sich leider nicht. — Um einen Überblick zu bekommen, wurden zunächst die Kommentare nur ein Stück weit durchgearbeitet. So ging es bald weiter zu den lateinischen. Aber da war guter Rat teuer; in den Handbüchern herrschte große Unsicherheit darüber, welcher Kommentar der älteste sei. Niemand hätte es Riggenbach übelnehmen können, wenn er bei dieser Sachlage diese Werke nur nebenher eingesehen hätte, zumal da, wie er bald erkannte, das meiste doch aus einer lateinischen Übersetzung der Homilien des Chrysostomus stammte. Aber sein Forschertrieb ließ ihm ein solches Verfahren nicht zu. So las man Primasius, Haimo, Alkuin, Hrabanus Maurus und wie sie alle heißen. Und immer sonderbarere Sachen kamen beim Vergleichen heraus: der ‚Alb.', aus dem Hrabanus Maurus seine Weisheit schöpfte, entpuppte sich als Alkuin (Albinus), Primasius war Haimo usw. Dabei fehlte es nicht an Enttäuschungen; der ‚Ambr.' bei Hrabanus Maurus ergab nicht Reste des sonst nicht bekannten ‚Ambrosiaster' zum Hebräerbrief, sondern entsprang dem Mißverständnis eines Abschreibers, der das ‚Alb.' seiner Vorlage fälsch-

*) Für diese Notizen wurden abgerissene Blätter von Geschäftsempfehlungen, Traueranzeigen usw. verwendet.

licherweise in ‚Ambr.' ‚verbesserte'. Solche spannende Augenblicke gab es damals mehrere, und das Vergnügen über eine Entdeckung war ebenso ansteckend wie die Betrübnis über ungelöste Schwierigkeiten."

Zur Vorbereitung auf die Kollegien ließ sich Riggenbach in den Stunden, die der Vorlesung vorangingen, die handschriftlich geführten Kollegienhefte vorlesen, samt allen Ergänzungen und Nachträgen, die im Laufe der Jahre von den verschiedenen Sekretären eingetragen worden waren. Je nach dem Stoff wurde der Abschnitt noch einmal, nun aber ohne die kleineren Randbemerkungen, durchgelesen, meist auch noch eine knappe Zusammenfassung in Stichworten angefertigt. Das Blatt mit diesen Merkwörtern nahm man auf den Weg mit. In der Regel wurde bis zur letzten Minute fortgearbeitet. Da der Professor aber streng darauf hielt, daß man rechtzeitig zur Universität komme, so wurde meist ein strammes Tempo angeschlagen, ja ein kurzer Laufschritt gehörte nicht zu den Seltenheiten. Trotzdem wurden die Notizen hervorgeholt und durchgearbeitet. Der junge Führer mußte sich dabei sehr zusammennehmen, wenn er bei dem Sturmschritt, den Riggenbach anschlug, neben dem Blick auf den Zettel die Achtsamkeit auf den Weg und damit die Sicherheit für den ihm anvertrauten Gelehrten im Auge behalten wollte. Im Kolleg trug Riggenbach alles frei vor. Von der Aushilfe, längere Zitate durch den Amanuensis vorlesen zu lassen, machte er nur in seltenen Ausnahmefällen Gebrauch. Auf diese Weise erzog er sein Gedächtnis zur Höchstleistung und machte es zu einer schier unerschöpflichen Fundgrube alles Wissenswerten.

Wie sich Riggenbach auf die Predigt vorbereitete, lassen wir ihn am besten selbst erzählen: „Meine Predigten habe ich ursprünglich Wort für Wort im Kopf fixiert, also gleichzeitig meditiert und gedächtnismäßig eingeprägt. Dieses Verfahren erforderte indes außerordentlich viel Zeit, so daß ich es aufgeben mußte. Später diktierte ich meine Predigten vollständig und memorierte sie nachher stückweise.

Dabei machte ich die eigentümliche Erfahrung, daß ich die Predigt durch das Diktieren aus mir herausſetzte und ſie mir — nicht ohne große Mühe — wieder einprägen mußte. Schließlich bin ich dazu gekommen, die Predigten ſorgfältig zu meditieren, mir auch den Wortlaut im allgemeinen zu vergegenwärtigen und ſie dann frei zu halten. Dadurch entgehe ich der Gefahr des monotonen Vortrags, der eine memorierte Predigt ſtets ausgeſetzt iſt, und bewege mich auf der Kanzel mit viel größerer Freiheit und Sicherheit. Dabei habe ich den zu behandelnden Stoff ſo völlig gegenwärtig, daß ich eine gehaltene Predigt nachträglich faſt wörtlich diktieren kann, falls etwa der Druck gewünſcht wird."

Riggenbach ſah ſeine Sekretäre nie als bloß mechaniſche Schreibhilfen an; ſie ſollten geiſtig mitarbeiten, das Für und Wider miterwägen. Es war ihm Ernſt damit, ſie geiſtig weiterzubilden, ſie zu ſich heranzuziehen, ohne ſie bevormunden zu wollen. Wenn er beim Vorleſen unterbrechen mußte, ſo entſchuldigte er ſich in der Regel. Stets war er ausgeglichen und in ſeiner Arbeit keinen Stimmungen unterworfen. Auf dem Weg zur Erledigung von Geſchäften ſuchte er als väterlicher Berater, dem Amanuenſis für ſeine privaten geiſtigen Fragen etwas zu ſein. Daß der Sekretär nicht nur am theologiſchen Kränzchen, ſondern auch gelegentlich an den im Hauſe gegebenen Geſellſchaften teilnehmen durfte, war für denſelben Freude und Ehre und brachte ihm reichen geiſtigen Gewinn. Über alles aber ging es ſeinen Mitarbeitern, daß ſie wußten: wir werden von unſerem Profeſſor auf betendem Herzen getragen.

Man könnte denken, das Wort: „Kein Menſch iſt groß vor ſeinem Kammerdiener", treffe in gewiſſem Sinne auch auf Riggenbach zu. Je länger aber ſeine Helfer bei ihm waren, je beſſer ſie ihn kennen lernten, um ſo mehr wuchs ihre Hochachtung, ihre Verehrung, ihre Liebe zu ihm. Schon einer ſeiner erſten Amanuenſes urteilte: „Er war einer der wenigen, von denen man wirklich ſagen kann: Er war ein ganzer Mann." Und ein anderer ſchrieb: „Wenn ich mir unſer

Zusammensein vergegenwärtige, will es mich bedünken, es sei die wertvollste Zeit meines bisherigen Lebens gewesen." Wieder einer bezeugte: „Je älter ich werde, desto mehr weiß ich es als eine besondere Fügung Gottes zu schätzen, daß ich einige Jahre als Sekretär bei Herrn Professor Riggenbach dienen durfte. Im täglichen Umgang mit ihm hat mein Leben eine bestimmte Richtung und ein bestimmtes Ziel bekommen, dem ich nie mehr untreu werden will." Zum Schluß möge noch das Wort von Dr. N., der im Jahre 1901 sein Amanuensis war, eine Stelle finden: „In jenen Abschlußsemestern meines philologischen Studiums ist mir die Sieghaftigkeit und Freudigkeit eines echten und geschlossenen Christenglaubens nirgends so handgreiflich und beglückend entgegengetreten wie in der Persönlichkeit von Herrn Professor Riggenbach; und der Verkehr, den ich damals je und je in neutestamentlich-philologischen Dingen mit ihm haben durfte, ist mir nicht nur wissenschaftlich wertvoll gewesen, sondern noch viel stärker waren die Impulse, die ich durch ihn für die Festigung des eigenen Glaubenslebens empfangen habe, und dafür danke ich ihm heute noch einmal von ganzem Herzen. Es ist wirklich so: Gerade das, was für Herrn Professor Hemmung und Leiden ausmachte, ist so vielen unter seinen Schülern und Hörern zu ganz besonderer Förderung geworden, weil es eine so lebendige Illustration war für das, was wirklich ‚die Welt überwindet'."

Stellung zu Volk und Vaterland

Das Schweizervolk feiert alljährlich am 1. August mit froher Begeisterung die Gründung der Eidgenossenschaft. Es gibt wohl kaum ein Land von gleicher Größe in Europa, das eine so bunte Mannigfaltigkeit seiner Bevölkerung aufweist wie die Schweiz. Deutschsprechende Alemannen, französische Burgunder, italienisch redende Langobarden, Rätoromanen und Nachkommen der alten keltischen Hel-

vetier und Rauraker sitzen hier auf engem Raum beieinander. Aber sie alle einigt das Band starker Liebe zu ihrem Vaterlande. Glänzend ist hier die Aufgabe gelöst, mit der man im ehemaligen Österreich-Ungarn nicht fertig wurde, und die man in seinen Nachfolgestaaten nicht anrühren kann noch will. Natürlich hat jeder Landesteil seine besondere Geschichte. Vier verschiedene Sprachen mit einer Unzahl von Dialekten werden in der Schweiz gesprochen, und jeder Kanton hält mit Zähigkeit an seiner Mundart fest. In religiösen und politischen Dingen gehen die Anschauungen weit auseinander. Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz der Verhältnisse denken als den, der zwischen den Berg- und Stadtkantonen besteht. Wer aber daraus den Schluß ziehen wollte, die Eidgenossenschaft sei in Gefahr, in einzelne unzusammenhängende Stücke auseinanderzufallen, würde sich gewaltig täuschen. Nein, die Schweizer sind e i n Volk bei aller Verschiedenheit untereinander, verbunden durch die Liebe zur gemeinsamen Heimat. So war es möglich, daß man trotz der stark auseinanderstrebenden Verhältnisse zu einem einheitlichen bürgerlichen Gesetzbuch kommen konnte, und daß sich trotz allem „Kantönligeist" eine fest zusammengeschlossene Wehrmacht bilden ließ. Ja, noch mehr! Was sonst nirgends gelingen wollte, brachte man in der Schweiz zustande: am 3. Septembersonntag feiern sämtliche Konfessionen den Eidgenössischen Buß- und Bettag, der von den 2 320 764 Protestanten und den 1 670 551 Katholiken mit gleicher Strenge gehalten wird.

Am 19. Juli 1929 brachte der „Schwäbische Merkur" einen Artikel über das „Nationalfest der Schweiz", der für die Gesinnung weiter Volkskreise bezeichnend ist. Hier stand zu lesen: „Wieder hat sich nach fünfjähriger Unterbrechung seit Aarau, Gottfried Kellers Ideal von „Vaterlandes Saus und Braus" erfüllt; das große Volksfest der Schweiz, Eidgenössisches Schützenfest geheißen, hat in Bellinzona seinen rauschenden Anfang genommen und wird während fast drei Wochen ununterbrochen seine vaterländischen Freudenwellen ins

Land hinaussenden. Mit diesen Worten ist nicht zu viel, eher viel zu wenig gesagt, denn das Eidgenössische Schützenfest verkörpert tatsächlich alles, was dem Schweizer von alters her zum Inbegriff vaterländischer Gedanken geworden ist: die Zusammengehörigkeit der verschiedenen Volksstämme und deren freies Ausleben in einem Staat; den Wehrgedanken, der im Volksheer, in der allgemeinen Wehrpflicht und der damit verbundenen ständigen militärischen Verteidigungsbereitschaft gipfelt; das menschliche Verbundenheitsgefühl der Bürger aller verschiedensprachigen Teile des Landes, ein tiefes kameradschaftliches Bewußtsein, das aus der Armee und ihrer besonderen Eigenart erwachsen ist... Um im Ausland zu verstehen, wie tief die Begriffe Wehr, Volk und Staat miteinander verbunden sind, muß man sich nur den Triumphzug des eidgenössischen Schützenbanners von Aarau nach Bellinzona vergegenwärtigen. Ein Extrazug führte diese Fahne aus der Stadt des letzten Schützenfestes nach der Hauptstadt des italienisch sprechenden Kantons Tessin. Wo dieser Zug mit dem nationalen Emblem auch durchfuhr, wurde ihm entgegengejubelt. Als der Zug den großen Alpentunnel durchfahren hatte, begannen im ersten tessinischen Orte, Airolo, die Glocken zu läuten. Dieses Lied der Kirchenglocken setzte sich von Ortschaft zu Ortschaft, den ganzen Tessin hinunter, mit dem Lauf des Bannerzuges fort ohne Unterbrechung bis Bellinzona. An den Bahnhöfen standen die Schulen, die Behörden, die Einwohner, um bei der aufenthaltslosen, nur Sekunden dauernden Durchfahrt mit Hutabnehmen, Winken und Rufen zu grüßen, ja die Bevölkerung entlegener Dörfer stellte sich an den Bahndämmen auf, um die Wagenreihe mit der Fahne vorbeirasen zu sehen, um „evviva!" zu rufen. Gewaltige Schüsse lösten sich aus den südlichen Gotthardfestungen; alle Bahnhöfe waren für den winzigen Augenblick der Durchfahrt des Schnellzugs mit Blumen und Fahnen geschmückt; von den hohen Campanilen der vielen Kirchen flatterte die rote Fahne mit dem weißen Kreuz. Das Läuten der Glocken verstummte erst, als in Bellinzona selbst die Schüsse von den drei alten Festungen donnerten

und die Domglocken schwiegen. Etwa 70 000 Menschen säumten in Bellinzona die Straßen beim Einzug der schweizerischen Fahne, alle mit entblößtem Haupt, viele tessinische Landleute kniend und das Kreuzzeichen schlagend."

In dieser Weise kann sich schweizerische Vaterlandsliebe äußern. Auch Riggenbach liebte seine schweizerische Heimat so treu wie nur irgendein Patriot; seine Liebe war tief, ernst, opferbereit. Der Chauvinismus, der auch in der Eidgenossenschaft emporloderte, war ihm zuwider; aber auch den Pazifismus lehnte er ab und verlangte mit großer Entschiedenheit Beibehaltung und Ausbau der Landesverteidigung. Darum interessierte er sich auch für alles, was das Vaterland anging, aufs lebhafteste, sogar für rein militärische Fragen. Als Republikaner wahrte er seinen Stolz auch vor Fürstenthronen. So schrieb er im Jahre 1898 aus Berlin nach Hause: „Nachmittags hatten wir die Ehre, daß Unter den Linden der Kaiser an uns vorbeiritt. Er trug die Uniform der roten Husaren mit goldenen Schnüren und war von zwei Adjutanten und einigen Gardekürassieren begleitet. Natürlich mußte jedermann den Hut abziehen; aber mein schweizerisches Nationalgefühl war doch zu stark, als daß ich in das Hoch der Menge hätte einstimmen können."

Um die Jahrhundertwende trug sich der deutsche Generalstab mit dem Gedanken, die Höhe von Tüllingen zu befestigen. Professor Riggenbach nahm diese Sache sehr ernst und setzte sich mit dem ihm befreundeten Professor Hilty in Bern ins Benehmen. Hilty antwortete: „Ich danke für die Zeitungen. Es ist hier ganz still über das deutsche Fort, und ich nehme als sicher an, daß dasselbe erstehen wird. Basel steht dann fortan unter den deutschen Kanonen. Vielleicht macht eine beständig drohende Gefahr dann unser Volk etwas ernster und aufmerksamer darauf, daß man bloß mit Festspielen, die noch so glänzend sein mögen, einen Staat nicht erhalten kann. ‚Plötzlich rede ich gegen ein Volk,' sagt Jeremia im Namen des Herrn, ‚wenn es sich aber bekehrt, wird es begnadigt.' Das ist unser Fall jetzt, übrigens

auch der des Deutschen Reiches selbst. Dasselbe geht auch einer ernsten Prüfung entgegen*) mit aller Sicherheit. Für uns könnte es gar nichts Besseres geben als eine nicht gar zu große Gefahr, so daß wir ernster, aber nicht mutlos werden. Vielleicht kommt das nunmehr mit dem Zwing-Basel-Fort.**)

Die Kriegszeit brachte für Professor Riggenbach eine schwere Belastung. Basel, dicht an der Grenze Deutschlands und Frankreichs gelegen, stand — obgleich die Stadt eines neutralen Landes — im Schatten des Krieges. Kein Mensch wußte, ob nicht auch die Schweiz — und vor allem Basel — mit in die Wirren hineingezogen würde. Mit einem Schlage änderte sich bei Kriegsausbruch das ganze Leben, sowohl des einzelnen wie der Stadt. Jeder Wehrfähige wurde sogleich zur Grenzbesetzung eingezogen, und der Abschied wurde durch die bange Sorge verdüstert, daß aus dem Grenzdienst sehr leicht ein Kriegsdienst werden könnte. Auch Christoph Riggenbach rückte am 3. August 1914 zur Feldartillerie ein, und der Vater begleitete ihn schweren Herzens zum Bahnhof.

Die sonst so friedliche Stadt wurde zum Heerlager: Basel erhielt einen Platzkommandanten, Schulhäuser wandelte man zu Kasernen um, und die Rheinbrücken wurden nicht nur strenge bewacht, sondern man traf auch Vorkehrungen, um sie nötigenfalls sofort in die Luft zu sprengen. Auf dem Münsterturm hielt ein Beobachter scharfe Ausschau, und es war selbstverständlich, daß alle Straßen und Bahnlinien, die über die Landesgrenzen führten, abgesperrt und verbarrikadiert wurden.

Der einzelne Bürger richtete inzwischen seinen Keller her, trug Teppiche, Decken und Lebensmittel, Kerzen und Wertsachen hinunter, um sich bei einer eintretenden Beschießung dorthin zu flüchten. Die wertvollen Glasgemälde des Rathauses wurden entfernt und die kostbar-

*) Auch andere deutsch-schweizerische Gelehrte haben schon damals mit großer Besorgnis auf den Gang der Dinge in Deutschland geschaut.

**) Das Tüllinger Fort wurde nicht gebaut, dafür aber der „Isteiner Klotz" befestigt.

sten Schätze der Gemäldegalerie aus den Rahmen genommen und in Stahlschränken verwahrt.

Mit den eidgenössischen Truppen, die die Stadt besetzten, zogen auch Hunderttausende von Fremden in Basel ein. Es waren Ausländer, die den Sommer in den Alpen verbringen wollten und nun fluchtartig heimreisten. Sie fanden in Basel den Bahnverkehr unterbrochen und mußten sich zu Fuß oder in Wagen zur Grenze begeben, um von dort in ihre Heimat zu gelangen. Das Gepäck türmte sich auf dem Bahnhof zu wahren Gebirgen auf. Vor allem wurde die Stadt von einer Flut von Italienern überschwemmt, die — aus Deutschland und Frankreich ausgewiesen — sich auf der Rückreise in ihr Vaterland befanden. Da es ausgeschlossen war, sie in Wohnräumen unterzubringen, nächtigten sie zu Tausenden im Freien, und die eiligste Mildtätigkeit genügte nicht, um zu verhindern, daß jammervolle Szenen sich abspielten. Die Bundesbahnen, durch die Mobilisation der eigenen Truppen aufs stärkste in Anspruch genommen, brachten es gleichwohl fertig, diese Italienerfamilien in kurzer Zeit heimwärts zu transportieren. Es ist selbstverständlich, daß Eduard Riggenbach an all diesem Geschehen den innerlichsten Anteil nahm.

Und nun folgten — auch in der neutralen Schweiz — Jahre voll banger Sorgen und tiefstem Mitempfinden mit den Kämpfenden. Die Nachbarschaft des Elsaß brachte es mit sich, daß man in Basel vom Kriege nahe berührt wurde. Das Donnern der Geschütze ließ nicht nur den Boden, sondern auch die Fenster beständig erzittern; die weißen Schrapnellwölkchen waren fast täglich am Himmel zu sehen, und es kam mehr als einmal vor, daß ein fremder Flieger irrtümlicherweise Bomben über Basel abwarf. Riggenbach litt aufs schwerste unter diesen Zuständen. Er spürte nicht nur die durch seine Blindheit bedingte Hilflosigkeit bitter, sondern er empfand auch die Leiden der Kriegführenden in tiefster Seele. Oft wurde es ihm beinahe zur Unmöglichkeit, eine Predigt vorzubereiten, weil das andauernde Schießen ihm fast das Herz zerriß.

Inzwischen hatte sich auch in der Stadt vieles verändert: in ihrer nächsten Nähe waren Schützengräben ausgehoben und Stacheldrahtverhaue errichtet worden. Stadt und Umgebung lagen voll von Soldaten, und die Basler genossen die vorher unbekannte Freude militärischer Schauspiele. Riggenbachs Haus öffnete sich damals weit, und Offiziere aller Grade fanden herzliche Aufnahme.

Wenn es leider manche Theologen gibt, denen das Verständnis für die Pflicht der Vaterlandsverteidigung abgeht, so gehörte Riggenbach gewiß nicht zu ihnen. Im Gegenteil, er empfand diese Verpflichtung aufs allerstärkste und trat immer für sie ein. Auch hatte er von klein auf, wie wir bereits gesehen haben, einen besonders entwickelten Sinn für alles Militärische. So pflegte er mit großer Freude zu erzählen, wie er als kleiner Knabe von seinem Vater aus der Schule geholt worden war, um einer Parade beizuwohnen, welche General Herzog abnahm, der schweizerischer Oberbefehlshaber während des Siebzigerkrieges und ein Freund von Riggenbachs Vater war. Auch später interessierte er sich stets lebhaft für alle militärischen Fragen. Im Sommer 1907 unterhielt er sich mit einem der befähigtsten schweizerischen Offiziere über die Bedeutung, welche die Flugzeuge in einem kommenden Kriege haben könnten. Die Luftschiffahrt steckte damals noch in ihren Anfängen, gleichwohl vertrat der blinde Theologe mit Nachdruck die Ansicht, sie werde später eine hochbedeutsame Rolle spielen. Der Offizier teilte diese Meinung nicht, erinnerte aber selbst nach Jahren Riggenbach an dieses Gespräch und bekannte, die Erfahrung habe ihm recht gegeben. — So ist es verständlich, daß der Krieg Eduard Riggenbach auch in rein militärischer Beziehung sehr beschäftigte. Er, der Blinde, ließ die jeweiligen Stellungen der Gegner auf Landkarten mit Fähnchen abstecken und gab sich durch deren Befühlen Rechenschaft von den Fortschritten oder Verlusten der Kämpfenden.

Das durch den Krieg entstandene Elend bedrückte ihn schwer, und wo er konnte, suchte er es zu lindern, wozu sich damals in der Schweiz reichlich Gelegenheit bot. Es waren namentlich die deutschen Gefange-

nen und die in der Schweiz internierten Soldaten, sowie die französischen Evakuierten, d. h. die aus ihrer Heimat Vertriebenen, welche Riggenbachs tiefstes Mitleid erweckten. Er bemühte sich mit größter Zähigkeit, kranken deutschen Gefangenen die Erlaubnis zu erwirken, sich in der Schweiz zu erholen. Unzählige Briefe mußte er in manchen Fällen schreiben, bis er ans Ziel gelangte. Eine große Freude war es für ihn, unter seinen Zuhörern deutsche Studenten zu haben, welche als Internierte nach Basel gekommen waren. Er nahm sich ihrer auch außerhalb der Vorlesungen an und lud sie zu sich ein. Von November 1917 bis Oktober 1918 zog ein langer Zug des Elends durch Basel: fast 200 000 französische Evakuierte reisten ihrem Vaterland entgegen und wurden in Basel verpflegt. Auch diesen Unglücklichen brachte Riggenbach ein Herz voll wärmster Teilnahme entgegen. Er ließ sich eingehend über sie Bericht erstatten, und manche Liebesgabe wanderte zu ihnen.

Die damalige Zeit brachte nicht nur politische und militärische, sondern auch wirtschaftliche Sorgen. Lebensmittel und Heizmaterial wurden knapp. Wie in den Nachbarländern wurden auch in der Schweiz die meisten Nahrungsmittel nur gegen Karten verabfolgt, fleischlose Tage eingeführt und Holz, Gas und Kohlen streng rationiert. So konnte man beobachten, wie Riggenbach mit Bedauern seine kleine Brotration betastete und dazu äußerte: „Wie gerne würde ich noch ein Stück Brot essen. Aber," fügte er sogleich hinzu, „wir dürfen nichts sagen, wir haben es ja noch viel besser als die armen Deutschen."

Daß bei der geschilderten Veranlagung Riggenbach auch größtes Interesse für Politik hatte, ist klar. Mit männlicher Entschiedenheit stand er zu der gerechten Sache Deutschlands. Er fühlte sich der deutschen Kultur zu größtem Danke verpflichtet und war durch Beruf und persönliche Freundschaft mit manchen Deutschen aufs engste verbunden. Aber eben deswegen bereitete ihm die Verletzung der Neutralität Belgiens großen Kummer. Auch die bei der Besetzung Brüssels zutage

geförderten Dokumente vermochten ihn nicht umzustimmen, und selbst die Korrespondenz, die er dieserhalb mit Großadmiral A. v. Tirpitz führte, half ihm nicht über alle Bedenken hinweg. Die Nichtachtung der Neutralität Belgiens brachte nach seiner Meinung auch eine Gefahr für die Schweiz. Darum trat er mit aller Kraft für die völlige Wahrung der Neutralität der Eidgenossenschaft ein und bestand fest darauf, daß die schweizerische Presse, vor allem die Basler Zeitungen, eine möglichst unparteiische Haltung einnahmen. Schien es ihm, die Neutralität werde zugunsten der Entente verlassen, dann war er immer auf dem Plan und sprach seine Bedenken den Redaktoren gegenüber offen aus. Das geschah namentlich, als einmal die „Basler Nachrichten" einen Artikel über deutsche Greueltaten in Belgien brachten. Die Redaktion antwortete auf seine Vorstellungen: „Was die Berichte über Grausamkeiten betrifft, so wiederholen wir noch einmal, daß wir sie immer soviel wie möglich beiseite gelegt haben. Eine Ausnahme machten wir da, wo wir von amtlicher Seite darum angegangen wurden, diese Berichte zu reproduzieren. Das geschah seinerzeit besonders vonseiten der belgischen Gesandtschaft. Wir hatten noch vernommen, daß die belgische Gesandtschaft sich über Nichtreproduktion ihrer Berichte beschwerte und bemerkte, da sehe man, wie kleine Länder im Unglück behandelt werden. Um aber die Sache abzuschwächen, haben wir schon damals das Urteil eines hervorragenden Psychiaters reproduziert, der darlegte, wie in solchen Fällen auch auf eidliche Aussagen nichts zu geben sei, da den Leuten, die vom besten Willen beseelt sind, nur die Wahrheit zu sagen, ihre Phantasie doch einen schlimmen Streich spielt. Im übrigen aber stehen wir nach wie vor auf dem Standpunkt, daß gerade, weil solche Berichte trotz eidlicher Aussage nicht immer glaubwürdig sind, wir besser daran tun, soviel als möglich auf solche Berichte zu verzichten." — Tags darauf erwiderte Riggenbach: „Über die Greueltaten der kriegführenden Nationen will ich mich nicht weiter äußern. Über die Zweckmäßigkeit gewisser Publikationen aus diesem Gebiet kann man in guten Treuen verschiedener

Meinung sein, und Sie haben ohne weiteres das Recht, Ihren redaktionellen Standpunkt zu wahren. Mich empört es nur immer, wenn ich beobachte, wie die Deutschen wegen gewisser angeblicher oder wirklicher Untaten in aller Welt Barbaren gescholten werden (in Genf geschieht das sogar von gewissen Kanzeln), während die Entente, ungeachtet aller Ausschreitungen von Russen und Farbigen, sich fortwährend als die Hüterin der Menschlichkeit aufspielen darf."

Um mit den deutschen Freunden in Fühlung zu bleiben, ihnen aber auch den schweizerischen Standpunkt verständlich zu machen, schrieb Riggenbach einen Artikel in die „Deutsche Warte" und andere Zeitungen, der einen sehr guten Eindruck machte. Er hatte in Erfüllung dieser Aufgabe von Anfang an zu beachten, was er in einem Brief an Professor Schlatter in die Worte faßte: „Wir nehmen innerlichsten Anteil an Deutschlands gewaltigem Ringen, halten es aber für unsere Pflicht, nach außen unsere Sympathien nicht allzu laut kund zu geben, damit wir unsern Behörden ihre äußerst schwierigen Aufgaben nicht noch mehr erschweren, und damit die Schweiz nach dem Friedensschluß ein Bindeglied für die Nationen werden könne."

Am Anfang des Krieges trat die wissenschaftliche Arbeit sehr in den Hintergrund. Der Sekretär mußte sich in Deutschland zum Militär stellen. Aber zum Glück fand sich geeignete Hilfe. Selbstverständlich nahm die Lektüre der Zeitung ungebührlich viel Zeit in Anspruch. „Ich verfolge," schrieb Riggenbach noch am 26. Februar 1916 an einen Freund, „die großen Ereignisse der Gegenwart mit nicht geringerem Interesse als der Angehörige einer kriegführenden Nation." Daneben bemühte man sich aber doch je länger desto mehr, die gewöhnliche Arbeit wieder in Gang zu bringen. Und Riggenbach konnte schon im ersten Kriegsjahr sagen: „Ich habe meine textkritischen Studien wieder aufgenommen und Potts Dissertation über Sodens Evangelienkodex 351 durchgearbeitet. Es fällt freilich schwer, bei einer derartigen Arbeit zu bleiben; denn die Gedanken kehren immer wieder zur Weltlage zurück, und sobald die Zeitung eintrifft, muß jede andere Lektüre wei-

chen." Im zweiten Kriegsjahr aber berichtete er: „Ich lese eine textkritische Arbeit nach der andern und bin froh, endlich manche der Broschüren erledigen zu können, die aufgespeichert dalagen."

Den Versailler Vertrag hielt er für ungerecht, meinte aber, diese harten Bestimmungen könnten nicht durchgeführt werden. Und am 13. Januar 1922 schrieb er in einem Briefe: „Die Franzosen wollen Deutschland um jeden Preis ruinieren. Zum Glück sehen die andern Völker allmählich ein, daß dies zugleich der Ruin von ganz Europa wäre. Der Friede von Versailles muß unbedingt abgeändert werden, sonst gibt es niemals Ruhe. England und Amerika haben eine große Schuld auf sich geladen dadurch, daß sie diesen Frieden geschlossen haben." — Lebhaft bedauerte er, daß die Neutralen weder beim Friedensschluß noch später bei der Ruhrbesetzung etwas für Deutschland tun konnten, da die Franzosen alle Interventionen ablehnten.

An den durch das Diktat von Versailles und seine harte Durchführung geschaffenen Verhältnissen trug er schwer. Er betrachtete aber auch diesen Stand der Dinge von einem höheren Gesichtspunkt aus und schrieb an seinen Neffen Dr. Damaschke am 4. Dezember 1921: „Mir kommt es vor, als wolle Gott durch die ganze Lage uns förmlich nötigen, unser Vertrauen und unsere Hoffnung von allem Sichtbaren hinweg auf das Unsichtbare oder, sage ich lieber, auf ihn, den Unsichtbaren, zu lenken. Es hilft jetzt wirklich nichts als das unbedingte Vertrauen auf ihn, den lebendigen Gott, und seinen unerschütterlichen Gnaden- und Heilswillen. Von hier aus gewinnt man immer wieder den Mut zu unverdrossener Arbeit und hoffnungsvoller Zuversicht." — Von der Überzeugung durchdrungen, daß Gottes Führungen, namentlich auch die schweren und für uns unbegreiflichen, den Menschen zum Besten dienen müssen, konnte er zuweilen sagen: „Wie muß doch Gott die Deutschen lieb haben, wenn er sie durch eine solche Trübsalsschule führt."

An dem politischen Leben seiner Heimat beteiligte sich Eduard Riggenbach mit voller Hingabe seines Herzens. Mit seinen bürgerlichen

Pflichten nahm er es sehr genau. Selbst durch leichtere Erkrankungen ließ er sich von dem Gang zur Urne nicht abhalten. Die Erfüllung der Wahlpflicht erwartete er von jedem Wahlberechtigten als etwas Selbstverständliches. Als am Wahltag ein Hausfreund zum Mittagessen kam, war Riggenbachs erste Frage an ihn: „Hast Du abgestimmt?" Und als er dies verneinte, wurde das Mittagessen so lange zurückgestellt, bis der Freund seine Pflicht erfüllt hatte.

Mit ganz besonderer Trauer erfüllte ihn die Verhetzung und Vergiftung des Volkes. Den Sozialismus bekämpfte er in jeder Form und Ausprägung. Er war und blieb der bodenständige Basler Aristokrat und stand mit beiden Füßen auf dem Boden der bürgerlichen Gesellschaftsordnung. Nicht, daß er nicht für soziale Reformen gewesen wäre. Er hat den Begüterten oft ins Gewissen geredet und mehr Verantwortungsbewußtsein von den höheren Ständen verlangt. — An allen Einrichtungen, die das Volkswohl betrafen, arbeitete er eifrig mit und tat alles, was zur geistigen und sittlichen Hebung des Volkes beitrug. Während seiner letzten Lebensjahre hat er sich für eine schärfere Anwendung der Zensur gegen Schmutz und Schund in der Presse eingesetzt; auch führte er den Kampf gegen die anstößigen Filme der Kinos. Eine Zeitlang schien es auch, als ob seine Bemühungen Erfolg hätten. Der damalige Regierungspräsident Niederhauser, ein Katholik, stellte sich auf seine Seite. Auch die gutgesinnte Presse schien nicht abgeneigt, der Sache ihre Unterstützung zu leihen. Schließlich aber blieb Riggenbach mit seinen Bestrebungen ein Prediger in der Wüste.

Wie viel ihm daran gelegen war, daß das Schweizervolk den rechten Gebrauch von dem erhabenen Gut seiner Freiheit mache, zeigt der Schluß einer Rede, die er bei der Bundesfeier am 1. August 1908 auf der Riederalp im Kanton Wallis hielt: „Allein unsere Freiheit stellt auch ernste Anforderungen an uns. Frei ist nicht schon der, welcher von keinen äußeren Schranken eingeengt wird; frei ist nur der, welcher sich selbst in Schranken zu halten weiß. Freiheit ist nicht Zügellosig-

keit, sie kann vielmehr nur bestehen, wo der Geist der Zucht waltet. Wir wollen nicht dulden, daß die Freiheit unseres Vaterlandes zum Schutz des Verbrechens mißbraucht wird. Es sind leider in den letzten Wochen nicht bloß von mißleiteten Fremden, sondern auch von Einheimischen Scheltworte gegen unser höchstes Gericht ausgestoßen worden, weil es eine Mordtat als gemeines Verbrechen gebrandmarkt hat. Es wäre ein schlimmes Zeichen für unser Vaterland, wenn die Freiheit der eigenen Überzeugung und der unparteiischen Rechtsübung gefährdet würde. Schon der Dichter, der unsere Freiheit am herrlichsten besungen, hat in seinem „Tell" einen scharfen Unterschied zwischen dem Helden der Freiheit und dem Mordgesellen gemacht. Diese Grenze soll niemals verwischt werden. — Eine weitere Voraussetzung unserer Freiheit ist die Solidarität, das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Verantwortlichkeit füreinander. Wenn Selbstsucht und Eigennutz bei uns regieren, kann unsere Freiheit nicht bestehen. Unsere Schweizer Devise: ‚Einer für alle und alle für einen' soll nicht bloß über unserem Wappenschilde stehen; sie muß in unsere Herzen geschrieben und an unserem Leben abzulesen sein. Der Geist der Liebe muß uns verbinden, so daß der Starke stets bereit ist, dem Schwachen beizustehen und einer für den andern eintritt. — Die festeste und sicherste Grundlage unserer Freiheit ist aber die Gottesfurcht. Wir werden nur dann imstande sein, die Mächte der Zuchtlosigkeit und der Selbstsucht zu bannen, wenn wir in der Unterordnung unter Gott stehen. Wahrhaft unabhängig, wahrhaft frei von der Furcht vor den Menschen und den eigenen Leidenschaften ist der, welcher sich vor Gott fürchtet. Das sind nicht die wahren Freunde unseres Vaterlandes, welche die Furcht vor Gott aus den Herzen zu reißen suchen. Damit zerstört man die zuverlässigste Bürgschaft unserer Freiheit. Wir wollen der Überlieferung unserer Väter getreu an der Gottesfurcht festhalten. — So schließen wir uns heute von neuem zusammen, des hohen Gutes froh, das wir an unserer Freiheit besitzen, aber auch der Verpflichtung eingedenk, die sie uns auferlegt. Möge der Geist der

Zucht, der Solidarität und der Gottesfurcht stets unter uns walten! Das wird ein Hort unserer Freiheit sein, viel stärker noch als die Berge, die uns hier umgeben. Unser liebes, freies Vaterland lebe hoch!"

Der Familienvater

Nachdem Vater Thurneysen gestorben war, übernahmen Professor Riggenbach und seine Frau das schöne Haus an der Langen Gasse. Dort befand sich zu ebener Erde nach dem Garten zu ein Raum, der wenig benützt wurde. Das brachte den Hausvater auf den Gedanken, dieses Gelaß zu einem Salon umzugestalten. Der Plan gelang in so vorzüglicher Weise, daß man dem neuen Wohnzimmer den Namen „Waldkapelle" beilegte. Es wurde einem in dem so behaglich eingerichteten Raume tatsächlich feierlich zumute.

Die Kinder wuchsen fröhlich heran. Rasch flogen die Jahre dahin, in denen der akademische Lehrer mit den Kindern ein Kind wurde. Aber man dachte doch noch immer gerne der Zeiten, in denen der Vater Geschichten von den Elefanten „Rigg" und „Jogg" erzählte, die durch seine Hände dargestellt wurden (der Mittelfinger war jeweils der Rüssel!), oder sogar das trojanische Pferd erstehen ließ. Aus Holzklötzchen wurde es errichtet, und in seinem hohlen Leibe bargen sich Zinnsoldaten. Besondere Freude pflegten die quadratischen Ohren und der eckige Schwanz hervorzurufen, Schönheitsfehler, die durch das Baumaterial bedingt waren! Herrlich war es, wenn der Vater eine Drahtseilbahn aus Fadenspulen und Schnüren baute, die sogar durch einen Tunnel fuhr, oder wenn er das Söhnchen Christoph auf den Knien schaukelte und ihm vortäuschte, er befinde sich auf wogender See, um nach Afrika in den Burenkrieg zu ziehen. Dann wurde mit dem Sohn, wie später auch mit der Tochter, wacker Latein getrieben, und damit es auch an körperlicher Ertüchtigung nicht fehle, veranstalteten Vater und Sohn scharfe Ringkämpfe. Als dabei der

erstarkende Sohn den Vater zu sehr in die Defensive trieb, hatte dieser die Geistesgegenwart, das elektrische Licht auszudrehen, was ihn begreiflicherweise rasch zum Siege führte.

Was Kinder interessiert, wußte er. Das sieht man aus der Bemerkung an seine Frau: „Erzähle den Kindern, auf der Fahrt durch die westfälische Ebene haben wir Hasen und Rehe über die Felder springen sehen." Noch deutlicher zeigt das ein Brief, den er am 22. Mai 1898 an sein damals achtjähriges Söhnlein schrieb: „Ich muß auch Dir noch selbst für Deinen lieben Brief danken, durch den Du mir große Freude gemacht hast. Wenn Du wacker fortfährst, so zu schreiben, bekommst Du gewiß noch Nr. 1. Ich freue mich recht, bald wieder bei Euch zu sein, will's Gott, heute über acht Tage. Dann spiele ich wieder mit Dir, und wir sind vergnügt zusammen. Maidi muß mir dann auch die Künste zeigen, die sie kann. In Greifswald gibt es drei Kirchen, die wegen ihrer Türme lustige Namen haben; die eine heißt: die dicke Marie, die zweite: der kurze Jakob, die dritte: der lange Niklaus. Man hat dort am Meer überall Niklauskirchen, weil Nikolaus der Schutzpatron der Seefahrer ist. Bei der Rektoratsfeier hättest Du auch dabei sein sollen. Da kamen Vertreter von allen Studentenvereinen in Kanonenstiefeln und ihren schönsten Mützen und Jacken und stellten etwa dreißig verschiedene Fahnen im Saale auf. Die ordentlichen Professoren erschienen in großen Gewändern mit bunten Kragen; die außerordentlichen Professoren und die Privatdozenten durften aber keine solchen Ornate tragen, sondern stellten sich in schwarzen Fräcken ein. Der Rektor hatte einen prächtigen, roten Sammetmantel, der wegen seiner vielen Goldverzierungen 30000 Mk. wert sein soll. Auch der Bürgermeister hatte eine große, goldene Kette. Als der bisherige Rektor seinen Bericht vorgelesen hatte, wurde ihm von den Pedellen der Mantel abgenommen und dem neuen Rektor umgelegt. Nun sollte dieser den Eid schwören, daß er alles gewissenhaft verwalten wolle. Da entdeckte man aber, daß das Blatt, auf welchem der Eid stand, vergessen war. Ein Pedell mußte es holen,

Phot. Höflinger, Basel

Christoph und Helene Riggenbach 1900

und so entstand eine lange Pause. Da dachte gewiß der Major des Greifswalder Bataillons, der auch zugegen war: ‚So etwas wäre bei uns nicht vorgekommen.‘

In Berlin ist ein schreckliches Getriebe auf der Straße; da fahren so viele Wagen, daß man beständig achtgeben muß, nicht verkarrt zu werden. Ich bin froh, daß wir nicht dort wohnen; denn dort könntest Du mich noch nicht führen, wie Du es in Basel so brav machst.

Gerne hätte ich Dir gegönnt, daß Du den Kaiser und seine Familie gesehen hättest. Wenn er in seinem Schloß ist, wird jedesmal die Fahne aufgezogen, wenn er ausgeht, wird sie heruntergelassen. — Jetzt gute Nacht, lieber Bubi! Sei herzlich von mir gegrüßt, und behalte lieb Deinen Vater.“

Im Juli 1901 durfte Christoph mit seinem Onkel Albert und dessen ältesten Töchtern den 3253 Meter hohen Wildstrubel im Berner Oberland besteigen. Der Führer mochte vor dem Aufstieg dem blinden Vater die Besorgnis anmerken und meinte treuherzig: „Sie brauchen keine Angst zu haben; ich gebe acht auf Ihr Bübli, als ob es mein eigenes Kind wäre.“ Christoph hielt sich beim Auf- und Abstieg vorzüglich. Die Eltern warteten in Kandersteg auf ihren Kleinen. Als erster kam er heruntergesprungen. Im Wagen schlief er ein. Schlafend wurde er gewaschen und ins Bett gelegt. Am andern Morgen war er wieder wohl und fröhlich.

Im Herbst 1909 bestand Christoph die Maturitätsprüfung. Um sich in der französischen Sprache zu vervollkommnen und die welsche Kultur aus eigener Anschauung kennen zu lernen, bezog er die Universität zu Lausanne. Im Briefschreiben war er nicht gerade fleißig. Auch mit seiner Handschrift war der Vater nicht ganz zufrieden. Er schrieb daher am 17. Januar 1910 an seinen Christoph: „Dank Deiner vortrefflichen Schrift hat mir Mama vorgelesen, die Tochter des Hauses habe der Zofingia den Spruch von Bother und Splettmann zur Beachtung empfohlen. Nur auf dem Wege der Konjekturalkritik habe ich feststellen können, daß damit das Wort vom Balken und Splitter ge-

meint war." Das Studium der Rechte nahm Christoph jedoch ernst. Angelegentlich beschäftigte er sich namentlich mit dem schwierigen Problem der Willensfreiheit. Dazu schrieb ihm der Vater am 28. April 1910: „Wie ich hoffe, wirst Du von der Literatur zur Willensfreiheit, die ich Dir genannt habe, auf der Universitätsbibliothek in Lausanne allerlei gefunden haben. Es freut mich, daß die Frage Dich interessiert. Sie ist es in der Tat wert, daß man sich mit ihr abgibt. Ich begreife wohl, daß die Leugnung der Freiheit Dir als ganz widersinnig vorkommt. In der Jugend ist man von der Leistungsfähigkeit des Willens gewöhnlich sehr durchdrungen. Dennoch ist es nicht schwer, Argumente für absolute Determination beizubringen. Die Reformatoren haben mit ihrer Leugnung der Willensfreiheit nicht allein gestanden. Die Materialisten und Pantheisten vertreten sie insgesamt, wenn auch aus andern Gründen. Vom religiösen Standpunkt läßt sich zu ihrer Verteidigung die Erfahrung von der tatsächlichen Gebundenheit des menschlichen Wollens durch die Sünde geltend machen. Die Reformatoren verbanden damit die Betonung der alleinigen Wirksamkeit der göttlichen Gnade. Der Gedanke liegt nicht fern, der Wille des allmächtigen Gottes müsse sich doch immer durchsetzen, sonst wäre Gott nicht allmächtig, sondern könnte in der Ausführung seiner Pläne von der Kreatur verhindert werden, was schlechterdings undenkbar sei. Wenn ferner bei der Erlösung des Menschen der freie Wille nur im geringsten mitwirke, so gebühre der Ruhm der Errettung nicht Gott allein, was doch das allein Gottes Würdige sei. Dem ist entgegenzuhalten, daß Gottes Liebe sich darin zeigt, daß sie kreatürlichen Willen schafft, was allerdings ohne eine gewisse Selbstbeschränkung Gottes nicht denkbar ist. Eine Beschneidung der göttlichen Freiheit liegt darin aber nicht, da die Verleihung persönlichen Wollens an die Kreatur Gottes eigene Willenstat ist und darum stets in den von Gott gesteckten Schranken bleiben muß. So ist in der Tat der gute Wille immer eine Wirkung Gottes und ebenso die Möglichkeit eines bösen Willens, niemals aber dessen Wirklichkeit. Vom physiologischen

Standpunkte aus kann zur Leugnung der Willensfreiheit die Beobachtung führen, daß unsere geistigen Vorgänge in hohem Maße von körperlichen Zuständen bedingt sind. Die Selbstmorde kommen zum Beispiel am meisten in den kürzesten Tagen vor, wenn Nebel und trübe Atmosphäre auf das Gemüt drücken. Epileptische und hysterische Personen haben eine kaum zu überwindende Neigung zum Lügen. Gewissen Personen scheint von Natur der Sinn für moralische Dinge gänzlich zu fehlen usw. Hier ist anzuerkennen, daß zwischen Seele und Leib Beziehungen vorhanden sind, die wir im einzelnen nicht übersehen und nicht zu erklären vermögen, die aber jedenfalls eine gegenseitige Einwirkung beider Faktoren in ausgedehntestem Maße erkennen lassen. Wenn aber unser Wille auch in hohem Grade durch körperliche Faktoren mitbedingt ist, so beweist das nicht, daß diese Faktoren das alleinige Agens sind. Neben ihnen treten noch andere, rein geistige Kräfte in Aktion. Die Freiheit ist nur nicht als eine bei allen Menschen oder bei dem gleichen Menschen zu allen Zeiten in gleichem Maße vorhandene Größe zu betrachten. Je mehr sie mißbraucht wird, um so mehr kommt sie einzelnen und ganzen Generationen abhanden, und es tritt an ihre Stelle eine Verknechtung an das Böse. So sind wir alle von Geburt erblich belastet, und es ist die Aufgabe des Menschen und der Menschheit, durch sittliche Erziehung die Freiheit zurückzugewinnen. Das Evangelium sagt uns da freilich, daß diese Aufgabe ohne Christus nicht lösbar ist, durch ihn aber in gewaltigem Umfang gelöst werden kann. Vom Tiefsten, was man hierüber lesen kann, sind die Abschnitte Röm. 1, 18—32 und Röm. 6, 15—23. Der sprechendste Beweis gegen eine von materialistischen Anschauungen ausgehende Willensleugnung scheint mir immer der Erfolg der Mission zu sein. Wenn Heidenvölker innerhalb einer Generation aus der rohesten Barbarei und der größten sittlichen Verkommenheit zu einem hohen Grade sittlicher Bildung gelangen können, so bleibt das für eine materialistische Betrachtung stets unerklärlich. Um übrigens noch ein Wort über den Pantheismus zu sagen,

so ist bei einer Anschauung, welche Gott und die Welt identifiziert, die Freiheit selbstverständlich ausgeschlossen; denn der alles beherrschende Allwille kann in keinem Punkte mit sich selbst in Widerspruch treten." — Auf die Entwicklung des inneren Lebens seiner Kinder hatte Riggenbach natürlich ein besonders wachsames Auge. Trotzdem übte er in der religiösen Beeinflussung derselben eine weise Zurückhaltung. Doch bemerkte er seinem Sohn einmal: „Schreibe mir auch, welche Prediger Du hörst, das interessiert mich immer."

Auch die Entwicklung der von klein auf willenskräftigen, dezidierten Helene machte den Eltern viel Freude. In einer vorzüglich geführten Privatschule hatte sie sich ein sehr solides Wissen erworben, das einen guten Grund für ihr späteres wissenschaftliches Arbeiten legte. Im Jahre 1915 kam Helene in die Pension nach Genf. Zur Wegleitung hatte ihr der Vater ins Album geschrieben:

„Will weichen Dein Fuß von dem ewigen Pfad,
Ermatten Dein Lauf nach der himmlischen Stadt,
So schau auf das Haupt, das mit Dornen gekrönt
Im Tode erbleichet, beschimpft und verhöhnt.
Hier siehst Du, was Sünde dem Heiland getan,
Hier siehst Du die Gnade, die Dein sich nimmt an,
Hier findest Du wieder die Kraft und den Mut
Zu heiligem Streben nach ewigem Gut."

Der Aufenthalt in der „Fremde" mochte ihr zu Anfang etwas spanisch vorkommen. Deshalb schrieb ihr der Vater am 15. September: „Etwas Heimweh wirst Du hoffentlich behalten, wie auch wir unser munteres Singvögelein sehr vermissen." Um das Heimweh vergessen zu machen, erzählte der Vater in seinen Briefen mitunter eine hübsche Geschichte wie diese: „Beim Eintritt Italiens in den Weltkrieg stellte sich ein im Thurgau wohnhafter Italiener den Militärbehörden seiner Heimat. Schon nach vierzehn Tagen erschien er

als Deserteur wieder im Thurgau, und als ihm ein Schweizer erklärte, er müsse sich wegen seiner Fahnenflucht sein ganzes Leben lang schämen, meinte er: „I mi lieber will mi ganz Lebe schäme, als mi ganz Lebe tot si." — Als die illustrierte Pariser Zeitschrift „Le Pêle-Mêle" im Jahr 1915 ein anstößiges Bild mit der Beischrift: „Le libérateur de la Pologne" brachte, gab Helene ihrer Entrüstung darüber in einem Brief nach Hause Ausdruck. Darauf schrieb der Vater am 22. November 1915: „Denk, heute habe ich Dir etwas zu erzählen, über das Du Dich um so mehr freuen wirst, als Du dabei eine wichtige Rolle gespielt hast. Du erinnerst Dich vielleicht kaum mehr, daß Du in einem Brief an uns Deiner Entrüstung über eine Nummer des ‚Pêle-Mêle' Ausdruck gegeben hast, die in einem Schaufenster ausgestellt war. Einige Tage nach Empfang dieses Briefes sah Mama die betreffende Nummer hier ausgestellt und brachte sie mir nach Hause. Ich habe mich über ihren Inhalt ebenfalls kräftig geärgert und zur Befriedigung meiner Entrüstung das Blatt an das Bureau der Zensurbehörde in Bern geschickt. Gestern habe ich nun von der Eidgenössischen Pressekontrollkommission die offizielle Mitteilung erhalten, die öffentliche Ausstellung und Versendung des Blattes sei verboten worden. Das bezieht sich natürlich nur auf die eine Nummer (45); aber schon dies ist ein erfreulicher Erfolg. Mache also auch in Zukunft Deine Sperberäuglein auf und berichte mir, wenn du dergleichen politische Taktlosigkeiten ausgestellt siehst."

Nach der Rückkehr aus der Pension hörte Helene Riggenbach Vorlesungen an der Universität, beteiligte sich an einigen Kursen und half daneben der Mutter im Haushalt, was der Vielbeschäftigten sehr zu gönnen war. Als im Mai 1917 Frau Professor mit Christoph in Hertenstein weilte, konnte der Vater befriedigt schreiben: „Helene macht ihre Sache recht brav, ist heimelig und sorgt gut für mich."

Im Oktober 1921 durfte Helene Riggenbach mit ihrer Freundin Elisabeth Wille, der Enkelin des schweizerischen Höchstkommandierenden im Weltkrieg, eine Romfahrt machen und ein halbes Jahr in der

italienischen Hauptstadt weilen. Das waren herrliche Monate. Wie sehr der Vater an ihrem Erleben Anteil nahm, erhellt aus seinen Briefen. Am 26. November schrieb er ihr: „Mama hat ihren Brief an Dich bereits vollendet. Daher schreibe ich Dir nur noch einige Zeilen auf einem heimeligen Käspapier.*) Wir sind froh, so gute Nachrichten von Dir zu erhalten. Mit Spannung warten wir auf die in Aussicht gestellte Erzählung von Deinen Erlebnissen in den letzten Tagen. Brich Dir aber weder Schlaf noch Zeit zur Besichtigung von Kunstdenkmälern ab, um uns zu schreiben. Wir warten geduldig, wenn wir nur wissen, daß es Dir gut geht." Und in einem Briefe vom 13. März 1922 bat er: „Das sage ich Dir aber, wenn Du nach Pompeji kommst, mußt Du mir einen großen Sack von Erinnerungen mitbringen. Ich will dann bis ins einzelne wissen, wie die alte Römerstadt ausgesehen hat."

Im Januar 1922 starb Benedikt XV., und Pius XI. folgte ihm auf dem Stuhle Petri. Ganz Rom hatte nur noch Interesse für Papstwahl und Konklave, und Eduard Riggenbach nahm durch seine Tochter lebhaft an den Ereignissen teil. Nach der Erwählung Achille Rattis zum Haupte der katholischen Kirche schrieb er am 8. Februar 1922 an seine Helene: „Der neugewählte Papst gehört zu meinen alten Bekannten. Ich will zwar nicht gerade behaupten, ein intimer Freund von ihm zu sein, dagegen habe ich schon in persönlichen Beziehungen zu ihm gestanden. Vor dreißig Jahren hat mir Achille Ratti als junger Priester eine Handschrift in Mailand verglichen. Sein Name prangt daher in meiner gedruckten Dissertation." Aus jener Zeit stammt auch ein Brief, den der spätere Papst an Riggenbach schrieb, und von dem letzterer urteilte: „Er ist sehr freundlich und in tadellosem Deutsch geschrieben."

Daß man im Hause Riggenbach auch Feste würdig zu begehen verstand, zeigte sich besonders bei der Feier des achtzigsten Geburtstags

*) S. die Anmerkung S. 219.

von Vater Albert Riggenbach-Iselin. Noch heute legt ein mit hübschen Zeichnungen und Malereien geziertes Heft beredtes Zeugnis davon ab, daß es damals fröhlich herging. Das Heft trägt die Widmung: „Dem lieben Vater und Großvater zum achtzigsten Geburtstag, 24. Februar 1902, von seinen dankbaren Kindern und Großkindern." Allerlei Erlebnisse aus des Großvaters Tagen wurden der Vergessenheit entrissen und poetisch und graphisch dargestellt. Dem Enkel Christoph fiel dabei die Aufgabe zu, die Verse seines Vaters zu deklamieren, welche schilderten, wie anno 1833 beim Aufstand in Basel-Land Alarm geschlagen wurde:

„Kichend kunnt uf der Sant Romay*)
Frieh de Morge-n-e Knecht:
‚Machet Eich alli g'schwind uf d' Bei,
's goht in Basel gar schlecht!

D' Bure händ gestert in heißer Schlacht
G'schlage in d' Flucht unser Heer,
G'loffe bin i die ganzi Nacht,
Um 's Eich z' brichte, doher!

Jetz wämmer gli iber d' Grenze goh,
G'schwind no Meltige**) hi;
Wenn die Kerli uns kennte biko,
Steckte sie uns am End i.'

Hei! Wie fahrt eim in d' Glieder dä B'richt!
Weidlig goht's uf und dervo;
Ängstlig isch me-n-uf Nochricht erpicht,
Wie 's au in Basel meg stoh?

*) St. Romay, Landgut oberhalb Reigoldswil, Kt. Basel-Land, wo man damals gerade Sommeraufenthalt genommen hatte.

**) Meltingen, ein Dorf im Kanton Solothurn.

Endlig no lange=n=und bange Täg
Hert me, me kenn wieder ko;
Jede macht g'schwind sie Päckli z'wäg,
Gli wird e Wägeli gno.

Alles goht guet, bis no Rinach*) me kunnt,
Do git's pletzlig e G'schrei:
„Haue die Basler Beppi wund!'
Prigel fuse=n=und Stei.

Was fir e Schrecke! Hätt 's Reßli nit
Tichtig der Rißus g'no,
Wäre=n=am End die Basler Lit
Nimme no Basel ko!"

Die silberne Hochzeit konnte Riggenbach mit seiner Frau des drohenden Weltkrieges wegen nur in aller Stille feiern. Das Nähere erfahren wir aus dem am 26. Juli 1914 geschriebenen Brief an seine Mutter. Es heißt da: „Liebe Mama! Laß Dir unsern herzlichsten Dank sagen für den prächtigen Teppich, durch den Du mit den Geschwistern uns zu unserer silbernen Hochzeit erfreut hast. Er bildet das große Haupt= und Mittelstück unter den Geschenken, die wir erhalten haben. Er wird unsere ‚Waldkapelle' zieren und herrlich warm halten. Helene sagt Dir mit mir den besten Dank. — Wir haben den Festtag ganz in der Stille gefeiert. Am Abend sind Herr Inspektor Oettli und Herr Professor Alt, unsere lieben Hausfreunde, bei uns gewesen. Wir waren recht froh darüber, daß von einer größeren Festlichkeit gar keine Rede sein konnte. Die Nachricht von dem drohenden Kriegsausbruch hat uns schon am Freitagabend stark beschäftigt. Nun hat der Krieg schon seinen Anfang genommen, und wer weiß, wo er

*) Reinach, Dorf, das bis 1833 zur Stadt Basel gehörte, dann — infolge der Wirren — an Basel-Land kam.

enden wird? In solchen Zeiten lernt man von neuem sich auf die wirklichen Werte des Lebens zu besinnen. Und da haben wir gestern viel Grund zum Danken gehabt angesichts des vielen Guten, das Gott uns in den fünfundzwanzig Jahren unserer Ehe geschenkt hat. Ich kann es gar nicht beschreiben, was mir die nie versagende Hingebung und allezeit tatkräftige Hilfe von Helene in den letzten fünfundzwanzig Jahren gewesen ist. Die Kinder haben uns bei dem frohen Anlaß ihre Liebe wieder in rührender Weise gezeigt. Auch sonst haben wir in diesen Tagen viel Liebe erfahren. In der Predigerschule wurde uns aus Anlaß der Verabschiedung vor den Ferien ganz unerwartet eine festliche Begrüßung zuteil. Das Weitere will ich Dir mündlich erzählen, mein Brief würde sonst allzulang. Aus Bremen sind wir durch einen wahren Regen von Geschenken, Briefen und Telegrammen überschüttet worden. Natürlich haben wir jetzt viel Dankbriefe zu schreiben. — Unsere Abreise rückt allmählich näher. Wir wissen aber noch gar nicht, ob wir unsere Pläne ausführen können. Wenn die politische Lage so unsicher bleibt, wie es den Anschein hat, denken wir nicht daran, nach Amrum zu fahren. Es scheint mir sogar fraglich, ob die Studentenkonferenz in Wernigerode abgehalten wird. Ich berichte natürlich wieder, ehe wir Basel verlassen, oder besser gesagt, wir suchen Dich nochmals in Schöntal auf. — Hoffentlich geht es Dir ordentlich. Du wirst die regnerische Witterung beklagen. Wir sind, ehrlich gestanden, froh darüber; denn anfangs der vorigen Woche war die Schwüle hier fast unerträglich. — Empfange mit der lieben Christine*) und den Nichten unsere herzlichsten Grüße und den nochmaligen Dank Deines Dich liebenden Sohnes Eduard." — Später schrieb Riggenbach im Rückblick auf diesen Tag: „Mir hat eigentlich immer etwas gefehlt, daß dieser wichtige Augenblick in unserem gemeinsamen Leben nicht recht zur Geltung gekommen ist. Die Ehe ist mir jeden Tag erneut etwas Wunderbares und

*) Die Witwe von Riggenbachs Bruder Louis.

Erquickendes. Daß die Liebe mit den Jahren nicht abnimmt, nicht so, wie vieles andere durch die Gewohnheit sich abstumpft, sondern beständig frisch hervorquillt, beständig wächst und sich vertieft, ist doch etwas ganz Herrliches und immer neu zu Danksagung Stimmendes."

Ein Fest besonderer Art war die Vermählungsfeier der Tochter des Hauses. Bei ihrer starken Neigung zu wissenschaftlicher Betätigung besuchte Helene Riggenbach fleißig die Universität, hörte bei ihrem Vater theologische Vorlesungen, beschäftigte sich aber vorwiegend mit Kunstgeschichte und christlicher Altertumskunde. Bei diesen Studien war ihr Professor Ernst Alfred Stückelberg, der Sohn Ernst Stückelbergs, des Schöpfers der herrlichen Tellskapelle-Fresken, ein vorzüglicher Führer. Seine Forschungen auf den Gebieten der klassischen und mittelalterlichen Archäologie und Numismatik, vor allem aber der Hagiographie, hatten seinem Namen in Fachkreisen internationalen Ruf erworben. Besonderen Dank schuldete ihm seine Vaterstadt, da er die Basler Denkmalpflege begründete und ihr im Kampfe mit Widersachern aller Art Geltung zu verschaffen suchte. Mit ebenso großer Selbstlosigkeit als Unerschrockenheit trat E. A. Stückelberg für jedes gefährdete Monument ein und schützte es, soweit es irgend in seinen Kräften stand, vor Mißachtung und Habgier. Dieselbe Ritterlichkeit und zarte Güte übertrug er aber auch auf die Menschen, die ihm nahe standen. So war es nicht verwunderlich, daß sich die Herzen bald zusammenfanden und am 22. Dezember 1924 die Hochzeit gefeiert wurde. Der Vater traute seine Tochter selbst.*)

In der öffentlichen Meinung gilt der deutsche Professor, und zumal der Professor der Theologie, vielfach als unpraktisch und weltfremd. Wer nun denkt, das treffe auf einen blinden Professor in erhöhtem Maße zu, der ist im Irrtum. Riggenbach war ein für Natur- und Menschenleben durchaus aufgeschlossener Mann. Er unterhielt sich mit Handwerkern gerne über ihre Arbeit, mit Kaufherren über ihre Ge-

*) Die Hochzeitsrede s. S. 124.

schäfte, mit Finanzleuten über Banken und Geldverhältnisse, mit Fabrikanten über den Bezug von Rohmaterialien und die Herstellung ihrer Waren. Auch mit seiner Tochter besprach er sich häufig über ihre Fachstudien, namentlich über Heilige, Siegel und Münzen. Letztere interessierten ihn besonders in ihrer Beziehung zur jüdischen und römischen Geschichte. So stand er mitten im Leben, und nichts blieb ihm fremd.

Auch in häuslichen Angelegenheiten war er sehr praktisch. Er fand in seinem Sekretär alles: Notizblätter, Papier, Briefumschläge, Marken. Brauchten die Kinder etwas davon, so mußten sie es von ihm sich geben lassen. Er wollte durchaus selbständig bleiben. Seine Hände waren unglaublich geschickt. Auf seiner Uhr für Blinde konnte er durch Tasten fast ebenso rasch Stunde und Minute feststellen als ein Sehender durch den Blick auf seinen Zeitmesser. Die Briefmarken, die er für die Mission sammelte, löste er, ohne sie je zu zerreißen, von den Umschlägen ab. Nach den Studentenabenden half er beim Aufräumen, da man zu so später Stunde die Dienstboten nicht mehr in Anspruch nehmen wollte. Die Serviette faltete er nach dem Essen mit solchem Geschick und solcher Sorgfalt zusammen, daß während eines Aufenthaltes im Heinrichsbad bei Herisau eine zur Kur dort weilende Dame die ihrige nochmals auseinanderschlug und sie nach Riggenbachs Vorbild zusammenlegte. Schien die Sonne ins Zimmer, so sorgte der Blinde dafür, daß durch ihre Strahlen am Fauteuil und an den Teppichen kein Schaden angerichtet wurde. Mußte er auf einen Stuhl steigen, so legte er stets ein Staubtuch unter seine Füße. In den ersten Jahren seiner Ehe schrieb er einmal seiner Frau aus der Ferne: „Meine Kleider packe ich erst unmittelbar vor der Reise ein, damit sie gut erhalten bleiben. Du siehst also: ich habe schon manches von Dir gelernt."

Da sich das Telephon unmittelbar neben seinem Studierzimmer befand, so eilte er sofort an dasselbe, sobald es klingelte. Er tat das vor allem aus Rücksicht auf seine Frau, um ihr das Treppensteigen

zu ersparen. Trotzdem nannte er sich gerne im Scherz den „Telephonsklaven", war aber stets für diese Einrichtung sehr dankbar, da sie ihm einen Teil seiner Selbständigkeit zurückgab. Wurde jemand krank, so war er sehr aufmerksam, umwickelte die Glocken und tat alles, damit die Ruhe nicht gestört werde. Kam ein Zeppelin-Luftschiff, so kündete er den Hausgenossen dessen Ankunft. Auch bei sorgsamen Hausfrauen kann es vorkommen, daß sie die Schlüssel verlieren. Als Riggenbach davon hörte, daß seiner Frau dieses Unglück zugestoßen sei, fragte er nur: „Hast Du Dich etwa umgekleidet?" Dann eilte er ins Schlafzimmer und brachte nach wenigen Minuten den Schlüsselbund, nach dem viele sehende Augen längst vergeblich gesucht hatten, triumphierend zur Stelle. Er hatte richtig kalkuliert, daß seine Frau beim Umkleiden die Schlüssel aufs Bett gelegt habe, und daß diese dann heruntergeglitten seien. — Professor Riggenbach bewegte sich zu Hause wie ein Sehender. Singend und sogar pfeifend ging er allein durch Haus und Garten, ohne daß irgendetwas Schlimmes geschah. Natürlich aber hatte jedermann im Hause die Weisung zu befolgen: „Auf Treppen und Gängen darf nichts herumliegen!" Und das wurde auch streng eingehalten.

Die Lebenshaltung im Hause Riggenbach war wie in den meisten aristokratischen Familien Basels einfach, aber gut. Man gab für sich nicht unnötig Geld aus, damit man andern um so kräftiger helfen könne. So benützte Riggenbach aus Grundsatz seit dem Kriege auf seinen Reisen die dritte Wagenklasse, obgleich er sich die zweite hätte gestatten dürfen.

Nach dem Abendessen wurde eine Andacht gehalten, an der auch die Dienstboten teilnahmen. Gelegentlich stellten die Kinder die Bibelkenntnis des Vaters gern auf die Probe, und helle Freude herrschte, wenn er nicht wußte, wo dieser oder jener entlegene Spruch zu finden sei. Bei der Andacht wurde von der Hausfrau ein Bibelabschnitt gelesen. Dabei wechselte man mit alt- und neutestamentlichen Schriften ziemlich regelmäßig ab. Dann sprach Riggenbach in baseldeutscher

Mundart über den gelesenen Text kurz und bündig und faßte seine Anliegen in einem schlichten Gebet zusammen. Die nicht über eine Viertelstunde dauernde Andacht wurde mit einem Lied aus dem Basler Gesangbuch geschlossen. Gäste, die das Glück hatten, einer solchen Andacht des tief frommen und geistesmächtigen blinden Professors beizuwohnen, gedachten noch nach Jahren mit dankbarem Herzen an diese gesegneten Stunden.

Mit seinen Eltern und seinen sonstigen Verwandten stand Riggenbach in einem lebendigen Verkehr. Hoch schätzte er seinen Schwager, Professor Heinrich Gelzer. Dessen Tochter Julie, die Frau von Dr. Adolf Damaschke, und ihre Kinder hatte er besonders lieb. Auch die Cousinen brachten dem Vetter viel Vertrauen entgegen, und so schlang sich um alle ein geistiges Band. In naher Verbindung stand er mit der Schwester seiner Mutter, Frau Emilie von Speyr, die ihm stets gerne eine Freude machte.

Aber auch seine Freunde lagen ihm am Herzen. Wem er sein Vertrauen und seine Freundschaft einmal geschenkt hatte, dem bewahrte er sie in unerschütterlicher Treue. Stets war er zu jedem Dienst bereit, auch wenn er ein Opfer von ihm forderte. Mit Anerkennung, Aufmunterung und Trost hielt er nicht zurück; der Freunde Nöte und Kämpfe waren seine eigenen. Wo er helfen konnte, tat er es mit Freuden. Das geschah besonders in der für das deutsche Volk so entbehrungsreichen Inflationszeit. So schrieb er am 4. April 1923 an einen norddeutschen Pfarrer: „Ich empfinde jetzt besonders stark den Kontrast, der zwischen meiner wohltuenden Erholung und dem auf Deutschland und, wie ich höre, ganz besonders auch auf den Pfarrhäusern lastenden Drucke besteht. Da ist es mir ein Bedürfnis, Dir zu sagen, daß wir in herzlicher Liebe und Teilnahme Euer aller und jetzt namentlich Deiner und der Deinigen gedenken. Erlaube mir, dem auch dadurch Ausdruck zu geben, daß ich dem Brief eine Fünfzigfrankennote beilege. Ich weiß, es wird Dir nicht leicht, das anzunehmen, aber ich darf Dich versichern, daß es nichts als der Ausdruck

freundschaftlicher Gesinnung ist, und dieser wirst Du das Recht, sich zu betätigen, nicht absprechen wollen. Ich schicke gelegentlich an Kollegen in Deutschland Lebensmittelpakete; aber wenn man so nah zusammensteht wie Du und ich, so darf man wohl eine Form der Freundschaftsbezeugung wählen, von der man annehmen kann, es sei dem Empfänger besser damit gedient." Wohl noch heller leuchtet seine warme Teilnahme in dem Brief hervor, den er am 11. November 1926 an den Vorsteher des schwäbischen Brüderhauses Karlshöhe schrieb: „Mein lieber Freund! Kaum ist Dein großes Fest*) vorüber, so meldet sich schon wieder ein neuer Festtag. Hoffentlich bist Du von all dem, was hinter Dir liegt, nicht so ermüdet, daß Du übermorgen Deinen Geburtstag gar nicht recht feiern kannst. Ich möchte Dir diesmal wünschen, daß Du ihn in der Stille verbringen könntest, um aus alledem, was vor sich gegangen, das Fazit zu ziehen. Nach solchen Tagen der Erregung hat man es nötig, mit Gott allein zu sein, um vor seinem Angesicht alles zur Abklärung gelangen zu lassen. Möge Dein Geburtstag ein Segenstag für Dich werden, an dem Du es inne werden darfst, daß Gott, der Herr, sich zu Dir bekennt und Dich mit neuer Kraft und Freudigkeit ausrüstet. Wir haben Eure Festtage im Geiste mitgefeiert. Leider haben unsere Zeitungen keinen Bericht darüber gebracht; aber das hat ja keine Eile. Unsere Verbindung braucht keine derartigen Reizmittel zu ihrer Festigung. Wir werden am kommenden Samstag wieder in besonderer Weise Deiner gedenken. Möchte es Dir vergönnt sein, in dem neueingeweihten Hause noch längere Zeit zu wirken und die Konsolidierung Deines Werkes wahrnehmen zu dürfen. Wie wichtig ist es, daß aus Deinem Hause Männer hervorgehen, die in Kirche, Gemeinschaft und Stadtmission, wie in Spitälern und Krankenstuben durch Wort und Tat ein lebenskräftiges Zeugnis für den Herrn ablegen. Ich könnte mir leicht denken, daß sich in den nächsten Tagen doch noch

*) Fünfzigjahrfeier der Diakonenanstalt Karlshöhe und Einweihung ihres neuen Brüderhauses.

eine gewisse Abspannung bei Euch einstellte. Dann solltet Ihr Euch nicht aufpeitschen und künstlich aufrecht halten, sondern Euer Bündlein schnüren und Euch bei uns ausschlafen. Wir wollen dafür sorgen, soviel an uns liegt, daß Ihr Euch gründlich bei uns ausruhen könnt. Wir begreifen ja wohl, daß in der letzten Zeit vieles hat zurückgestellt werden müssen und Ihr Euch darum doppelt angetrieben fühlt, Euch von neuem kräftig einzusetzen. Aber alles hat sein Maß. Ihr leistet Eurer Anstalt einen schlechten Dienst, wenn Ihr Euch zuviel zumutet und dann zusammenbrecht. Jedenfalls seid Ihr uns herzlich willkommen."

Welch tiefen Eindruck diese treue Liebe auf seine Freunde machte, erhellt aus einem Brief, den C. M. am 8. Juni 1920 schrieb: „Sie haben mir wieder viel Gutes getan und ließen mich starke Hilfe erfahren, deren Tragweite Sie kaum ermessen können. Und doch möchte ich so gerne, daß es Ihnen bewußt sein könnte. Aber solches läßt sich nicht gut sagen. Es ist auch genug, wenn nur Gott und die Betreffenden selbst es wissen. Ich kann daher meinem tiefen Dankgefühl keinen besseren Ausdruck geben, als wenn ich sage: Dieser Gott, der alles weiß, segne Sie und Ihre lieben Angehörigen mit seinem reichen Segen! Für mich aber bleibt der Wunsch, daß Gott es mir in meinem Leben einmal schenken möchte, einem andern Menschen auch nur ein klein wenig von dem zu sein, was Sie und Frau Professor mir waren und noch heute sind." — Dem möge noch ein kurzes Wort von Obermedizinalrat v. Gußmann beigefügt werden: „Was Professor Riggenbach ganz im geheimen an ausgedehnter Wohltätigkeit geübt hat, davon wissen nur die zu erzählen, denen sie zuteil wurde; es läge nicht in seinem Sinn, wollten wir viele Worte darüber machen. Wer im Unglück zu ihm kam, ging nie mit leeren Händen von dannen. Das Denkmal, das er sich dadurch in den Herzen vieler Bedrängten gesetzt hat, wird seinen Tod noch lange überdauern."

So mildtätig Riggenbach gegen wirklich Bedürftige war, so ablehnend verhielt er sich gegen diejenigen, welche das Mitleid anderer

mißbrauchten. Grundsätzlich schenkte er keinem Unbekannten etwas, ohne sich vorher über ihn erkundigt zu haben. Pochte nun ein Bettler an seine Türe, so machte Riggenbach ihn darauf aufmerksam, daß er den Bittsteller unweigerlich der Polizei anzeigen werde, falls seine Angaben nicht auf Wahrheit beruhten. Vielfach verschwand ein solcher Besucher daraufhin schleunigst! Wie stolz war Riggenbach, als es der Polizei einst glückte, auf Grund seiner Mitteilungen einen längst gesuchten Gauner zu verhaften! Furcht kannte er nicht: er unterhielt sich auch mit verkommenen Subjekten allein in einem Zimmer und litt es nicht, daß ein Angehöriger ihn begleite. An heiteren Zwischenfällen fehlte es nicht. So kam einmal ein gutgekleideter Fremder zu ihm, der Riggenbach Grüße von mehreren ihm befreundeten Theologieprofessoren aus Tübingen brachte. Im Laufe des Gespräches stiegen dem Hausherrn Zweifel an der Glaubwürdigkeit seines Besuchers auf; er rief die Polizei telephonisch an und bat um Auskunft. Nun stellte es sich heraus, daß alle Angaben — natürlich auch die Grüße! — frei erfunden waren. Als Riggenbach darauf dem Schwindler seine Lügen nachwies, fiel dieser nicht aus seiner Rolle, sondern empfahl sich mit dem Wunsche: „Gott segne Sie!"

Ob die Persönlichkeit des blinden Mannes diesen Landstreichern nicht doch Eindruck gemacht hat? Wir wissen es nicht. Das aber ist uns bekannt, daß eine Predigt, die Riggenbach im Basler Zuchthaus hielt, aufmerksame und dankbare Zuhörer fand, die sich noch lange ihrer erinnerten.

Ganz besonders schön und gemütlich war es, wenn zu dem engsten Familienkreise nur ganz wenige Gäste, mit denen man völlig vertraut war, eingeladen wurden. In solchen Stunden sprühte des blinden Mannes goldener Humor, und wie herzlich konnte er lachen, wenn es ihm gelungen war, irgend jemand aus dem Kreise „aufzuziehen" oder „steigen zu lassen". Aber auch in solch heiteren Augenblicken und Stunden blieb seiner Persönlichkeit ein hoher sittlicher Ernst aufgeprägt. Daher kam man immer wieder wie von selbst auf

tiefere Gespräche, redete von den neuesten literarischen Erscheinungen und geriet unversehens ins theologische Gebiet. Wenn Riggenbach aber dabei den Eindruck bekam, daß man einer Persönlichkeit zu nahe trete, so warnte der Mann, der in der Kritik wissenschaftlicher Arbeiten so scharf sein konnte, eindringlich vor dem Richtgeist und bemerkte dabei: „Das Wort: ‚richtet nicht!' ist kein Verbot, sondern eine Erlaubnis. Wie gut ist es, daß wir nicht richten müssen." Kein Wunder, wenn nach einem solchen Zusammensein ein Basler Pfarrer an Riggenbach schrieb: „Es drängt mich, Ihnen noch einmal zu danken und Ihnen zu sagen, daß die gestern bei Ihnen zugebrachte Zeit für uns zu den reichsten und schönsten Stunden zählt, die uns seit langem beschert worden sind." Und ein deutscher Professor sagte von einem solchen Zusammensein: „Er war der Überwinder, der andern geben konnte; man ging immer gekräftigt fort."

Nicht selten aber gab's auch größere Gesellschaften, zu denen namentlich die Kollegen von der Universität eingeladen wurden. Da war vor allem Professor v. Orelli, den Riggenbach sehr gerne um sich sah; schrieb er doch an Pfarrer Kappeler*) über ihn: „Ich bin von der Lektüre der Briefe v. Orellis tief ergriffen. Die Formvollendung, die ich auch hier bewundere, ist das geringste. Aber welche Herzlichkeit, welche liebevolle Teilnahme an Ihrem Ergehen, welche Treue der Fürbitte bekundet sich in diesen Briefen! Und wie demütig äußert sich v. Orelli über sich selbst, wie übt er fortwährend Kritik an sich selbst, wie spricht er von seinen Schwächen und von seinem Bedürfnis nach Stärkung und Gemeinschaft! Aus seinen Predigten wußte ich ja zur Genüge, daß ein reiches Innenleben in ihm vorhanden war; aber im Privatgespräch hat er solche Töne nur selten angeschlagen." Es ist selbstverständlich, daß eine so tiefangelegte Persönlichkeit in der Gesellschaft viel geben konnte. Auch v. Orellis Nachfolger, Professor Alt,

*) Pf. Kappeler in Zollikon hat im Jahre 1916 „Werden und Wirken von Conrad von Orelli aus dem schriftlichen Nachlaß" dargestellt.

verkehrte viel im Hause Riggenbach, desgleichen die Professoren Bornemann, Mezger, Heinzelmann, Eichrodt, sowie der Historiker Professor Bächtold.

Eine besondere Freude war es ihm, die „Missionsgemeinde" kennen zu lernen und mit den Führern in nahe Fühlung zu treten. So wurde ihm der am 26. Oktober 1931 heimgegangene Inspektor Oettli ein besonders nahestehender Freund. Die beiden Männer teilten Freud und Leid getreulich miteinander und ergänzten sich in ihren Anschauungen in wertvoller Weise.

Von den vielen Gästen, die im Laufe der Jahre aus- und eingingen, seien nur Otto Funcke aus Bremen und die Familie von Bodelschwingh aus Bethel erwähnt. — In seinen letzten Lebensjahren freute sich Riggenbach besonders des höchst anregenden Verkehrs mit Dom Germain Morin, O.S.B., der manchen Abend in seinem Heime zubrachte. So kam es, daß der berühmte Forscher Riggenbach die Frucht seiner Basler Arbeit widmete*) und nach dessen Heimgang schrieb: „Ich werde die Vorsehung immer segnen, daß sie mir diesen Mann auf meinen Weg gestellt hat. Meine Beziehungen zu ihm waren stets eine Wohltat und eine unschätzbare Ehre für mich; die Stunden, die ich in seiner Nähe verlebt habe, werden immer zu den glücklichsten und fruchtbarsten meines Lebens zählen."

Aber wer kennt die Menschen, wer weiß all die Namen derer, die unter diesem gastlichen Dach einige erhebende Abendstunden und eine geruhsame Nacht verbracht haben? Häufig war es so, wie Riggenbach am 28. Oktober 1923 schrieb: „Wir haben fast den ganzen Sommer hindurch deutsche Freunde und Verwandte zum Wohnen bei uns gehabt. Meine Frau hat sich viel Mühe gegeben, ihnen den Aufenthalt so erholungsreich als möglich zu gestalten." Und sie alle schieden aus der Langen Gasse mit dem Eindruck, den Dr. Nägeli in die Worte faßte: „Es ist geradezu bewundernswert, welche Zartheit und Güte

*) Germain Morin: „A travers les manuscrits de Bâle" (Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde. 26. Band. 1927).

und welch fröhliche Glaubenskraft tagtäglich aus diesem Hausvater von Gottes Gnaden hervorleuchtet."

Aber wie Eduard Riggenbach ein Hausvater, so war seine Frau eine Hausmutter von Gottes Gnaden. Die Kinder hingen mit warmer Liebe an ihr. Ihrem Manne wurde sie immer mehr eine unentbehrliche Hilfe, sogar im beruflichen Leben. Als seine Gattin im Jahre 1917 mit Christoph in Hertenstein weilte, schrieb er ihr: „Ich bin froh, daß die letzte Woche vorüber ist. Es hat mir ja gar nichts gefehlt, was Fürsorge und dergleichen anbetrifft, ich habe Dich aber sehr vermißt. Trotz der stets vorhandenen Arbeit sind mir die Tage nur langsam vorbeigegangen." Und seiner Nichte, Frau Dr. Damaschke, teilte er am 26. Mai 1914 mit: „Tante Helene ist am 7. Mai die Treppe hinuntergestürzt und hat den Oberarm gebrochen. Die Heilung ist normal erfolgt; es wird aber noch lange währen, bis der Arm wieder in Ordnung und gebrauchsfähig ist. Mit wahrhaft rührender Hingabe sucht sie mir zu helfen, wo irgend sie kann. Ich habe oft die größte Mühe, sie von wirklicher Überanstrengung abzuhalten. Die relative Hilflosigkeit ist eine schwere Geduldsprobe für sie." Ja, Riggenbach wußte und schätzte es, was ihm Gott in seiner Frau geschenkt hat. Er bekannte es: „Sie hat das Dunkel, das Gott auf meinen Lebensweg gelegt hat, erhellt; sie hat mir das Augenlicht in wesentlichem Grade ersetzt, sie hat mich geleitet und manche Schritte geführt, die ich ohne ihre treue Hilfe nicht hätte wagen dürfen." Und Pfarrer Jehle urteilte richtig: „Ich hatte die größte Hochachtung vor dem Mädchen, die einem körperlich Gehemmten die Hand zum Ehebund reichte. Aber wie reich hat er Sie auch belohnt mit diesen Schätzen von Geist und Gemüt, von denen sogar Fernerstehende so viel mitbekamen. Und welches Glück, einem solch seltenen Manne Gehilfin sein zu dürfen, in noch viel ausgedehnterem Maße als andere Frauen mitarbeiten zu dürfen an seinem Lebenswerk!" Trotzdem sahen es manche als ein großes Opfer an, daß Helene Thurneysen die Gattin eines blinden Mannes wurde. Sie aber antwortete darauf: „Der

Gedanke des Opfers ist mir nie in den Sinn gekommen; ich wollte ihm das Los erleichtern." Dadurch wurde sie sein anderes Ich; so hat sie die schöpfungsmäßige Anlage der Frau (1. Mose 2, 20) in idealer Weise erfüllt. Das hat Dom Morin in die schönen Worte geprägt: „Sie war ihm alles: Gattin, Sekretärin, Krankenschwester und in gewissen Lagen fast eine Mutter." *)

Die Ferien

„Bündelitag" **) — ein Wort, das jedes Basler Herz, jung und alt, jauchzen macht: die Schulen sind geschlossen, die Ferien beginnen. Für uns moderne Großstadtmenschen ist eine zeitweilige „Ausspannung" Lebensbedürfnis; oder nicht? Professor Hilty schrieb am 2. März 1894 an Riggenbach: „... Ich gedenke auf vierzehn Tage oder drei Wochen, d. h. bis zur Bundesversammlung, nach Montreux zu gehen. Das wird, glaube ich, ganz genügen. Nach meiner Erfahrung ist die Erholung, die unsere Art Menschen bedarf, nicht so sehr das „Ausspannen", im Gegenteil: ältere Pferde muß man im Gang erhalten, sonst ist der Neuanfang der Arbeit nur um so schwerer. Das jetzt so beliebte Ausspannen ist eigentlich ganz gegen das Gebot, sechs Tage zu arbeiten, das, wenn nicht eine Krankheit vorliegt, nicht ignoriert werden darf. Was wir brauchen, nicht sowohl wegen der Arbeit, sondern wegen der Art von Arbeit in Stuben, wegen der sitzenden Lebensweise und wegen der einseitigen Anstrengung nur gewisser Teile des Nervensystems, ist Luftveränderung, mehr Verweilen im Freien und mehr Körperbewegung. Daneben aber muß man etwas fortarbeiten nach meiner Erfahrung; denn für die, welche an Müßiggang nicht gewöhnt sind, ist die Arbeit das allerbeste Er-

*) Car vous étiez tout pour le vénéré défunt: épouse, secrétaire, soeur garde-malade, et, à certains moments, presque une mère.

**) Bündelitag = der Tag, an dem man sein Bündel schnürt = der erste Ferientag.

haltungsmittel der Kräfte." Aber auch Hilty würde zugegeben haben, daß für einen Mann, der Tag für Tag über Mitternacht hinaus arbeitete, der nur sonntags spazieren ging und sich werktags pflichtgemäß auf kurze Gänge beschränkte, von Zeit zu Zeit eine gründliche Ausspannung nötig ist, und daß Professor Stoevesandt recht hatte, wenn er am 11. August 1912 an Riggenbach schrieb: „Nun aber sorgen Sie auch für sich und für Ihren Schlaf, der nach so intensiver geistiger Anspannung gewiß der Auffrischung bedarf. Ich denke mir, daß die See und ein ganz faules Bummelleben, soweit Sie dazu imstande sind, das aber an der See am leichtesten durchzuführen ist, Ihnen am meisten helfen werde." — Zu einem „ganz faulen Bummelleben" brachte es Riggenbach allerdings auch in den Erholungszeiten nicht; denn er hatte den gesunden Grundsatz: „Wir dürfen in den Ferien nicht verflachen, sondern müssen vorwärtskommen."

Die Reisevorbereitungen traf Riggenbach selbst. Er bestimmte Zeit, Ort und Dauer der Erholung. Auch die Fahrkarten für Bahn und Schiff besorgte er. In diesen Dingen gewann er bald eine solche Routine, daß ihn dann und wann deutsche Freunde nicht nur bei der Wahl des Ferienaufenthaltes zu Rate zogen, sondern ihn sogar um Ausfertigung des Reiseweges baten. Auch hierin war seine Dienstbereitschaft ohne Grenzen; doch war es für ihn nicht nur Freude, wenn er dann von solchen Herrschaften aus einem ganz andern Winkel Europas eine Ansichtspostkarte erhielt.

Als Ferienaufenthalt kam in erster Linie ein Ort seiner schönen Schweizerheimat in Betracht. In den ersten Jahren des Ehestandes ging man etliche Male ins Heinrichsbad im lieblichen Appenzellerland. Das Engadin sagte Riggenbach weniger zu als der Kanton Wallis. Besonders gerne aber war er im Berner Oberland. Gelegenheiten, auf einem See zu fahren, waren ihm stets erwünscht. Die Seeluft beruhigte seine Nerven und brachte ihm manchmal den so viel entbehrten Schlaf.

Das größte Ferienvergnügen aber war für ihn die Wanderung in der freien Natur. So berichtete er von der Riederalp im Wallis: „Mit Vergnügen wandere ich über Stock und Stein, wozu die Gegend reichlich Gelegenheit bietet.“ Im Sommer 1906 ging man nach Splügen. Er ist entschlossen: „Wenn das Wetter es zuläßt, möchte ich den Weg von Thusis nach Splügen jedenfalls zu Fuß machen.“ Das ist eine ganz respektable Tour, und nur wenige Reisende machen diese letzte Wegstrecke auf Schusters Rappen; die meisten benützen die günstigen Fahrgelegenheiten. Von seinem Sommeraufenthalt im Jahre 1904 schrieb er: „Die Ferien haben wir unserem Plane gemäß in Engelberg zugebracht. Der Aufenthalt war vom schönsten Wetter begünstigt, so daß wir recht viele Exkursionen*) machen konnten. Ich habe beinahe alle kleineren Anhöhen in der Umgebung bestiegen. Die größte Leistung war eine Steigung von 1400 Meter.**) Gar zu gerne wäre ich auch auf den Titlis gegangen. Der Führer hielt es nicht für unmöglich, riet aber doch davon ab, und so ließ ich Christoph mit Herrn Kandidat Frei allein ziehen. Dafür wanderte ich mit ihnen zum Schluß der Erholungszeit auf den Pilatus.“ Und von Wengen aus teilte er am 28. Juli 1902 seiner Mutter mit: „Am Freitag waren wir am Trümmelbachfall und am Samstag auf dem Lauberhorn. Ich machte bei diesem Anlaß noch mit meinem Begleiter einen Abstecher auf den Eigergletscher, wohin ein bequemer Spazierweg führt.“ Am 11. August fuhr er fort: „Wir haben mehrere hübsche Ausflüge machen können: Eigergletscher, Isenfluh, Biglenalp. Am Mittwoch sind wir über Wengernalp nach Grindelwald gegangen, von dort nach Zweilütschinen und Lauterbrunnen und zuletzt nach Wengen zurück. Es war eine flotte Tageswanderung von beinahe zehn Stunden. Auch nach dem Männlichen sind wir marschiert, und zwar haben wir zum Aufstieg den schroffen Fußpfad direkt von hier aus gewählt, wogegen wir zum Abstieg den weniger steilen Weg über die Scheidegg vor-

*) Die Frau Gemahlin ersehnte allerdings dann und wann einen Regen- und Rasttag.
**) Widderfeld 2078 m.

zogen." Kein Wunder, daß Pfarrer Kappeler schrieb: „Ich kriege ordentlich Respekt vor Deinen Berg- und Gletschertouren. Da komme ich schon nicht mehr nach." Zu letzteren ist auch die Traversierung des Aletschgletschers zu zählen, die Riggenbach besonderen Genuß bereitete. Am Arm eines erprobten Bergführers überschritt er das ewige Eis. Ein früherer Amanuensis sagt daher im „Kirchenfreund": „Schon seine Beherrschung des Körpers, seine Gewandtheit, Sicherheit und Ausdauer, seine Marschfreudigkeit im Tal und im Gebirge waren ganz bemerkenswert. Unvergeßlich bleibt mir eine gemeinsame Besteigung des Eggishorns im Sommer 1908. Neben der Stählung des Leibes durch die Marschübungen genoß er in vollen Zügen die würzige Alpenluft. Die Aussicht ließ er sich beschreiben. Noch kurz vor seinem Tode trug er sich mit dem Gedanken, eine Schrift über den Naturgenuß des Blinden herauszugeben." Man kann oft sagen hören, die Blinden liebten es nicht, daß man ihnen von der Schönheit der Natur spreche, weil solche Schilderungen sie an den Mangel der Sehkraft erinnerten und darum wehmütig stimmten. Der Takt gebiete darum Zurückhaltung. Riggenbach ließ sich jedoch sehr gerne aufs genaueste erzählen, was zu sehen war, und dabei äußerte er oftmals, er sei froh, daß er wenigstens in seiner Jugend das Augenlicht besessen habe; dem sei es zu danken, daß er sich eine Vorstellung von den Dingen machen könne, die man ihm beschreibe. Professor Stoevesandt, dem das Zusammensein mit Riggenbach in den Ferien geradezu „ideal" erschien, berichtete über ihn: „Er war stets ein fröhlicher Christ und hatte seine Heimat glühend lieb. Mit Begeisterung konnte er in den Ferien in gelegentlichen Predigten oder Bibelstunden die Schönheiten der Alpen als ein Geschenk Gottes preisen und so anschaulich schildern, daß kein Zuhörer, der ihn nicht kannte, auf den Gedanken kam, daß er blind sei. Er wanderte gern und freute sich an der reinen Luft, am Rauschen der Bäche, am Geläute der Kuhglocken und war dabei über die Aussicht immer so orientiert, daß er oft, wenn jemand einen Berggipfel falsch benannte, ihn korrigierte." Mit seiner

Nichte, die in dieser Gegend damals noch völlig unbekannt und darum ganz auf seine Leitung angewiesen war, stieg er von Lauterbrunnen nach Wengen und machte sie auf alles aufmerksam, was auf diesem Wege zu sehen war. Kam man nach einem schönen, aussichtsreichen Gang nach Hause, so wußte er alles, was man erlebt hatte, so lebhaft und anschaulich darzustellen, daß man meinen konnte, er habe es mit eigenen Augen gesehen.

Wer auf diesen Wanderungen den blinden Professor führte, nahm natürlich ein gutes Stück Verantwortung auf sich. Neulinge hielten ihn meist krampfhaft am Arme fest, was ihm nicht angenehm war. Er liebte eine möglichst freie Führung. In der Regel faßte man sich einfach an der Hand, wurde der Weg schmal und schmäler, so zog man im Gänsemarsch weiter, wobei sich Riggenbach am Rockschoß des Geleitsmannes hielt. Kurze Weisungen über den Pfad waren ihm erwünscht: „Auf! ab! großer Schritt, Bächlein!" Diese Weisungen befolgte er pünktlich. Das erleichterte dem Führer Aufgabe und Verantwortung. Ungehalten konnte er über Kurgäste werden, die zum erstenmal im Gebirge waren und allen Mahnungen und Warnungen zum Trotz eigene Wege einschlugen. Riggenbach kannte seine Berge und war vorsichtig. Aber das Wetter in den Alpen hat seine Tücke. Einmal wanderte man von Grindelwald aufs Faulhorn. Als die kleine Gesellschaft den Berg zur Hälfte erstiegen hatte, schlug unvermutet das Wetter um. Je höher man kam, um so schlimmer wurde es. In Strömen prasselte der Regen nieder, so daß alle völlig durchnäßt auf dem Gipfel ankamen. Man ließ sich aber dadurch die gute Stimmung nicht nehmen. Beim Trocknen der Kleider wußte Riggenbach so viel Ergötzliches zu erzählen, daß einer der Beteiligten schreiben konnte: „Diese Szene ließ an Fröhlichkeit nichts zu wünschen übrig; es war eine der heitersten Stunden, die ich erlebt habe."

Im Sommer 1903 verlebte Riggenbach zum erstenmal, 1907 zum zweitenmal seine Ferien an der Nordsee. Weitere Reisen folgten später. Aber auch in Amrum kam es nicht zu dem „ganz faulen

Eduard Riggenbach überschreitet einen Bergbach,
von seinem Töchterchen geführt 1909

Bummelleben", das Professor Stoevesandt für seegemäß hielt. Der damalige Amanuensis schrieb: „Ein Ferientag verlief etwa so: Nach dem Frühstück ging Riggenbach, wenn keine Privatkorrespondenz zu erledigen war, an den Strand, um sich in die Ferienlektüre zu vertiefen. Damals mußte ich ihm den dritten Band der Bismarckerinnerungen und Friedländers Sittengeschichte Roms vorlesen. Nachmittags wurde gelegentlich noch ein bis zwei Stunden gelesen, meist aber gewandert. Riggenbach war ein großer Läufer; er liebte es sehr, der See entlang zu streifen." Aber auch das Baden wurde nicht vergessen. Er hatte es gerne, wenn die Wellen hoch gingen. Der Bademeister rief ihm daher einmal zu: „Wenn Sie durchaus ertrinken wollen, so können Sie ja ertrinken." Der Aufenthalt in Amrum bekam für Riggenbach eine besondere Würze durch den Verkehr mit dem alten Pastor von Bodelschwingh. Pfarrer Stier erzählt im „Gemeindeblatt von Hadersleben": „Unvergeßlich ist es mir, wie Bodelschwingh und Riggenbach einmal über die Frage sprachen: ‚Sind wir alle blind geboren?' Eine ergreifendere Stunde erlebte ich noch nie." Infolge des Versagens des Kurpfarrers wurde Riggenbach manchmal während des Abendessens gebeten, die Andacht zu halten. „Diese aus dem Moment geborenen und aus dem Innersten geschöpften Ansprachen gehören zu den schönsten, die ich aus seinem Munde gehört habe," urteilte einer der Zuhörer. Und Pastor von Bodelschwingh bekannte, noch nie eine so tief eingehende und zugleich praktische Bibelauslegung gehört zu haben wie diejenige, welche Riggenbach in der „Friesenstunde" darbot. — Der tägliche Umgang mit diesem bedeutenden Manne war für Riggenbach eine große Freude, und er zehrte sein Leben lang von dem, was ihm dieser gegeben hatte. Bodelschwinghs große Liebe, seine Tatkraft und seine Bescheidenheit, die Vornehmheit seiner Gesinnung und Persönlichkeit, sowie sein Mitleid mit den Elendesten berührten Riggenbach tief. Wie nahm sich Vater Bodelschwingh aller Bekümmerten an, und wie wertvoll waren seine Andachten! Er konnte allerdings ganz unerwartet einen Anwesenden

nach seiner Meinung fragen, mißfiel ihm die Antwort, so sagte er dies offen. Er umgab Riggenbach mit einem rührenden Zartgefühl; ohne daß er viel sagte, merkte man doch, wie er ihn bedauerte. In wichtigen Fragen bat er ihn gern um seinen Rat. Welchen Genuß bereitete es Riggenbach, Bodelschwinghs Erzählungen aus dem Kriege von 1870 zu lauschen! Später erfüllte es ihn mit inniger Freude, daß ihn die gleiche Freundschaft mit Bodelschwinghs Söhnen verband.

Neben dem Ernst kam in den Ferien die Fröhlichkeit nicht zu kurz. Als anläßlich eines geselligen Abends drei Zürcher Pfarrer im Amrumer Hospiz Schweizer Lieder sangen, war unser Basler Theologe der Vierte im Bunde. Die Darbietungen fanden solchen Beifall, daß sie an den folgenden Tagen auch in den anderen Hospizen wiederholt werden mußten. Dabei ereignete es sich zu Riggenbachs größtem Vergnügen, daß ihn der damalige Reichstagsabgeordnete Lattmann fragte: „Haben Sie öfters Gelegenheit, so zu singen?" „Nein," erwiderte er, „das leiste ich mir nur in den Ferien!" Aber noch lange freute er sich königlich darüber, daß man ihn für einen „Bänkelsänger" gehalten hatte.

Manche Menschen lieben es, ihre Ferien Jahr um Jahr an dem nämlichen Ort zu verbringen. Davon war Riggenbach kein Freund. Ihm gewährte es große Befriedigung, neue Gegenden und Verhältnisse, vor allem auch neue Menschen kennen zu lernen. „Was uns den Aufenthalt im Palmenwald*) besonders angenehm machte," schrieb er am 30. August 1900, „war der reichliche Verkehr mit ansprechenden Persönlichkeiten. Während der letzten acht Tage waren wir mit Professor Kähler zusammen, von dem ich in der kurzen Zeit des Beisammenseins viel gelernt habe. Wir haben, um ihn genießen zu können, unsern Aufenthalt um zwei Tage verlängert, und gerade diese beiden Tage sind besonders ergiebig gewesen und haben mein Verhältnis zu Kähler zu einer eigentlichen Freundschaft gestaltet." —

*) Christliches Kurhaus in Freudenstadt, s. S. 161.

In Freudenstadt lernte er auch die Familie Carstens aus Bremen kennen. Mit herzlicher Dankbarkeit nahm der Blinde das gütige Anerbieten von Richter Carstens an, ihm vorzulesen, und zwar — wie jener feinfühlig bemerkte — nur das, was Riggenbach interessierte und wünschte. Doch kam auch der Vorlesende auf seine Rechnung, und Fritz Reuters Erzählungen erfreuten ihn ebenso wie seinen Zuhörer. Aus diesem geistigen Verkehr erwuchs eine lebenslange Freundschaft. — Im Sommer 1902 traf Riggenbach in Wengen mit Pastor Otto Funcke und dem späteren Generalsuperintendenten Lahusen zusammen. Die Männer verstanden einander so gut und lernten sich gegenseitig so schätzen, daß es zu einer durch die Jahre hindurch bleibenden Verbindung kam. — Schön und wertvoll war immer das Zusammensein in den Ferien mit Professor Adolf Schlatter aus Tübingen; so im Jahre 1920 in Sedrun*). Fünf Theologen saßen im Kreise: Professor Schlatter und sein Sohn, Professor Riggenbach, Inspektor Schlitter und der damalige Kandidat Wolf. Eine gewaltige, dampfende Kaffeemaschine stand auf dem Tisch. Und nun ging's um zwei Uhr an die Hauptfragen der Theologie. Die Kosten der Unterhaltung wurden fast ausschließlich von den beiden Professoren bestritten. Als die Zeit des Abendessens kam, waren die Probleme noch lange nicht gelöst. — Die Ferien in Sedrun haben aber auch ein recht schweres Erlebnis gebracht. Herr und Frau Professor Riggenbach hatten zwei Töchterlein einer deutschen Nichte zu einem Ferienaufenthalt in die Schweiz eingeladen. Die beiden Kinder litten, wie damals fast die gesamte Jugend in Deutschland, stark an Unterernährung. Sie erholten sich aber in den Bergen rasch. So konnte man einen größeren Ausflug wagen. Man hörte die Murmeltiere pfeifen und sah wohl auch eines dieser scheuen Geschöpfe. Alles war in bester Stimmung, da wurde das jüngere Mädchen von einer Schlange in die Hand gebissen. Man tat, was man in einem solchen Notfall tun konnte, und

*) Dorf im Kanton Graubünden.

trat dann unverzüglich den Heimweg an. Kandidat Wolf nahm das Mädchen auf die Arme und trug es sechs Kilometer weit nach Sedrun. Ärztliche Hilfe war glücklicherweise bald zur Stelle; aber drei Tage lang schwebte das Kind in Todesgefahr, und es bedurfte noch lange der treuen Pflege der lieben Tante, bis es wieder völlig erstarkt war. Der katholische Arzt sagte damals dem kranken Kinde, es habe seine Genesung nur dem Gebet des Herrn Professors zu verdanken. — Die beiden Mädchen waren ihrem Onkel in herzlicher Liebe zugetan und sandten zu Weihnachten einen Bibelkalender, der in Basel große Freude machte und ihnen einen schönen Brief des Beschenkten eintrug: „Es war lieb von Euch, gerade einen Bibelkalender auszuwählen; und wie sinnig habt Ihr ihn mit Sprüchen und Bildern ausgeschmückt, welche alle darauf hinweisen, daß die Weihnacht uns das Licht gebracht hat, das auch mir leuchtet. Dieses Licht ist in der Tat meines Lebens Freude und hat mich selbst in den dunkelsten Stunden meines Lebens immer wieder erquickt und aufgerichtet."

Frau Professor Riggenbach hatte aber nicht nur in Sedrun, sondern auch sonst in den Ferien Samariterdienste zu tun. So hatte ihr der frühere Oberhofprediger E. v. Dryander seine in Langenbruck krank liegende Tochter ans Herz gelegt. Wie diese Pflege geübt wurde, geht aus folgendem Brief hervor: „Hochverehrte Frau Professor! Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen und Ihrem hochverehrten Herrn Gemahl meine wärmsten Dankesgrüße für die Güte zum Ausdruck bringe, mit der Sie meine Bitte gewährt und meiner Tochter sich angenommen haben. Sie haben das mit einer so überwältigenden und rührenden Güte getan, daß jeder Brief, den ich von meiner Tochter erhielt, von Freude und Dankbarkeit überströmte und nur die Sorge bei mir laut wurde, es möchte Ihnen aus der weit über das erbetene Maß hinausgehenden Teilnahme eine Belastung erwachsen, die Ihre eigene Erholung schädigen könnte. Seien Sie gewiß, daß ich Ihre Freundlichkeit in dankbarster Seele bewahre. Sie haben ja selbst erlebt und erleben es täglich, was es bedeutet, mit andern zu leiden und zu tragen, und welches

Eduard Riggenbach mit seiner Gattin und zwei Großnichten,
Ursula und Barbara Damaschke 1920

Maß an Erquickung von freundlich aushelfender und teilnehmender Liebe ausgeht. Daß Sie von dieser Erfahrung auch uns Fremdlinge mitprofitieren lassen, dafür segne Gottes Gnade und Freundlichkeit Sie täglich mit neuer Kraft und neuer Freudigkeit, Liebe zu erweisen!"

Eduard Riggenbach besaß ein solches Maß von Arbeitsfreudigkeit, daß er keinen Genuß von den Ferien gehabt hätte, wenn die geistige Tätigkeit ganz eingestellt worden wäre. Besonders lieb war es ihm, daß er wenigstens in der Erholungszeit lesen konnte, was er wollte. Während des Semesters war ihm dies unmöglich, da ihn der Mangel des Augenlichts nötigte, seine ganze Zeit und Kraft auf die Pflichtaufgaben zu konzentrieren. Mit jedem seiner Angehörigen las er ein anderes Buch. Dabei sorgte er dafür, daß es bei keinem an Gemütanregendem und Erhebendem fehle. — Aber auch die wissenschaftliche Arbeit ruhte nicht ganz. Am 12. September 1926 schrieb er an Professor Alt: „Wir sind im August zweieinhalb Wochen auf dem Chaumont bei Neuenburg gewesen. Ich habe mehrere Rezensionen verfaßt, unter anderen eine über Schlatters prächtiges Buch: ‚Die Geschichte der ersten Christenheit'." — Das war aber nicht nur in seinen letzten Lebensjahren so; schon von Anfang an war er gewohnt, auch in den Ferien nicht ganz zu rasten. Man kann es daher verstehen, daß seine Mutter ihm einmal schrieb: „Weniger erfreut hat es mich, daß Du, lieber Eduard, auch in Langenbruck so tief in der Arbeit steckst, und ich hoffe, Du gönnest Dir doch auch etwas Erholung."

Es ist schon erwähnt worden, daß Riggenbach ein starkes Bedürfnis nach Geselligkeit hatte. Er pflegte sich selbst im Scherz einen „Menschenfresser" zu nennen. Er konnte vorzüglich erzählen und verfügte stets über einen guten Humor. So war er überall willkommen, und man freute sich, wenn es hieß: Professor Riggenbach kommt. Eines Tages meldete sich nun Professor Albert Riggenbach in Adelboden an. Als er eintraf, mußte er seinem Bruder mitteilen: „Männiglich bedauerten all die Herren, daß der unrichtige Riggenbach hiehergeflogen sei."

Und nun noch ein Ferienerlebnis. Es war in Wengen, Mitte August 1902. Ein klarer, feierlicher Himmel breitete sich über der Landschaft aus. Das trieb eine kleine Gesellschaft zu später Abendstunde auf das damals nur sechs bis acht Personen fassende „Staubbachbänkli". Man sprach nicht viel; es waren alle überwältigt von dem, was die herrliche Natur uns von der Größe Gottes sagte. Da stieg der Vollmond über der „Jungfrau" empor. Ein „Ah!" aus aller Mund! Dann stimmte, ohne ein Wort zu sagen, Eduard Riggenbach an, und Funcke, Lahusen und die andern fielen ein: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!" Zum Schluß erklangen noch ein paar Loblieder. Das war eine Stunde, in der Gott mit uns geredet hat.

Nach dem Heimgang Riggenbachs schrieb Ludwig Köhler in der „Neuen Zürcher Zeitung": „Vor sechs oder sieben Jahren traf ich Professor Riggenbach wieder einmal auf einer Fahrt über den Brienzer See. Es war ein strahlender Morgen. Aber größer als der Berge Pracht war doch die Tatsache, daß ein seit seiner Jugend blinder Mann in vollem Genuß und dankbar sich freuend durch die herrliche Schöpfung fuhr. Wenn er sonst nichts geleistet hätte, als daß er so ganz und so erhebend fertig wurde mit der Ergebung in das Fehlen des gerade für den Gelehrten anscheinend unentbehrlichen Sinnes, so müßte man mit Achtung vor ihm stillestehen."

Prüfung und Bewährung

In der Gedächtnisrede, die Riggenbach seinem entschlafenen Kollegen Conrad v. Orelli in Basel gehalten hat, finden sich die Worte: „Man hat es oft unbegreiflich gefunden, daß Gott seine auserwählten Knechte durch besonders schwere Prüfungen heimsuche. Professor v. Orelli hat darin nie ein Rätsel gesehen. Er betonte stets, der Glaube müsse durch das Leiden erprobt, geläutert und bewährt werden, und man hatte den Eindruck, er rede dabei von Selbsterlebtem." Was Eduard

Riggenbach hier von Professor v. Orelli sagt, paßt Wort für Wort auf ihn selbst. Auch über seinem Leben stand trotz aller Erfolge die paulinische Losung: „Wir müssen durch viel Trübsale ins Reich Gottes eingehen." Solange Tod und Grab ihr Herrschaftsrecht ausüben, wird die Saat, die wir in die Furchen der Zeit streuen, vielfach eine Tränensaat sein. Das mußte auch Eduard Riggenbach erfahren. Sehr nahe ging ihm schon am Anfang seines Ehestandes der Heimgang seiner Schwiegermutter, die er von Herzen lieb gewonnen hatte. Zu einer wirklichen Anfechtung aber wurde ihm die Erkrankung und der Tod seines geliebten Bruders Louis. Dieser hatte sich in seiner Jugend einer kräftigen Gesundheit erfreut, wurde aber in seinen besten Mannesjahren von einem Lungenleiden befallen, das ihn nötigte, sich von seinem Beruf als Rechtsanwalt zurückzuziehen und in Davos seiner Gesundheit zu leben. An dem schweren Leiden des Bruders nahm er den innigsten Anteil. Eine Freude war es ihm, daß der Kranke im Glauben an seinen Heiland die Kraft gewonnen hatte, die schwere Zeit seines Leidens mit mannhafter Festigkeit zu tragen. Als eine plötzlich ausbrechende Lungenentzündung das Leben des erst vierzigjährigen Mannes bedrohte, eilte er mit seinem Bruder Albert nach Davos, konnte den Sterbenden noch sprechen, ihm das heilige Abendmahl reichen, mit ihm beten und der jungen Frau beistehen. Der Tod des Bruders am 26. September 1899 schlug dem Herzen Eduard Riggenbachs eine tiefe Wunde, die nur langsam vernarbte. Im Blick auf die Witwe und die des Vaters beraubten drei Kinder stieg manchmal die Frage in ihm auf: „Herr, warum also?" Nur sein fester Glaube an Gottes Weisheit und Güte gab ihm über alle Warumfragen den Sieg.

Vierzehn Monate später stand Eduard Riggenbach abermals vor Tod und Grab. Am 13. November 1900 wurde sein Schwiegervater, Dr. Eduard Thurneysen, von dieser Erde abgerufen. Was der Heimgegangene seinen Töchtern und Schwiegersöhnen war, das bekundeten diese bei der Trauerfeier mit den Worten: „Wir haben an ihm einen treubesorgten Vater verloren, der bis ins einzelnste an unseren Inter-

essen und Aufgaben teilnahm. Seinen Rat, der stets auf ein wohlerwogenes, selbständiges, gerechtes und maßvolles Urteil sich gründete, werden wir in Zukunft schmerzlich vermissen." Mit dem Hinscheiden des Schwiegervaters verlor Eduard Riggenbach eine große Hilfe und manche geistige Anregung. Nicht nur zeigte er an seinen wissenschaftlichen Arbeiten reges Interesse, sondern er orientierte ihn auch über innere und äußere Politik und suchte ihm seine Blindheit so viel als möglich mit Verständnis und Liebe zu erleichtern. Eduard Riggenbach dagegen durfte seinem Schwiegervater in Zeiten schwerer Melancholie eine kräftige Stütze sein.

Tiefen Schmerz brachte Riggenbach der Heimgang seines geliebten Vaters im Herbst 1909. Dieser hatte stets mit stiller, warmer Anteilnahme das Leben und Werden seines jüngsten Sohnes verfolgt, welcher ihm trotz seiner Blindheit die treueste Hilfe bot. Mit welch freudiger Eile stieg der hoch in den Achtzigern stehende Herr jeweils die Treppen herunter, wenn er die Stimme seines Eduards erkannte und achtete nicht der Schmerzen seiner kranken Füße! Er wollte von allem wissen, was seinen Sohn betraf, dessen Besuch ihm den Sonntag erst zum frohen Feiertage werden ließ. So ist es nicht verwunderlich, daß Riggenbach seine väterliche Liebe bis zum letzten Tage des eigenen Lebens vermißte.

Ende Juli 1914, also unmittelbar vor Ausbruch des Weltkriegs, entschlief Riggenbachs Mutter. Er gönnte es der hochbetagten Dame, daß sie die Schrecken der kommenden Jahre nicht mehr erleben mußte, und schrieb am 31. Juli 1914: „Wie gut ist es meiner lieben Mutter gegangen, die wir gestern ins Grab gelegt haben; sie braucht sich jetzt nicht mehr um all das zu sorgen, was in der nächsten Zeit eintreten kann." Ihn selbst aber ergriff tiefe Wehmut, als er sich bewußt wurde, kein Elternhaus mehr zu haben. Wie diese Erlebnisse auf sein Innenleben wirkten, zeigt die Niederschrift vom 4. August 1914: „Heute nachmittag bin ich mit meinem Bruder Albert in dem verwaisten Elternhaus gewesen. Es macht einen eigentümlichen Eindruck,

wenn man durch die Räume schreitet, in denen man so viel erlebt hat, und dabei weiß, daß man sie bald für immer zum letztenmal betreten haben wird. Alle möglichen Erinnerungen wachen wieder auf, und man bekommt einen starken Eindruck von der Vergänglichkeit alles Irdischen."

Zu einer besonders schweren Glaubensprüfung wurden ihm die Erlebnisse seines Sohnes. Christoph Riggenbach hatte seine Studien der Rechtswissenschaft in Basel mit Erfolg zu Ende geführt. Am 8. Juli 1916 erwarb er magna cum laude den juristischen Doktorgrad auf Grund einer Dissertation über „Die Tötung und ihre Folgen. Ein Beitrag zur alemannisch-schweizerischen Rechtsgeschichte im Mittelalter" *). Ehe er nun in die praktische Arbeit eintrat, nahm er am Zentralfest seiner Studentenverbindung, der Zofingia, teil, um seine Studienfreunde aus der Schweiz nochmals zu sehen. In der Nacht vom 15. zum 16. Juli zogen einige übermütige Kommilitonen vor seine Wohnung in Zofingen. Christoph Riggenbach trat ans Fenster, um zu sehen, was der Lärm bedeute. Sofort sah er, daß einer der Studenten, den er genau erkannte, mit einem aufgegriffenen Bohnenstecken gewaltsam die Fensterläden öffnen wollte. In demselben Augenblick aber wurde er von der Stange so unglücklich am Kopf getroffen, daß die Spitze derselben neben dem linken Auge eindrang, das Gehirn streifte und abbrach. Zunächst erschien der Unfall nicht zu ernsthaft; aber bereits am nächsten Tage trat Blutvergiftung und hohes Fieber ein, so daß sich die Überführung des Verletzten in die Klinik nach Basel notwendig machte, woselbst eine Hirnhautentzündung festgestellt wurde. Der

*) Die Dissertation erschien in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte XLIX Germ. Abt. 1929. (Verlag von Hermann Böhlaus Nachfolger, Hofbuchdruckerei und Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Weimar.) Professor Rudolf His in Münster i. W. sagt als Anmerkung: „Die nachstehende, 1916 entstandene Arbeit des leider 1918 in jugendlichem Alter verstorbenen Verfassers bringe ich, da sie eine Lücke ausfüllt, im Einverständnis mit der Schriftleitung dieser Zeitschrift im folgenden zum Abdruck, um sie so allgemein zugänglich zu machen, ihre Ergebnisse zur Erörterung zu stellen und die reiche Materialsammlung, auf der sie aufgebaut ist, den Fachgenossen zu vermitteln."

überaus tüchtige und geschickte Professor de Quervain öffnete den Schädel, um nach dem Krankheitsherd zu suchen. Sein Bemühen war jedoch zunächst vergeblich.

So fanden die aus den Ferien zurückgerufenen Eltern ihren Sohn in großer Lebensgefahr und im Anfangsstadium des Starrkrampfes. Es folgte eine Zeit unsäglichen Leidens, das der Kranke mit großer Geduld und Tapferkeit trug. So sehr ihm, wie auch seinen Angehörigen, die warme Teilnahme der Freunde wohltat, so tief schmerzte es alle, daß der Täter sich nie entschuldigte oder ein Bedauern aussprach, vielmehr leugnete, den unglücklichen, wenn auch ungewollten Stoß geführt zu haben, ja daß sogar versucht wurde, die Schuld auf einen Kommilitonen abzuwälzen.

Vorübergehend trat in dem Befinden des Verletzten eine Besserung ein; aber dann kamen erneut vermehrte Schmerzen. Am Geburtstage des Vaters trat am Auge ein Stückchen Holz zutage. Professor de Quervain war beim Hervorholen desselben erschüttert, ein 5 cm langes, mit zwei Widerhaken versehenes Stück Holz, an dem noch Erde klebte, in der Hand zu halten. Die wiederholt folgenden schweren Operationen, die das Leben des Sohnes immer wieder aufs Spiel setzten, bedeuteten für die Eltern, durch das fortgesetzte Schweben zwischen Furcht und Hoffnung, qualvolle Zeiten. Der besorgte Vater, der selbst in seinem Leben genugsam erfahren hatte, was Leiden heißt, besuchte seinen geliebten Sohn täglich in der Klinik, ihm liebevolles Verständnis entgegenbringend. Trotz seiner Qualen, die durch den immer weiter tobenden Weltkrieg, den er im tiefsten Innern miterlebte, noch vermehrt wurden, war der Vater dem behandelnden Professor noch ganz besonders dankbar, daß er ihm stets die volle Wahrheit über den bedenklichen Zustand seines Sohnes sagte. Während dieser Zeit schrieb er an Pfarrer Gelzer: „Die Krankheit unseres Sohnes weckt mancherlei Fragen. Da merkt man immer wieder, wie rasch wir mit unserer Weisheit zu Ende sind. Was wird es sein, wenn wir alles im Lichte schauen dürfen! Bis dahin gilt es, Glauben

zu halten, und die Treue Gottes sorgt reichlich dafür, daß es uns nicht an Spuren seines gnädigen Waltens fehlt."

Endlich schien die Genesung sich einstellen zu wollen, so daß Christoph nach Hause entlassen werden konnte zur großen Freude aller Angehörigen, für die es ein Wunder war, daß Gott sein Leben erhalten hatte. Doch schon nach kurzer Frist sollte die Leidenszeit von neuem beginnen. In der Nähe des Sprachzentrums hatte sich Eiter in großer Menge gebildet, der durch eine besonders schwere, fast hoffnungslose Operation in der Klinik glücklich beseitigt wurde. Der Sohn wurde den Eltern neu geschenkt. Zu Weihnacht durfte er gesund heimkehren, doch blieb die Angst vor Nachwirkungen der schweren Krankheit. Der Vater schrieb am 20. Januar 1917 an Pfarrer Gelzer: „Am 23. Dezember hat unser Sohn ins Elternhaus zurückkehren dürfen. Sie können sich denken, welche Freude das war. Wir können nur sagen, daß ein Wunder an ihm geschehen ist. Er ist natürlich noch schonungsbedürftig, fühlt sich aber ganz wohl. Die Entzündung der Augennerven, welche in Verbindung mit dem Abszeß im Gehirn aufgetreten war, ist fast ganz verschwunden und gibt nach Aussage von Professor Mellinger zu keiner Besorgnis Veranlassung. Auch Professor de Quervain ist mit dem Verlauf der Heilung außerordentlich zufrieden. Wir müssen uns nur schämen, wie gnädig Gott unsere Gebete über Bitten und Verstehen erhört hat. Wir wollen nie vergessen, welchen Dank wir ihm schulden."

Doch die Zeit der Prüfung wollte nicht enden. Im März 1917 mußte zu einer vierten, lebensgefährlichen Operation geschritten werden. Professor de Quervain öffnete den Schädel so weit, als er eben vertreten konnte, in der Hoffnung, den neuerlich entstandenen Krankheitsherd zu entdecken. Vergeblich. Trotz verschiedener Röntgenaufnahmen war er nicht zu finden. In vielfacher Lebensgefahr schwebend hatte der Patient unsagbare Leiden auszustehen. Nach ungefähr zwei Wochen des Bangens konnte ein noch zurückgebliebenes Stück Holz entfernt und dadurch das verletzte Auge in die richtige Stellung

gebracht werden. Langsam erholte sich der Kranke. Die Nerven waren sehr mitgenommen, der ganze Organismus erschüttert. Dennoch war der Genesende immer geduldig und überaus tapfer; er freute sich dankbar über jeden Beweis der Liebe. Des öfteren äußerte er, wie froh er sei, leiden zu dürfen und nicht der Täter zu sein.

Im Frühjahr 1917 durfte Christoph Riggenbach mit seiner Mutter, bei der die Aufgaben und Sorgen der langen Krankheitszeit eine große Erschöpfung hervorgerufen hatten, eine schöne und gesegnete Erholungszeit in Hertenstein verleben. Dorthin schrieb Riggenbach am 10. Mai 1917: „Ob wir beanspruchen dürfen, je wieder ein ganz ‚sorgenfreies' Leben zu haben, ist mir fraglich. Wir wollen nur immer mehr lernen, all unsere Sorgen auf den zu werfen, der versprochen hat, unsere Sorgen auf sein Herz zu nehmen. Denke daran, wie viele Tausende von Menschen — ich sollte eher Millionen sagen — befinden sich in viel ungünstigerer Situation als wir. Wir wollen täglich unsere Bürde auf uns nehmen und ernstlich darnach trachten, daß uns die Sorgen und Hemmnisse zu Erziehungsmitteln für das Reich Gottes werden."

Noch bis in den Herbst des Jahres 1917 mußten die Eltern die schwere Bürde tragen. Endlich aber wurde die Last leichter. Die Kräftigung Christophs machte zusehends Fortschritte. Ostern 1918 hatte er die Arbeitsfähigkeit wieder völlig erlangt und wandte sich nun seiner praktischen Berufsarbeit zu. Er trat zuerst bei der Zivilgerichtsschreiberei, dann bei der Staatsanwaltschaft als Volontär ein. Vorgesetzte und Mitarbeiter kamen ihm aufs freundlichste entgegen, und die Befriedigung über seine Berufstätigkeit beglückte ihn nach der erzwungenen Muße der vorhergegangenen Zeit doppelt. Die Prüfung hatte ein Ende; der Feind war abgewehrt. Mit Loben und Danken schloß man den Sohn als neues Gottesgeschenk in die Arme. Da brach unvermutet ein neuer Sturm los.

Am 2. Dezember 1918 wurde Christoph Riggenbach von der Grippe befallen. Zunächst schien sie gutartig zu verlaufen, nahm aber bald

eine bedrohliche Wendung. Selbst den angespannten Bemühungen des Hausarztes gelang es nicht, die Krankheit zu bannen. Auch die Eltern wurden von der entsetzlichen, pestartigen Seuche ergriffen; trotzdem schleppten sie sich zum Lager des teuren Kranken. Sie wußten, daß der Engel des Todes in ihr Haus getreten war, und der Vater erfüllte seine priesterliche Pflicht, den heißgeliebten Sohn auf seinen Heimgang vorzubereiten. In festem Glauben an die Vergebung der Sünden und in vollem Vertrauen in die göttliche Liebe entschlief Christoph Riggenbach nach furchtbaren Leiden am Abend des 11. Dezember 1918 in Gegenwart des schwerkranken, blinden Vaters, welcher in namenlosem Weh auf die letzten, schwächer und schwächer werdenden Atemzüge des unsagbar geliebten Kindes lauschte und es, wenn auch unter bittersten Schmerzen, doch in tiefer Beugung unter Gottes Willen in dessen Hände zurücklegte.

Das Sterben des Sohnes war die härteste Glaubensprüfung, die Eduard Riggenbach zu bestehen hatte; nach seiner eigenen Aussage trug er an diesem Erlebnis noch schwerer als an seiner Blindheit. „Unser Herz blutet", sagt er in der Lebensbeschreibung seines Sohnes, welche er — selbst aufs ernsteste erkrankt — in der Nacht nach dem Tode Christophs diktierte. „Wir vermögen noch kaum zu fassen, was wie ein Sturmwind über uns gekommen ist; aber mitten in dem Dunkel, das uns umgibt, leuchtet uns die gewisse Gnade Gottes als der helle Stern, der über dem Lebensgang unseres Sohnes strahlt. Der Gott, der uns einst das Kindlein geschenkt und uns an dessen Liebe, Reinheit und Lauterkeit so viel Freude hat erleben lassen, der in Tagen der Sorge und des Kummers wunderbar geholfen und unseren Kleinmut gründlich beschämt hat, er hat ganz gewiß über dem lieben Entschlafenen seine heiligen und weisen Gedanken gehabt, die sich an ihm und an uns noch als Gedanken der Liebe und der Barmherzigkeit offenbaren werden. So trösten wir uns mit den Worten des Herrn an seinen Jünger: ‚Was ich tue, das weißt du jetzt nicht; du wirst es aber hernach erfahren', und wir wollen uns die Mah-

nung an die Jüngerin gesagt sein lassen: ‚So du glauben würdest, würdest du die Herrlichkeit Gottes sehen.'" — Die beiden Empfindungen, die hier zum Ausdruck kommen, beherrschen von da ab das ganze Leben Riggenbachs: der unauslöschliche Schmerz und die trotz allem Leid sich durchringende Glaubenszuversicht. Am Heiligen Abend 1918 schrieb er an einen Freund: „Schon lange habe ich die Absicht, Ihnen und Ihrer lieben Frau zu sagen, wie schmerzlich mich die Ereignisse in Deutschland bewegen. Zu meinem Bedauern bin ich nie zum Schreiben gekommen, und nun verbindet mich das eigene Leid doppelt mit Ihnen. Wir leben in einer Zeit ernsten göttlichen Gerichts. Das sage ich gerade auch im Blick auf das eigene Erlebnis. Gott sucht uns gewaltig heim und zertritt alle irdische Hoffnung, damit uns nichts mehr übrig bleibe als der Aufblick zu seiner Gnade. Das ist gegenwärtig mehr denn je der einzig mögliche Standpunkt; aber hier kann man auch stehen, hier hat man festen Boden unter den Füßen. — Wir haben recht schwere Tage hinter uns: am 11. Dezember ging unser Sohn Christoph heim. Ich war dankbar dafür, daß ich am Todestage vormittags noch ruhig mit ihm sprechen konnte. Ich durfte ihm noch ein letztes Mal die göttliche Gnade anbieten und habe die Zuversicht, daß er meine Worte nicht nur verstanden, sondern auch aufgenommen hat. So haben wir ihn im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit seine Straße ziehen lassen können. Bei uns Eltern bleibt natürlich lebenslang eine schmerzliche Lücke. Das muß ja auch so sein, damit wir einen ständigen Antrieb haben, zu suchen, was droben ist. Wir haben viel verloren; aber es steht uns unerschütterlich fest, daß Gottes Wille gut und heilig ist. Wir wollen uns nicht bloß gezwungen, sondern mit willigem Herzen ihm unterwerfen und unsern Gott damit ehren, daß wir ihm unbedingt vertrauen." Ein Jahr später teilte er Professor Schlatter mit: „Meine Frau und ich spüren sehr die Lücke, die der Tod unseres Sohnes bei uns gelassen hat. Da mir durch mein Leiden der Verkehr mit der Außenwelt doch beträchtlich erschwert ist, war ich froh, durch meinen Sohn in einer

gewissen Beziehung zu Kreisen zu stehen, mit denen ich sonst kaum Berührung habe. So bedeutet sein Tod für mich eine wesentliche Verarmung, noch ganz abgesehen von der Bereicherung meines Lebens und der Hilfe, die ich sonst durch ihn erhielt. Ich zweifle indes keinen Augenblick, daß Gott auch hier seine heiligen, himmelhohen Gedanken hat." Und wieder ein Jahr später lautete es ähnlich in einem Brief an Schlitter: „Ich habe gestern dankbar meinen Geburtstag gefeiert. Natürlich habe ich an diesem Tage die Lücke in meinem Familienkreis doppelt schmerzlich empfunden; aber es wäre doch großer Undank, einzig dabei zu verweilen und all das Gute zu vergessen, das mir Gottes Güte gelassen und beschert hat." Und einige Jahre hernach, am 10. Dezember 1923, berichtete er Professor Alt: „An Weihnachten habe ich zu predigen. Du wirst verstehen, daß seit 1918 ein Schleier auf diesen Tagen liegt. Die Zuversicht des Glaubens hat er gottlob! nicht zu verdunkeln vermocht."

Der Prophet Jeremia (6, 26) betrachtet das Leid um einen einzigen Sohn als das größte, das einen Menschen treffen kann. Eduard Riggenbach hat dieses Leid in gesteigertem Maße durchkosten müssen. Er hat aber darüber seinen Glauben nicht eingebüßt. Die Prüfung führte bei ihm zur Bewährung, zum Sieg des Glaubens, der die Welt überwindet.

Das Jahr 1921 stellte Riggenbach aufs neue vor Tod und Grab. Am Abend des 28. Februar wurde sein Bruder Albert von dieser Erde abgerufen. In ihm schied der letzte Genosse seiner Kindheit dahin, dessen Treue er so vieles zu verdanken hatte. Sein Hinscheiden ließ ihn das Gefühl der Vereinsamung noch stärker empfinden und trug dazu bei, daß er sein Leben um so fester in der Ewigkeit verankerte.

Wenige Jahre später traf ihn ein neuer, furchtbarer Schlag. Sein Schwiegersohn, Professor E. A. Stückelberg, erkrankte an schwerer Herzmuskelentzündung, die nach unsäglichen Leiden zum Tode führte. Mit welch liebevoller Zartheit umgab Riggenbach den Todkranken, sorgte für ihn und suchte ihm die viele Monate dauernde Leidenszeit

so sehr zu erleichtern, als er es nur konnte. Er wurde ihm innerlich und äußerlich zum Trost und zur Stütze. Selbst in den Zeiten größter Atemnot huschte ein freudiges Lächeln über Ernst Stückelbergs Antlitz, wenn ihm der Besuch seines Schwiegervaters gemeldet wurde, dessen Verständnis für körperliche und seelische Not eigenem Erleben entsprang. — Am 2. August 1926 leistete Riggenbach dem teuern Entschlafenen den letzten, bitteren Liebesdienst: er hielt ihm die Leichenrede über Psalm 39, 8. Der Schmerz kam nur in verhaltenem Ton zum Ausdruck; trotzdem spürte man überall, mit wieviel innerem Kampf auch dieses Erlebnis verbunden war. Durchgerettet hat ihn nur das unerschütterliche Vertrauen auf seinen himmlischen Vater, das auch zu den unbegreiflichsten Führungen Gottes ja sagt und alles in seine Hände legt. Auch hier galt, was er in anderem Zusammenhang schrieb: „Im übrigen habe ich viel zu danken und bemühe mich, dazu auch das zu rechnen, was zunächst als Leid beständig im Herzen nachzittert."

Auch das berufliche Leben brachte Eduard Riggenbach neben reicher Befriedigung viel Kampf und Not. Die Stellung mancher seiner Kollegen der theologischen Fakultät ihm gegenüber ließ oft zu wünschen übrig. Das empfand er besonders stark nach dem Heimgang von Professor v. Orelli. Er schrieb darüber an seinen Sohn Christoph: „Ich stehe jetzt unendlich einsam da in der Fakultät. Natürlich will ich mit Gottes Hilfe auch künftig meinen Mann stellen. Aber es ist für mich ein täglicher Kampf, mich in die neue Situation zu finden. Abgesehen von den nächsten Verwandten hätte mir niemand sterben können, dessen Tod mir so zu Herzen gegangen wäre, wie der Tod von Professor v. Orelli. Ich habe an ihm unendlich viel verloren. Da gilt es eben zu sagen: ‚Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gepriesen!'" — Noch mehr setzten ihm innerlich die Verhandlungen zu, die wegen seiner Ernennung zum Ordinarius zwischen der Kuratel und der Fakultät geführt wurden, und Lizentiat Brandt empfand die damalige Stimmung wohl

richtig, wenn er äußerte: „In tiefem Weh ob mancher Kränkung in der Fakultät und im brennenden Verantwortungsgefühl für sein Volk dachte er damals eine Zeitlang an ein Verlassen der akademischen Tätigkeit und an ein freieres Wirken durch Wort und Schrift. In solchen Stunden stand man zusammen und sah als junger Mensch, wie schwer ein kämpfendes, Christo nachfolgendes Männerleben ist." Doch gerade in diesen Kämpfen zeigte sich der sieghafte Charakter seines Glaubenslebens. Er überwand den Schmerz über die vielfachen Zurücksetzungen in solchem Maße, daß Fernerstehende meinen konnten, diese Dinge seien für ihn „Kleinigkeiten" gewesen.

In all den Kampf, in all die Anfechtungen und Prüfungen, die ihm verordnet waren, schlägt auch der Mangel des Augenlichts seine Wogen herein. Wohl hat er ja schon in jungen Jahren diesen Kampf zum Siege „getrieben". Und daß das damalige Ringen schwieriger war als die späteren Prüfungen, das hat er in das Wort geprägt: „Das Blindwerden ist schwerer als das Blindsein." Dennoch hat ihm auch das Blindsein viel zu schaffen gemacht. So äußerte er: „Das Blindsein habe ich jeden Morgen neu zu übernehmen." Die mit dem Mangel des Augenlichts verbundene Hemmung hinderte ihn allüberall. Er hatte Grund zu sagen: „Niemand denkt daran, daß ich blind bin; man erwartet von mir alles wie von einem Sehenden; nur wenige haben einen Begriff von den Schwierigkeiten, mit denen ich zu kämpfen habe." Doch auch solche Stimmungen wurden im Glauben überwunden. Und dann konnte er wieder äußern: „Ein schwerer Druck ist die Blindheit eigentlich nicht; aber unkummlig*) bleibt sie." Die großen Anfechtungen, in denen er sich zu bewähren hatte, überdeckten offenbar in seinen späteren Jahren teilweise die Nöte der Blindheit.

Aber noch ein Feind lauerte vor der Türe. Das war das zunehmende Alter. Wer Prediger 12 gelesen hat, weiß, was auf ihn wartet,

*) unbequem.

wenn die bösen Tage kommen und die Jahre herzutreten, von denen wir sagen: „Sie gefallen mir nicht." Bei Riggenbach waren es weniger die mit dem Alter verbundenen Beschwerden, die ihm Sorge bereiteten; andere Dinge fochten ihn stärker an. Was sollte er als blinder Mann machen, wenn das Gedächtnis nachließ? Schwer, und doch sieghaft fand er sich in die notwendig werdende Einschränkung seiner Arbeit, wie wir aus folgenden Zeilen, die er am 2. Mai 1927 an Schlitter schrieb, ersehen können: „Sobald ich mir Außergewöhnliches zumute, macht es sich fühlbar, und ich sehe deutlich, daß ich überhaupt in Zukunft eine Reduktion meiner Tätigkeit in den Kauf nehmen muß, wenn ich nicht arbeitsunfähig werden will. Ich habe mich lange dagegen gesträubt. Jetzt muß es endlich heißen: ‚Der Klügere gibt nach.' Natürlich tut es mir leid, mich noch mehr eingeengt zu sehen, als ich es schon bisher durch meine Blindheit gewesen bin. Hier liegt aber eine klare Weisung Gottes vor; so habe ich zu gehorchen. Daß Gott ohnehin meine schwache Kraft nicht braucht, weiß ich sehr wohl. In solchen Zeiten lernt man praktisch, was man schon lange theoretisch wußte, daß es nur Gnade ist, wenn Gott uns in seinem Dienst wirken läßt."

Hier also führte das Gottvertrauen, das ihn auch im heißesten Leiden aufrecht gehalten hatte, zum Siege. Die Prüfungen mochten eine Gestalt annehmen, welche sie wollten: er klammerte sich an seinen Herrn. Und sein Herr ließ ihn nicht sinken. Darum war nicht Klage das Ergebnis seiner Anfechtungen, sondern Lob und Verherrlichung des Höchsten. Er konnte mit dem Apostel Paulus sprechen: „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Fährlichkeit oder Schwert? In dem allem überwinden wir weit um des willen, der uns geliebet hat. Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch keine andere Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserem Herrn."

Der Heimgang

Wer Eduard Riggenbach in den Jahren kannte, die seiner Erblindung unmittelbar folgten, der hätte nie geglaubt, daß der junge Mann die Tage des Alters zu schauen bekäme. Aber schon im nächsten Jahrzehnt hoben sich seine Kräfte. Das zielbewußte Ergreifen eines Lebensberufes und die klare Aufgabe, welche die Vorbereitung auf denselben ihm stellte, wirkten auch auf sein körperliches Befinden günstig ein. Besonders wohltätig machte sich aber das schöne Familienleben für die Kräftigung und Erstarkung seiner Gesundheit geltend. Und doch haben wir auch damit noch nicht jenen tiefen Born aufgedeckt, dessen Zustrom ihm täglich den stärksten Einsatz von Kraft ermöglichte. Nach dem Ableben Riggenbachs schrieb ein Arzt: „Mich hat die physiologische Tatsache gewundert, daß einer, der so viel und mit solcher Anstrengung sein Leben lang geistig gearbeitet hat und dabei so viele körperliche Beschwerden, ganz abgesehen von seiner Blindheit, zu ertragen hatte, daß sich dessen Kräfte so erhalten. Aber es ist wohl mehr als eine physiologische Tatsache, es wird auch das irgendwie aus seinem Glauben erwachsen sein. Und das war wohl das Wesentliche an ihm, daß alles wirklich aus dieser Quelle gespeist wurde."

Eduard Riggenbach hat seinen Nerven viel, wohl zu viel zugemutet. Die ausgedehnte Nachtarbeit wirkte ungünstig auf seinen Schlaf. Den ersten schweren Stoß gegen seine Gesundheit führte die Grippe, die ihn im Jahre 1922 wiederum befiel. Diese bösartige Krankheit hinterließ empfindliche Magenbeschwerden, von denen er nie mehr ganz frei wurde. Vorübergehend hoben sich wohl die Kräfte wieder und Riggenbach konnte mit getroster Zuversicht das Wintersemester beginnen. Im Frühjahr 1923 berichtete er mit Befriedigung an Professor Alt: „Mein Magenübel hat sich entschieden gebessert, wenn es auch noch nicht ganz verschwunden ist." Bald darauf mußte er aber schreiben: „Ich habe in den letzten Wochen etwas an Magenbeschwer-

den gelitten, die mir zeitweise das Gehen sehr erschwerten. Ich stehe jetzt in ärztlicher Behandlung, und seitdem geht es bedeutend besser. So hoffe ich, wieder ordentlich marschieren zu können." Diese Hoffnung erfüllte sich nicht ganz. Ein Brief aus Wengen vom Sommer 1923 lautete: „Wir befinden uns seit acht Tagen in der herrlichen Alpenwelt und genießen dankbaren Sinnes hier oben die wunderbar erfrischende Luft und die köstliche Stille des Landlebens ... Der erste Ausflug galt der Wengernalp und der Kleinen Scheidegg. Im Steigen bin ich durch meinen Magen immer noch behindert. Ich muß viel langsamer als früher gehen und von Zeit zu Zeit einige Minuten stillestehen. Merkwürdigerweise verursacht mir der Abstieg nicht die geringsten Beschwerden, obgleich die Erschütterung dabei doch größer ist als beim Aufstieg." Trotz der körperlichen Schwächung trieb er seine wissenschaftliche Arbeit mit der an ihm gewohnten Energie weiter. Ein Nachlassen gab es nicht. So schrieb er im März 1925: „Die vergangenen Monate waren bei uns recht ausgefüllt. Im Januar waren die sechsundvierzig Lebensläufe der Missionspetenten zu lesen und zu exzerpieren. Ich kann das immer nur in den späten Abendstunden tun, so daß wir den ganzen Januar hindurch selten vor nachts zwei Uhr zu Bett gekommen sind. Natürlich lief am Tage die Arbeit ganz wie sonst weiter. Das war wirklich zu viel." Trotzdem kam er gut durch den Winter und konnte am Ende des Semesters mit Dank darauf zurückblicken, daß er seine Vorlesungen nie aussetzen mußte. Unvermerkt machte aber die Entkräftung doch Fortschritte, so daß er um Weihnachten 1925 an Schlitter berichtete: „Ich bin seit Wochen von einem hartnäckigen Katarrh geplagt, der mir zwar nicht viele Beschwerden bereitet, mich aber beim Sprechen hindert und etwas müde macht. Zeitweise bin ich ganz heiser gewesen und habe meine Vorlesungen nur mit großer Mühe halten können. Durch den Katarrh ist mein Magen in Mitleidenschaft gezogen, so daß ich gegenwärtig im Gehen sehr reduziert bin." Aber trotzdem wurde mit aller Tatkraft weitergearbeitet, schrieb er doch im Januar 1926 einem Freund

aus der Jugendzeit: „Unsere Jahre eilen dahin, und wir treten allmählich in die Reihen der ‚Alten' ein, von denen man fragt, wie lange sie es noch treiben. Ich halte es aber ganz mit Dir, daß ich mich erst dann nach einem Ruheposten umsehe, wenn Gott selbst einen deutlichen Wink dazu gibt. Es ist Gnade, im Dienst des Herrn stehen und ein klein wenig zu seines Namens Verherrlichung tun zu dürfen."

Die Jahre 1925 und 1926 brachten die tiefgehenden Erlebnisse, die mit der Steigerung der Krankheit und dem Heimgang des Schwiegersohnes verbunden waren. Trotz aller Trauer arbeitete Riggenbach jedoch rastlos weiter. Das Vorwärtskommen an seinem Kommentar zu den Johannesbriefen lag ihm besonders am Herzen. Im Dezember 1926 schrieb er: „Die vielen andern Aufgaben lassen mich gar nicht recht zur Arbeit am Kommentar kommen, was mir sehr peinlich ist. Dazu stoße ich fortwährend auf neue Literatur, die auch noch bewältigt sein will." Um die Jahreswende wurde er in Sebastiansweiler*) wiederum von der Grippe befallen. Die Krankheit schlug sich auch diesmal auf den Magen, so daß dessen Zustand sich erheblich verschlechterte. Trotzdem arbeitete Riggenbach zu Hause fieberhaft weiter. Fast Sonntag für Sonntag hatte er eine Predigt oder einen Vortrag zu halten. Man mußte sich nur wundern, woher er die Kraft zu all dem nahm. Gegen das Frühjahr 1927 hin ließen gewisse Anzeichen darauf schließen, daß die Nerven bei dem Gesamtzustand stark mitbeteiligt seien. Ein Ferienaufenthalt in Weggis brachte schöne und erholungsreiche Tage. Zu Riggenbachs Freude mußte er während des ganzen Sommersemesters auch nicht eine Stunde mit seinen Vorlesungen aussetzen. So konnte man hoffen, die großen Ferien würden eine beträchtliche Kräftigung der Gesundheit bringen. Dieser Wunsch schien sich zu erfüllen. Mit Frau und Tochter verlebte Riggenbach auf der Wengernalp erquickende Tage. Die reine Luft tat seinen Nerven ungemein wohl. Trotz der Höhe von 1877 Metern war der

*) In der Nähe von Tübingen gelegenes Erholungsheim der Basler Missionsgesellschaft.

Schlaf sehr gut. An seinem lieben Freunde Professor Stoevesandt hatte er einen angenehmen Gesellschafter, mit dem er allerlei Naturwissenschaftliches, Philosophisches und Religionsgeschichtliches las. Der kurze Besuch Schlitters tat ihm wohl. Man machte kleinere Ausflüge und gab sich dabei ganz dem Naturgenuß hin. Es war eine schöne und friedliche Ferienzeit. Mitte August kehrte Riggenbach mit Frau und Tochter nach Basel zurück. Dort predigte er am 28. über den „Segen des Sonntags". Den Vortrag, den er bald darauf in Dübendorf halten sollte, mußte er aber mit schwerem Herzen auf den Rat seines Hausarztes absagen und konnte nur sein Manuskript schicken. Am 5. September schrieb er an Schlitter: „Bei uns ist zu Hause der Betrieb gleich wieder angegangen, wenn auch die Vorlesungen vorerst noch nicht begonnen haben. Leider hat sich bei mir in der vorigen Woche ein gewisser Rückschlag eingestellt. Mein Magen hat sich beträchtlich verschlechtert. Der Arzt nimmt die Sache nicht tragisch und glaubt, es werde alles in Bälde wieder zurecht kommen." Die bohrenden Schmerzen im Magen nahmen aber in der Folgezeit zu und preßten ihm oft den Seufzer aus: „Mein Gott, mein Gott, hilf mir!" So mußte er die schon vor längerer Zeit gegebene Zusage, die Festpredigt bei der Jahresfeier der Württembergischen Privilegierten Bibelanstalt in der Stiftskirche zu Stuttgart zu halten, mit schwerem Herzen zurücknehmen. Am 18. September feierte er seinen Geburtstag. Die Brüder des Missionshauses wollten ihm einige Lieder singen, unterließen es aber auf Bitten seiner Frau, welche die damit verbundene Unruhe für den Leidenden fürchtete. Es kamen viele Besuche, und er freute sich darüber. Am Abend dieses Tages schrieb er an Schlitter: „Wie tief hat es mich bewegt, daß Du Dir mitten unter Deiner drängenden Arbeit die Zeit genommen hast, mir einen Geburtstagsbrief zu schreiben. Ich danke Dir recht herzlich für Deine allezeit neu bewährte Freundschaft. Sie hat mir oftmals in den nun hinter mir liegenden sechsundsechzig Jahren Trost, Freude und Hilfe geschenkt. Gott lohne Dir alles! — Ich kann nicht verhehlen, daß ich

meinen Geburtstag diesmal in besonders ernster Stimmung begehe. Die Frage, ob es nicht der letzte sei, liegt mir sehr nahe. Zwar hat die Konsultation, die am letzten Freitag stattfand, keinerlei Grund zur Beunruhigung gegeben, aber die öfters, auch heute morgen wieder, ganz unvermittelt auftauchenden Schmerzen müssen irgendeine Ursache haben. Ich befinde mich jedenfalls in einer Krisis, die entweder zur Entdeckung und Überwindung der eigentlichen Krankheitsursache führt oder aber rasch zum Ende hinleitet. In der nächsten Woche soll ich zur Beobachtung in das Spital gehen. Gottlob darf meine liebe, gute Frau mich dahin begleiten. Ich weiß mich in der Hand meines Gottes und bin vollkommen getrost. Er wird alles gut machen. Natürlich denke ich nicht ohne Wehmut an meinen kaum begonnenen Kommentar. Vielleicht schenkt es mir Gott, daß ich ihn noch ausarbeiten kann; doch ist mir ganz klar, daß er auch dieses meines Dienstes nicht bedarf." Zwei Tage später hielt er im „Verein Christlicher Gemeinschaft" einen anderthalbstündigen Vortrag über „Das Gebet des Herrn", den er stehend zu Ende führte. Zu Hause angelangt, entrang sich ihm der Seufzer: „Wenn die Schmerzen so weitergehen, bin ich bald aufgerieben." Am andern Morgen machte er noch die letzten Korrekturen an seiner Arbeit über das Comma Johanneum*) und bezeichnete das Manuskript als druckfertig. Hierauf stellte er die von der Universitätsbibliothek entliehenen Bücher zusammen, damit sie im Falle seines Todes mühelos zurückgegeben werden könnten, und erteilte kurze Anweisungen über eine Aufteilung seiner eigenen Büchersammlung. Dann fuhr er mit seiner Frau in die ihm so wohl vertraute Klinik, in der sein Sohn einst monatelang gelitten hatte. Bei der ärztlichen Untersuchung fragte er, ob er am Abend desselben Tages an einer Sitzung des Missionskomitees teilnehmen dürfe, was ihm gestattet wurde. Nur mit Anstrengung und unter Aufbietung aller Energie konnte er sich daran beteiligen. Der folgende Tag brachte meh-

*) Siehe Seite 206 f.

rere Röntgenaufnahmen. Das Ergebnis war günstig, und so konnte er dankbaren Herzens die Klinik wieder verlassen. Zu Hause wurde die Arbeit wieder aufgenommen; Riggenbach merkte aber, daß er zu streng wissenschaftlicher Tätigkeit nicht mehr fähig sei und nahm deswegen eine leichtere Lektüre vor. Ende September besuchte ihn Schlitter, der eine Inspektionsreise im Wiesental zu machen hatte. Auf der Unterredung der beiden alten Freunde lag Ewigkeitsglanz. Gerne hätte Eduard Riggenbach noch einer Sitzung des Missionskomitees beigewohnt, allein es ließ sich nicht mehr ermöglichen. An dem folgenden Tage wurde trotz großer Schwachheit und vielen Schmerzen immer noch gearbeitet. Am Samstag, den 1. Oktober, erhielt er von Professor Schlatter das von demselben verfaßte, neuerschienene Andachtsbuch und freute sich sehr über die eingetragene herzliche Widmung. Die Andacht vom 3. Oktober: „Mir ist Barmherzigkeit widerfahren", ergriff ihn mächtig. Immer deutlicher spürte man, daß die Kräfte abnahmen. Das Treppensteigen machte ihm große Mühe; er blieb stets nach einigen Stufen stehen und meinte: „Ich habe noch gar nie gemerkt, daß die Treppe so hoch ist." Auf die Abnahme der Körperkräfte deuteten auch einige Ohnmachtsanfälle; doch blieb er geistig völlig klar. Unter heftigen Schmerzen, gegen die der Hausarzt Linderungsmittel gab, wiederholte er die Worte des 126. Psalms: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden." Und zu seiner Frau, für deren treue Pflege er voll rührender Dankbarkeit war, sagte er: „Wenn ich einmal nicht mehr da bin, so gönne es mir." Zwei Tage vor seinem Hinscheiden sagte er einmal leise: „Christoph ist bei mir gewesen", verbesserte sich aber und meinte: „Ich habe von Christoph geträumt." Es war merkwürdig, daß er dies so fröhlich äußerte; denn in den letzten Wochen vermied er es, von seinem Sohne und von seiner Blindheit zu sprechen, weil ihn dies zu sehr angriff. — Trotz großer Schwäche arbeitete er am 3. Oktober wie gewohnt den ganzen Vormittag hindurch; dann aber nahmen die körperlichen Qualen derart

zu, daß er sich niederlegen mußte. Wohl brachte ihm die treue ärztliche Hilfe Linderung, doch war er sich des Ernstes seines Zustandes völlig klar, auch wenn er nur wenig darüber sprach. Einzelne Aussprüche wie: „Was ist es doch für etwas Großes um die Vergebung der Sünden!" bewiesen, daß er in heiligem Vertrauen getrost und bewußt der Ewigkeit entgegenschritt. In der Nacht vom 3. auf den 4. Oktober 1927 durfte er gegen drei Uhr morgens, umgeben von der Liebe der Seinigen, ohne Kampf, ohne Seufzer in stillem Frieden hinübergehen zu den Wohnungen, die uns bereitet sind im Hause des Vaters Jesu Christi.

Zur Trauerfeier am Nachmittag des 6. Oktober hatte sich eine zahlreiche Gemeinde in der Engelgaßkapelle, in der der Entschlafene so häufig das Wort Gottes verkündigt hatte, eingefunden. Alle Kreise der Bevölkerung waren vertreten, um dem Heimgegangenen die letzte Ehre zu erweisen. Zum Eingang der Feier sangen die Brüder des Missionshauses: „Wann der Herr einst die Gefangnen". Dann wurde der von Missionsinspektor Oettli verfaßte Lebenslauf verlesen, der Freud, Leid und Arbeit des Dahingeschiedenen in ein helles Licht stellte. Die gehaltvolle Leichenrede über Psalm 126 hielt Professor Gerhard Heinzelmann. Er wies nach, wie sich für Riggenbach alle Not in Segen wandelte. Der Dekan der theologischen Fakultät der Universität Basel, Professor J. Wendland, würdigte die wissenschaftliche Lebensarbeit Riggenbachs und bezeugte, wie seine Fachgenossen mit bewundernder Ehrfurcht zu dem blinden akademischen Lehrer aufgeschaut hätten. Dem Dank, den sich der Entschlafene um die Basler Mission durch seine gediegene Mitarbeit und durch sein treues Mitsorgen erworben hat, gab der Präsident der Missionsgesellschaft, Pfarrer W. Burckhardt, in anerkennender Weise Ausdruck. Ferner nahmen noch die Dekane der theologischen Fakultäten der Schwesteruniversitäten Bern und Zürich das Wort. Professor Hadorn, der zugleich im Namen des Evangelisch-kirchlichen Vereins sprach, nannte Riggenbach eine Zierde der Basler theologischen Fakultät und hob hervor, daß das Cha-

risma des blinden Professors in der Übermittlung der Ergebnisse der theologischen Forschung an die Gemeinde bestanden habe. Professor Schrenk betonte, daß der Heimgegangene bei all seinem Tun von einem ungewöhnlich starken Gefühl sittlicher Verantwortlichkeit durchdrungen gewesen sei. — Das Grab auf dem Wolfgottesacker umstand eine große Trauerversammlung. Auch die Abordnungen der studentischen Verbindungen hatten sich eingefunden. Nachdem sie dem entschlafenen akademischen Lehrer durch dreimaliges Senken der umflorten Fahnen ihren Abschiedsgruß entboten hatten, sprach Pfarrer Hermann im Namen des „Vereins Christlicher Gemeinschaft" und im Auftrag der Predigerschüler dem Heimgegangenen den herzlichsten Dank aus für alles Wertvolle, was sie im Laufe der Jahre von ihm empfangen hatten. Der „Basler Anzeiger" schließt seinen Bericht über die Bestattungsfeier mit den Worten: „Das war das Schönste an all diesen Ansprachen, daß hinter jeder Rede der Sprecher mit seiner ganzen Persönlichkeit stand, mit warmem Herzen und mit ungeteilter Überzeugung; und nicht nur der Sprecher, nein: die ganze Trauergemeinde."

So ruht nun die sterbliche Hülle des glaubensstarken Mannes an der Friedhofmauer bei seinem Sohne Christoph. Ein einfacher Grabstein kündet seinen Namen. Darunter steht das Wort, das er selbst ausgewählt hat, das Wort, mit dem der treue Zeuge heute noch ein kräftiges Zeugnis ablegt: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?" 1. Kor. 15, 55.

Nachwort.

Was war die Ursache des Todes von Eduard Riggenbach? Nicht nur ein organisches Leiden, sondern vor allem völlige Erschöpfung, ein Nachlassen der Nervenkraft. Langanhaltende, mit der Blindheit zusammenhängende Überanstrengungen zehrten die Kräfte auf. Wir teilen die Ansicht der Zeitschrift der Jungmännervereine Basels: „Einer Generation, die Heldentaten bloß auf Schlachtfeldern, Sportplätzen und in Flugzeugen zu finden geneigt ist, darf ein solches Leben und Lebensende wohl als hehres Beispiel wahrhaft christlichen Heldentums vor Augen geführt werden. Wir werden die ehrwürdige Gestalt Riggenbachs nicht vergessen, und das, was von tiefster Kraft von ihm ausging, wird noch lange unter uns weiterwirken." Und ein feinfühliger Gelehrter urteilte: „Jeder Tag dieses reichen Lebens war eigentlich eine Heldentat, die uns Durchschnittsmenschen unbegreiflich ist." Pfarrer Siegel brachte ähnliche Gefühle zum Ausdruck, indem er schrieb: „Mir ist und bleibt sein Andenken teuer und heilig; denn ich habe im Umgang mit ihm viel Segen empfangen. Sein Leben war so einzigartig und so wunderbar, daß ich mein Leben lang nicht fertig werde mit Staunen über die Fülle von Wundern, die in dieses Leben hineingelegt waren. Selten reich waren die Gaben, die ihm verliehen waren, fast unüberwindlich die Schwierigkeiten und Hemmnisse, durch die er sich beständig durchkämpfen mußte, großartig und vielseitig die Arbeit, die er leistete, ungeheuer die Arbeitsfreudigkeit, Willensstärke und Tatkraft, die er besaß, aber auch ungemein schwer die Heimsuchungen und Prüfungen, die ihm auferlegt wurden und die er heldenmütig bestand." Heldentum wirkt vorbildlich und hat stets Nachfolger gefunden. Schon der Verfasser des Nekrologs in den „Lebenszeichen aus dem Kreis der Evangelischen Predigerschule" sagt darum: „Und doch hat uns der 4. Oktober 1927 nicht alles genommen. Der Geist Eduard Riggenbachs wird unter uns fortleben und dadurch noch manche gute Frucht

bringen." Professor Schrenk faßte diesen Gedanken in die schönen Worte: „Es ist sicher, daß Professor Riggenbach unter uns in reichem Wirken fortlebt, und daß es Menschen gibt, die manchmal, wenn sie müde werden wollen, an den im Leiden bewährten, unermüdlichen, ehrwürdigen Mann denken, der ihnen Unvergängliches vorgelebt hat."

Dieses Unvergängliche, das im Vorbild Riggenbachs liegt, spiegelt sich in dem Nachruf der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung": „Dieser große Theologe war blind und hat einen der ersten Namen in der Gelehrtenwelt sich erworben. Ein Riesengedächtnis und eine ungewöhnliche Begabung standen ihm zu Gebot. Für sich suchte er nichts. Er war von einer Demut und Bescheidenheit, von einer Liebenswürdigkeit und Opferwilligkeit, wie man sie nur bei einem Menschen findet, in dem Christus Gestalt gewonnen hat." Ja, in der Tat, das war es; in ihm ist das Wort Wirklichkeit geworden, daß Christus in uns Gestalt gewinnen soll, soweit dies in einem Menschen möglich ist.

Darum ist das Kampfes- und Arbeitsleben Riggenbachs für uns nicht ein bloßes Gedenken, wie man es sonst Heimgegangenen widmet; es handelt sich hier vielmehr um etwas ganz Besonderes, um eine Sache, die uns dauernd etwas zu sagen hat, um eine — nach Pastor Tegtmeyers Worten — „eindrückliche und deutliche Gottessprache". Den Inhalt dieser Gottessprache bildet das hohe Lied von Gottes unendlicher Barmherzigkeit und Liebe, das durch das Leben des blinden Basler Professors eine besondere Note erhielt. Gilt es überhaupt, daß des Christen Hemmung lauter Förderung ist, so konnte sogar die Erblindung Eduard Riggenbach nur zu seinem Besten dienen. Das hat er selbst schon in seiner Jugend geahnt, von Jahr zu Jahr aber stets klarer erkannt und verstanden. So wurde ihm in seiner Lebensführung Gott immer größer. Wenn es schon in der Pflanzenwelt Wahrheit ist: „In minimis Deus maximus", so gilt dies von Gottes Regieren in der Menschenwelt in erhöhtem Maße. Durch seine Blindheit ist Eduard Riggenbach der Mann geworden,

der so vielen zum Segen ward. Der Mangel des Augenlichts ließ die verführerische Sinnenwelt für ihn zurücktreten. Das machte ihn — trotz der Abhängigkeit von der Hilfe anderer — innerlich frei und unabhängig von Welt und Menschen und gab ihm die innere Selbständigkeit, die einen so hervorstechenden Charakterzug in seinem Wesen bildete. Professor Prockſch hatte gewiß recht, wenn er bestätigte: „Durch sein Leiden geadelt, war er so viel freier von menschlichen Dingen als wir andern.“ So gibt sein ganzes Leben, sein Arbeiten und sein Leiden, ein eindrucksvolles Zeugnis von Gott, es wird zu einer Sprache Gottes an uns, zu einer Offenbarung Gottes für die Mitwelt. Und davon sagte eine fein empfindende Frau: „Ist es nicht das tiefste Glück, Gottes Offenbarung in einem Menschen zu finden?“ Wem aber diese Offenbarung Gottes im Leben des blinden Professors sichtbar geworden ist, der muß einstimmen in das hohe Lied, in das die gesamte Schöpfung ausklingen wird:

„Soli Deo gloria!“

Verzeichnis der Vorlesungen,

die Professor E. Riggenbach von 1892—1927 an der Universität Basel gehalten hat.

[S. = Sommersemester; W. = Wintersemester; 1st. = einstündig.]

A. Erklärung des Neuen Testaments.

1. Lektüre und zusammenfassende Erklärung des Matthäusevangeliums; 2st.: S. 1894.
2. Erklärung der Bergpredigt Jesu (Matth. 5—7); 1st.: S. 96, 02.
3. Erklärung der Bergpredigt nach Matthäus und Lukas; 1st.: W. 14/15, 19/20; 2st.: S. 23.
4. Erklärung der Reden Jesu vom Reiche Gottes (Matth. 13; 24; 25); 1st.: S. 00, 07.
5. Erklärung ausgewählter Reden Jesu nach Matthäus; 2st.: W. 02/03.
6. Erklärung des Markusevangeliums; 3st.: S. 99, 03, W. 05/06, 07/08, 09/10, S. 13, 17, 19, W. 22/23, 24/25.
7. Erklärung der Gleichnisse Jesu nach Lukas; 1st.: W. 94/95, 98/99, S. 01, 05, 09.
8. Erklärung der Gleichnisse Jesu; 2st.: S. 14, 18, 20, W. 21/22, 23/24.
9. Erklärung des Johannesevangeliums; 3st.: W. 13/14, S. 21, 24, 26.
10. Leidens- und Auferstehungsgeschichte Jesu; 1st.: W. 04/05, 06/07, 08/09.
11. Erklärung der Leidens- und Auferstehungsgeschichte Jesu; 2st.: W. 92/93, S. 11, W. 14/15, 17/18, 19/20, 26/27.
12. Leidens- und Auferstehungsgeschichte Jesu; 3st.: S. 22, 25.
13. Erklärung der Leidens- und Auferstehungsgeschichte Jesu nach den 4 Evangelien mit archäologischen und kritischen Exkursen; 2st.: W. 97/98.
14. Übungen zur Leidens- und Auferstehungsgeschichte; 2st.: W. 99/00.
15. Erklärung der Apostelgeschichte; 2st.: W. 18/19.
16. Lektüre ausgewählter Stücke der Apostelgeschichte zur Einführung in die neutestamentliche Gräzität; 1st.: W. 01/02.
17. Erklärung d. Römerbriefs; 3st.: W. 93/94, 00/01, 04/05, 06/07, 12/13, 17/18.
18. Erklärung des 1. Korintherbriefs; 3st.: W. 98/99, 02/03, 10/11.
19. Konversatorische Erklärung des 1. Korintherbriefs; 3st.: W. 15/16.
20. Erklärung des 2. Korintherbriefs; 2st.: W. 99/00, S. 03, 07; 3st.: S. 01.
21. Erklärung des Galaterbriefs; 2st.: W. 95/96, S. 00, 02, 04, 06, 08, 11.
22. Neutestamentliche Übungen: Galaterbrief; 2st.: W. 20/21.
23. Konversatorium über die Pastoralbriefe; 2st.: S. 95.
24. Erklärung des 2. Briefs an Timotheus; 1st.: S. 96.
25. Erklärung des 1. Petrusbriefs; 1st.: W. 22/23.
26. Neutestamentliche Übungen: Die Briefe des Petrus und Judas; 2st.: W. 19/20.
27. Erklärung der johanneischen Briefe; 1st.: S. 22; 2st.: S. 93.
28. Neutestamentliche Übungen: Die Briefe des Johannes; 1st.: W. 15/16.
29. Erklärung des 1. Johannesbriefs; 2st.: S. 27.
30. Erklärung der Briefe des Johannes und Judas (mit 2. Petrus); 2st.: W. 25/26.

31. Erklärung des Hebräerbriefs; 3st.: W. 96/97, 03/04.
32. Exegetische Übungen zum Hebräerbrief; 2st.: W. 07/08, 11/12, S. 17.
33. Einführung in den Gedankengang und die Theologie des Hebräerbriefs; 1st.: W. 09/10.
34. Der Glaubensbegriff im Hebräerbrief mit exegetischer und praktischer Behandlung der einschlägigen Texte; 1st.: S. 10, 20.
35. Theologisches Seminar: Hauptfragen des Hebräerbriefs; 2st.: S. 19.
36. Konversatorium über den Hebräerbrief: 2st.: W. 23/24, 26/27.
37. Erklärung des Jakobusbriefs; 2st.: S. 10, 12, 16, 18.
38. Konversatorium über den Jakobusbrief; 1st.: S. 99, 04, 06, W. 08/09.
39. Exegetisches Konversatorium über den Brief des Jakobus; 2st.: S. 97.
40. Erklärung der Briefe des Jakobus und Johannes; 2st.: W. 21/22.
41. Erklärung der Offenbarung Johannis; 2st.: W. 20/21, 24/25.
42. Konversatorische Erklärung der Offenbarung Johannis; 3st.: S. 15.

B. Neutestamentliche Einleitung.

43. Repetitorium der Einleitung ins N. T.; 2st.: S. 94.
44. Markus und die synoptische Frage; 1st.: S. 13.
45. Die johanneische Frage; 1st.: S. 21, 24.
46. Neutestamentliches Seminar: Die johanneische Frage; 2st.: S. 23, 26.
47. Die johanneische Frage im Zusammenhang der Geschichte des Urchristentums; 1st.: W. 13/14.
48. Einführung in die johanneische Literatur; 2st.: W. 16/17.
49. Neutestamentliches Seminar: Die Parallelen zwischen dem 4. Evangelium und den Synoptikern; 2st.: S. 20.
50. Leben und Briefe des Apostels Paulus; 2st.: W. 01/02, 03/04; 3st.: S. 14.

C. Textgeschichte und Textkritik.

51. Geschichte des neutestamentlichen Textes; 1st.: S. 03, 05, 09, 12, 14, W. 16/17, 21/22.
52. Geschichte und Theorie der neutestamentlichen Textkritik; 1st.: W. 18/19.
53. Neutestamentliches Seminar: Theorie und Übungen der neutestamentlichen Textkritik; 1st.: S. 25.
54. Lektüre des Kanon Muratori; 1st.: S. 12.
55. Lektüre des Kanon Muratori zur Einführung in die Entstehungsgeschichte des neutestamentlichen Kanons; 1st.: S. 16.

D. Neutestamentliche Theologie.

56. Konversatorium über den Begriff des Glaubens im N. T.; 2st.: S. 02.
57. Neutestamentliches Seminar: Neutestamentliche Verwertung alttestamentlicher Psalmen; 2st.: S. 18.
58. Neutestamentliches Seminar: Versöhnung und Rechtfertigung in der Verkündigung des Apostels Paulus; 2st.: S. 22.
59. Neutestamentliches Seminar: Der Jakobusbrief und sein Verhältnis zu Paulus; 2st.: S. 24, 27.

E. Apostolisches Zeitalter.

60. Konversatorium über die Heidenfrage im apostolischen Zeitalter; 1st.: S. 00.
61. Lektüre der Ignatiusbriefe; 1st.: W. 97/98.
62. Polykarp und seine Gemeinde; 1st.: W. 12/13.

F. Theologie des Judentums.

63. Kursorische Lektüre ausgewählter Stücke der alttestamentlichen Apokryphen zur Einführung in Geschichte und Geist des palästinensischen Judentums; 1st.: W. 94/95.
64. Die jüdische Literatur zur Zeit der Entstehung des Christentums (besonders Apokryphen und Pseudepigraphen des A. T.s); 1st.: W. 00/01.
65. Die jüdische Apokalyptik im Zeitalter Jesu Christi; 1st.: S. 19.
66. Lektüre ausgewählter jüdischer Paralleltexte zum N. T.; 1st.: W. 20/21.
67. Neutestamentliches Seminar: Die Psalmen und das N. T.; 1st.: S. 21.
68. Philo, de opificio mundi; 1st.: S. 04.

G. Praktische Theologie.

69. Homiletisches Seminar; W. 14/15.
70. Praktische Behandlung von Texten, namentlich des Hebräerbriefs; 1st.: W. 23/24.
71. Exegetische und homiletische Besprechung ausgewählter Abschnitte des Hebräerbriefs; 1st.: W. 05/06.

H. Mission.

72. Einführung in die Basler Mission, unter Mitwirkung von Fachmännern; 1st.: S. 23.
73. Das Missionsproblem des Urchristentums (für Hörer aller Fakultäten); 1st.: W. 23/24.
74. Gegenwartsaufgaben der Basler Mission, unter Mitwirkung von Fachmännern; 1st.: W. 24/25.
75. Die Mission im apostolischen Zeitalter (für Hörer aller Fakultäten); 1st.: W. 26/27.

Verzeichnis der Schriften Eduard Riggenbachs.

[Kfr. = Der Kirchenfreund. Blätter für evangelische Wahrheit und kirchliches Leben. Basel-Zürich. — Christlicher Volksbote = Christlicher Volksbote aus Basel; Verlag: Adolf Geering. — Neue kirchl. Zeitschr. = Neue kirchliche Zeitschrift, herausgegeben von Wilhelm Engelhardt. — Allgem. Evang.-Luth. Kirchenzeitung = Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung.]

1. Biblisches.

a) Die Bibel im allgemeinen.

Das rechte Bibellesen und seine Wichtigkeit. Kfr. 5. und 19. April 1895, Nr. 7. 8.

Zur schweizerischen Bibelübersetzung von E. Kappeler in Nr. 38—40 des Kirchenblattes. Entgegnung. Kirchenblatt für die reformierte Schweiz 19. Oktober 1895, Nr. 42.

Die schweizerische revidierte Übersetzung des Neuen Testaments und der Psalmen. Ein erweiterter Vortrag. Basel 1895, R. Reich vormals C. Detloff.

Neue Anregungen in betreff der schweizerischen Bibelübersetzung. Kfr. 18. März 1898, Nr. 6.

Die reformatorische Schätzung der Heiligen Schrift in ihrer Bedeutung für die Gegenwart. Vortrag, gehalten auf der Jahresversammlung des Evangelisch-kirchlichen Vereins in Schaffhausen. Kfr. 16. November bis 28. Dezember 1917, Nr. 23—26. — Erweiterter Vortrag. Basel 1917, Helbing u. Lichtenhahn.

Zur Einführung in das Neue Testament. In: Dr. Heinr. Wiese: Das Neue Testament. Stuttgart, Privilegierte Württembergische Bibelanstalt 1921, S. 596 ff.

b) Zur Exegese.

Der Römerbrief. Kfr. 21. Februar und 7. März 1890, Nr. 4. 5.

Römer 9—11. Dibre Emeth, Monatsblatt für Israeliten und Freunde Israels. 1890, Nr. 9.

Zur Auslegung von 1. Tim. 5, 13. Neue kirchl. Zeitschr. 1896, VII, 7.

Pastoralbriefe, Hebräerbrief und Offenbarung Johannis, ausgelegt von D. Robert Kübel, neu bearbeitet von Lic. Riggenbach und D. O. Zöckler. München 1898, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Der wahre Weg zur Gewißheit des Glaubens: 1. Kor. 1, 18—31. Referat, gehalten auf der 2. Christlichen Studentenkonferenz der deutschen Schweiz in Aarau 14.—16. April 1898. Basel 1898, Ad. Geering.

David, Jonathan und Saul. Was wir aus einem einzigen Kapitel der Bibel lernen können. 1. Sam. 19, 1—24. Christlicher Volksbote 25. Januar, 1. u. 8. Februar 1899, Nr. 4. 5. 6.

Der Dienst des Neuen Bundes nach 2. Kor. 2, 12—6, 10. Eine exegetische und pastoraltheologische Skizze. Die Studierstube, theologische und kirchliche Monatschrift, Herausgeber Lic. theol. Dr. phil. Julius Böhmer. Leipzig, Verlag von Friedrich Jansa, Juni 1906, Heft 6.

Jesus trug die Sünde der Welt. Neue kirchl. Zeitschr. 1907, XVIII, 4.

Der Begriff der Diatheke im Hebräerbrief. Theologische Studien, Theodor v. Zahn dargebracht, 1908.

Der Brief an die Hebräer. Kommentar zum Neuen Testament, herausgegeben v. D. Dr. Theodor Zahn. Band XIV. 1. Aufl.: Leipzig 1913. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung; 2. u. 3., vielfach ergänzte und berichtigte Auflage: Leipzig und Erlangen 1922, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung.

Der Brief an die Hebräer. Ein Ermunterungsschreiben an zagende Christen. Biblische Zeit- und Streitfragen, herausgegeben von Professor Kropatscheck. X. Serie, 11./12. Heft. Berlin-Lichterfelde 1916, Edwin Runge.

Das Buch der Hoffnung: Die Offenbarung Johannis. Der Gefange-

nenbote 1918, Nr. 31 (Monatschrift für Kriegsgefangene, herausgegeben vom Zentralkomitee des Weltbundes Christlicher Jünglingsvereine).

Zur Exegese und Textkritik zweier Gleichnisse Jesu. Beitrag zu der Festschrift: „Aus Schrift und Geschichte, Adolf Schlatter zum 70. Geburtstage." Stuttgart 1922, Calwer Vereinsbuchhandlung.

Ein Beitrag zum Verständnis der Parabel vom arbeitenden Knecht, Luk. 17, 7—10. Neue kirchl. Zeitschrift 1923, XXXIV, 7.

Der Begriff der Teleiosis im Hebräerbrief. Ein Beitrag zur Frage nach der Einwirkung der Mysterienreligion auf Sprache und Gedankenwelt des Neuen Testaments. Neue kirchl. Zeitschr. 1923.

Das Gleichnis vom reichen Mann und Lazarus, Luk. 16, 19—31., in religionsgeschichtlicher Beleuchtung. Allgem. Evang.-Luth. Kirchenzeitung, Leipzig 1926, Nr. 15.

c) Textkritisches.

Kritische Studien über den Schluß des Römerbriefs. Zwei Abhandlungen, veröffentlicht in den Neuen Jahrbüchern für deutsche Theologie. I. Band. Bonn 1892, Ed. Webers Verlag.

Die Kapitelverzeichnisse zum Römer- und zum Hebräerbrief im Codex Fuldensis der Vulgata. Neue Jahrbücher für deutsche Theologie. III. Band. Bonn 1894, Ed. Webers Verlag.

Der trinitarische Taufbefehl, Matth. 28, 19., nach seiner ursprünglichen Textgestalt und seiner Authentie untersucht. Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. 7. Jahrg. 1903. Gütersloh, C. Bertelsmann.

Der trinitarische Taufbefehl, Matth. 28, 19., bei Origenes. Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. 8. Jahrg. 1904. Gütersloh, C. Bertelsmann.

Unbeachtet gebliebene Fragmente. Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. 9. Jahrg. 1905. Gütersloh, C. Bertelsmann.

Probleme der neutestamentlichen Textkritik. Die Reformation 14. und 21. April 1912, Nr. 15. 16.

Matth. 1, 16 in der Probe der neuen Zürcher Bibel. Zürcherische Freitagszeitung 12. Dezember 1913, Nr. 50.

Der gegenwärtige Stand der neutestamentlichen Textkritik. Theologischer Literaturbericht 1914, Nr. 10.

Das Comma Johanneum. Ein nachgelassenes Werk von Ed. Riggenbach. Gütersloh 1928, C. Bertelsmann.

d) Geschichte der Auslegung.

Ein neuer Textzeuge zu Matth. 1, 16. [Papyrus, gefunden zu Oxyrhynchus, herausgegeben von B. Greenfell und A. Hunt, London 1898.] Kfr. 17. Februar 1899, Nr. 4.

Die ältesten lateinischen Kommentare zum Hebräerbrief. Ein Beitrag zur Geschichte der Exegese und zur Literaturgeschichte des Mittelalters. Forschungen zur Geschichte des neutestamentlichen Kanons und der altkirchlichen Literatur, herausgegeben von Th. Zahn.

VIII. Teil: Historische Studien zum Hebräerbrief. 1. Heft. Leipzig 1907, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung.

Ein bedeutsamer Kommentar zum Neuen Testament. [Zahn'sches Kommentarwerk.] Kfr. 19. Mai 1915, Nr. 10.

Das Wort Jesu im Gespräch mit dem pharisäischen Hohenpriester nach dem Oxyrhynchus-Fragment V, Nr. 840. Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde der älteren Kirche, herausgegeben von Hans Lietzmann, 1926, Heft 1. 2. Gießen, Alfred Töpelmann.

e) Biblische Theologie.

Die Starken und die Schwachen in der römischen Gemeinde. Theologische Studien und Kritiken. Jahrgang 1893, Heft 4. Gotha 1893, Friedr. Andr. Perthes.

Die Quellen der Auferstehungsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Schauplatzes der Erscheinungen. Festschrift zum 25jährigen Jubiläum der Lehrtätigkeit von Professor C. v. Orelli in Basel. Basel 1898, R. Reich.

Das Urchristentum nach dem Neuen Testament. In: L. Weber: Die religiöse Entwicklung der Menschheit im Spiegel der Weltliteratur. Gütersloh 1901, C. Bertelsmann.

Die Auferstehung Jesu. Biblische Zeit- und Streitfragen. 1. Aufl. 1905, 2. Aufl. 1908. Berlin-Großlichterfelde, Verlag von Edwin Runge.

Die Schrift wurde auch in englischer: The Resurrection of Jesus (New York: Eaton and Mains, und Cincinnati: Jennings and Graham), in schwedischer: Jesu Uppståndelse (Stockholm: Evangeliska Fosterlands-Stiftelsens Förlags-Expedition) und in finnischer (K. J. Gummerus Osakeyhtiö Jyväskylä 1910) Sprache herausgegeben.

Der dritte Tag als Tag der Auferstehung Jesu. Reformierte Kirchenzeitung, Freudenberg 23. und 30. April 1905, Nr. 17. 18.

Die Auferstehung Jesu im Licht der jüngsten Kritik. Reformierte Kirchenzeitung, Freudenberg 3. Dezember 1905, Nr. 49.

Gedanken über Tod und Auferstehung. Kfr. 20. April und 4. Mai 1906, Nr. 8. 9.

Was ist von der unverzeihlichen Sünde zu halten? Was ist Christentum? Aufsätze über Grundwahrheiten des Christentums, herausgegeben von Pastor Lic. Cremer. Gütersloh 1907, C. Bertelsmann.

Bibelglaube und Bibelforschung. Vorträge und Abhandlungen [Theologie und Gemeindeglaube. — Der Schatz im irdenen Gefäß. — Melchisedek, der Priesterkönig von Salem. — Der große Versöhnungstag der Juden im neutestamentlichen Zeitalter. — Was haben wir am vierten Evangelium? — Der dritte Tag als Datum der Auferstehung Jesu. — Das Zeugnis des Apostels Paulus von der Auferstehung Jesu. — Die Rechtfertigung aus dem Glauben im Kampfe der Gegenwart. — Der Dienst des Neuen Bundes nach 2. Kor. 2, 12—6, 10]. Neukirchen 1909, Verlag des Erziehungsvereins.

Das Geheimnis des Kreuzes Christi. 1. Aufl. 1911, 2. Aufl. 1912, 3. Aufl. 1927. Basel, Missionsbuchhandlung.

Das Blut Christi. Die Reformation, herausgegeben von Pastor D. Wilh. Philipps, Berlin 5. April 1914, Nr. 14.

Ist Verzeihung ohne Reue des Beleidigers möglich? Kfr. 1. u. 15. August 1918, Nr. 15. 16.

Christus der Inhalt und Grund unserer Hoffnung. Kirchlich-Positive Blätter für Baden 7. und 21. Dezember 1924, Nr. 17. 18.

Die biblische Hoffnung auf das Kommen des Herrn. Allgem. Evang.-Luth. Kirchenzeitung 1. und 8. Januar 1926, Nr. 1. 2.

Die Bedeutung der Offenbarung Johannis für die Gegenwart. Basel 1926, Verlag von Heinrich Majer.

Stufen der Erkenntnis Jesu. Neue Christoterpe, 49. Jahrgang. Halle a. d. S. 1927, C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung.

Die hoffende Gemeinde. In: Unsere Christenhoffnung. Drei Vorträge von Professor D. E. Riggenbach, Pfarrer W. Schlatter und Professor D. G. Schrenk. Basel, Heinr. Majer (ohne Datum).

f) Verwandtes.

Der Übergang des Christentums aus der jüdischen in die heidnische Welt. Habilitationsrede. Kfr. 7. u. 21. April 1893, Nr. 7. 8.

Die Einnahme Jerusalems durch Pompejus und die sogenannten Psalmen Salomos. Kfr. 18. Febr. 1898, Nr. 4.

Versuch einer neuen Deutung des Namens Barkochba. Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. 5. Jahrgang. Gütersloh 1901, C. Bertelsmann.

Die Sprache des Apostels Paulus. Die Reformation, herausgegeben von Pastor E. Bunke, Tempelhof-Berlin, 14. Januar 1906, Nr. 2.

Neue Forschungen zur Apostelgeschichte. Kfr. 1. Oktober bis 1. Dezember 1919, Nr. 19—23.

Auf den Trümmern Jerusalems. Akademischer Vortrag, gehalten am 19. Dezember 1922 in der Aula der Basler Universität. Kfr. 13. Juli bis 7. September 1923, Nr. 14—18.
Als erweiterter Vortrag: Basel 1923, Missionsbuchhandlung.

Vorwort zu D. C. v. Orelli: Die Unwandelbarkeit des apostolischen Evangeliums. Gießen und Basel 1924, Brunnenverlag.

Neue Forschungen über das apostolische Glaubensbekenntnis. Allgem. Evang.-Luth. Kirchenzeitung 6. Nov. 1925, Nr. 45.

Neue Beobachtungen zu dem sogenannten „opus imperfectum in Matthaeum". Theologischer Literaturbericht 29. Januar 1926, Nr. 3.

Altes Testament und Religionsgeschichte. Allgem. Evang.-Luth. Kirchenzeitung 12. März 1926, Nr. 11.

Ein neues Werk über das apostolische Zeitalter. (Adolf Schlatter: „Die Geschichte der ersten Christenheit".) Basel 1926, Evangelisches Missionsmagazin, S. 340—342.

2. Praktische Theologie.

a) Festreden.

Bibelbetrachtung am Jahresfest des Evangelischen Schulvereins der Schweiz am 7. Oktober 1894 (Text: Psalm 8). Schweizerisches Evangelisches Schulblatt 20. Oktober 1894, Nr. 42.

Rede beim Jahresfest der Basler Bibelgesellschaft am 29. Juni 1897. Basel 1897, Fr. Reinhardt.

Festrede bei der Jahresfeier des Diakonissenhauses in Riehen am 23. September 1909 (Tabea, stehe auf!). Basler Druck- und Verlagsanstalt. — Diakonissenbote in Riehen 1909, Nr. 63.

Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth. Predigt beim 32. Bundesfest der Christlichen Jünglings- und Männervereine am 2. Juni 1912. Basel 1912, Zentralbureau des Stadtverbandes der Christlichen Jünglings- und Männervereine.

Beharret bis ans Ende! Ansprache beim Fest der Evangelischen Gesellschaft in Bern. Brosamen, Evangelisches Volksblatt, 24. September 1916, Nr. 39.

Auszug aus der Festrede am Jahresfest der Evangelischen Gesellschaft des Kantons Bern am 6. September 1916. 85. Jahresbericht der Evangelischen Gesellschaft des Kantons Bern 1915/16, S. 51—57.

b) Predigten und Andachten.

Fürchtet euch nicht! Matth. 28, 5—7. Basel, Ostern 1888, C. F. Spittler.

Die Liebe Gottes in Christi Sterben. Röm. 5, 6—8. St. Gallen 1901, Evangelische Gesellschaft.

Abendandacht über 2. Kor. 2, 14—17, gehalten bei der Konferenz der Predigerschüler am 13. Juni 1901. Konferenzbericht S. 98—102 (Korrespondenzblatt der A.P.S. 1901).

Das Grunderfordernis der Gebetserhörung. Mark. 11, 22—26. St. Gallen 1903, Evang. Gesellschaft.

Sterbensfreudigkeit und Lebensbereitschaft. 2. Kor. 5, 1—10. St. Gallen 1903, Evang. Gesellschaft.

Die heilsame Gnade Gottes. Acht Predigten: Matth. 16, 13—18; Luk. 9, 57—62; 2. Kor. 3, 1—3; 2. Mose 20, 5. 6; 1. Petrus 5, 6—11; 1. Thess. 5, 18; Tit. 2, 11—14; Matth. 6, 12. Basel 1904, Missionsbuchhandlung.

Die Erkenntnis des göttlichen Willens. Röm. 12, 2. St. Gallen 1904, Evang. Gesellschaft.

Das Heil der Sünder. 1. Tim. 1, 15. St. Gallen 1904, Evang. Gesellschaft.

Mit Christo gestorben und auferstanden. Röm. 6, 1—4. Reformierte Kirchenzeitung 1905, Nr. 43.

Werfet euer Vertrauen nicht weg! Hebr. 10, 35. 36. St. Gallen 1906, Evang. Gesellschaft.

Kinderdienst. Mark. 10, 13—16. St. Gallen 1906, Evang. Gesellschaft.

Der Pfahl im Fleisch. 2. Kor. 12, 7—9. Basel 1907, Missionsbuchhandlung. — St. Gallen 1907, Evang. Gesellschaft.

Für oder wider Jesus. Luk. 9, 50 und 11, 23. Basel 1908, Missionsbuchhandlung.

Der Erste und der Letzte. Offb. 22, 13. St. Gallen 1909, Evang. Gesellschaft.

Fürchte dich nicht, glaube nur! Mark. 5, 36. Christlicher Volksfreund 1909, Nr. 7.

Christus unser Vorbild im Leiden. 1. Petrus 2, 21—25. St. Gallen 1910, Evang. Gesellschaft.

Hüte dich vor dem Ärgernis! Matth. 18, 6—9. St. Gallen 1911, Evang. Gesellschaft.

Das Wachstum in Christus. Ephes. 4, 15. St. Gallen 1913, Evang. Gesellschaft.

Unsere Stellung zu dem unverschuldeten Leiden. Joh. 9, 1—7. Basel 1914, Missionsbuchhandlung.

Das göttliche Muß des Leidens. Matth. 16, 21—23. Basel 1919, Missionsbuchhandlung.

Abrahams Opfer. Hebr. 11, 17—19. St. Gallen, Evang. Gesellschaft (ohne Datum).

Predigtband 1928: 1. Tim. 4, 16; Luk. 23, 39—44; Röm. 13, 11—14; 1. Kor. 9, 24—27; Matth. 16, 24—27; Hebr. 10, 35. 36; Offenb. 20, 11—15; 2. Kor. 12, 7—9; Hebr. 2, 14. 15; Luk. 9, 50 und 11, 23; Mark. 5, 36; Ap.-Gesch. 13, 36; Joh. 9, 1—7; Matth. 16, 21—23; Hebr. 11, 17—19; Joh. 12, 1—8; Joh. 21, 18—22; 2. Kor. 2, 14—17; Jes. 9, 2; 4. Mose 24, 17 und Offenb. 22, 16. Basel 1928, Missionsbuchhandlung.

Der Neukirchner Kalender enthält von 1910—1926 alljährlich 2, von 1927—1929 je 3 Andachten von Riggenbach, die wegen Raummangels einzeln nicht aufgeführt werden können.

c) Vorträge.

Der Brief des Apostels Paulus an die Römer. Vortrag, gehalten im Vereinshaus zu Basel. Basel 1890, Detloffs Buchhandlung.

Über Albrecht Ritschls Lehre von der Person und dem Lebenswerk Christi. Vortrag bei der Konferenz der Predigerschüler in Basel 9.—12. Juni 1896. Beilage zu Nr. 7 des Korrespondenzblattes der A.P.S. 1896.

Die Rechtfertigungslehre des Apostels Paulus. Vortrag im theologischen Kurs zu Stuttgart am 3. Oktober 1896. Evang. Kirchenblatt für Württemberg 2. und 9. Januar 1897, Nr. 1. 2.

Die Rechtfertigungslehre des Apostels Paulus. Ein erweiterter Vortrag. Stuttgart 1897, Verlag von D. Gundert.

Die christliche Vollkommenheit nach der Schrift. Vortrag, gehalten in der evangelischen Kirche zu Unterbarmen am 11. August 1898. Barmen 1898, Wuppertaler Traktatgesellschaft (E. Biermann).

Die Auferstehung Jesu Christi. Vortrag, gehalten bei dem theologischen Kurs in Freudenstadt am 5. Oktober 1898. Evang. Kirchenblatt für Württemberg 7. und 14. Januar 1899, Nr. 1—3.

Ostern. Schluß des Vortrags vom 5. Oktober 1898. Kfr. 31. März 1899, Nr. 7.

Das Zeugnis des Apostels Paulus von der Auferstehung Jesu Christi. Vortrag, gehalten bei der Hauptversammlung der Vereinigung der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses in Rheinland und Westfalen am 1. November 1899 zu Mülheim a. d. Ruhr. Neukirchen 1900, Verlag der Buchhandlung des Erziehungsvereins.

Was lehrt uns 1. Kor. 3 für die kirchliche Gegenwart? Vortrag, gehalten an der Jahresversammlung des Schweizerischen Evangelisch-kirchlichen Vereins in Baden am 29. und 30. September 1902. Kfr. 24. Oktober 1902, Nr. 22.

Was haben wir am vierten Evangelium? Vortrag, gehalten in Bremen am 17. November 1902. Neukirchen 1903, Buchhandlung des Erziehungsvereins.

Theologie und Gemeindeglaube. Auszug aus dem in Basel gehaltenen Vortrag. Sonntagsgruß, Kirchlicher Anzeiger für Frankfurt a. M. 20. und 27. März 1904, Nr. 12. 13.

Das Hohepriestertum Jesu nach dem Hebräerbrief. Referat an der theologischen Woche zu Bethel. Neue westfälische Volkszeitung 20. Oktober 1906.

Die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben im Kampfe der Gegenwart. Vortrag, gehalten bei der 12. Tagung des reformierten Bundes am 4. September 1907 in Odenkirchen. Neukirchen 1907, Buchhandlung des Erziehungsvereins.

Die Versöhnung aller Welt durch Christus, ihr Haupt. Vortrag, gehalten bei der 13. allgemeinen Deutschen (Gnadauer) Pfingstkonferenz in Wernigerode. Evang. Kirchenblatt für Württemberg 18. und 25. September 1909, Nr. 38. 39.

Einheit und Mannigfaltigkeit der christlichen Verkündigung nach Maßgabe des 1. Korintherbriefs. Vortrag, gehalten bei der Evangelisch-kirchlichen Vereinigung in Stuttgart am 8. Juni 1910. Evangelisches Kirchenblatt für Württemberg 30. Juli und 6. August 1910, Nr. 31. 32. — Kfr. 25. April und 9. Mai 1913, Nr. 9. 10.

Christentum und Wissenschaft. Vortrag, gehalten im Christlichen Verein des Personals öffentlicher Verwaltungen Basels. Der Freund des Personals öffentlicher Verwaltungen Januar und Februar 1914, Nr. 1. 2.

d) Zur Geschichte der Predigt.

Ein erfreulicher Fund auf der Basler Universitätsbibliothek [Unbekannte Predigt von Augustin]. Basler Nachrichten 8. Juni 1924, Nr. 264.

Predigt des heiligen Augustinus, gehalten in der Basilica Majorum zu Karthago. Kfr. 5. September 1924, Nr. 18.

3. Kirche und Mission.

a) Kirche.

Die Basler Kirchensynode. Kfr. 23. Mai 1913, Nr. 11.

b) Innere Mission.

Das 50jährige Jubiläum des Diakonissenhauses Bern am 22.—25. August 1894. Kfr. 7. September 1894, Nr. 18.

Etwas vom Jahresfest der Anstalt Bethel bei Bielefeld. Christlicher Volksbote 6. September 1899, Nr. 36.

Worte der Ermunterung an erblindete Krieger von einem Leidensgefährten. Stuttgart 1915, Verlag der Evangelischen Gesellschaft. — Bethel bei Bielefeld: Für Herz und Haus 20. Juli 1919, Nr. 29.

Worte der Ermunterung an frisch Erblindete von einem Leidensgefährten. Zürich, Schweizerischer Blindenbote 25. März 1916, Nr. 10.

„Blicke in eine Stadt der Not und der Liebe." Basler Nachrichten 6. März 1923, Nr. 108.

Unsere Adventshoffnung. Die Volksmission Dezember 1926, Heft 12.

c) Äußere Mission.

Die religiöse und sittliche Erziehung heidenchristlicher Gemeinden nach den Korintherbriefen. Basel 1894, Missionsbuchhandlung.

Der Missionsneger in Amrum. Westfälisches Sonntagsblatt für Stadt und Land 25. August 1907.

Wir, die wir des Tages sind, sollen nüchtern sein. 1. Thess. 5, 8. Evangelischer Heidenbote Oktober 1914, Nr. 10.

Osterhoffnung. 1. Kor. 15, 55. Evangelischer Heidenbote Mai 1916, Nr. 5.

Ein hundertjähriges Jubiläum [Missions-Magazin] 1916. Kfr. 16. Juni 1916, Nr. 13.

Der Gott des Friedens. Hebr. 13, 20. 21. Evangelischer Heidenbote Mai 1917, Nr. 5.

Bibel und Mission. Ansprache, gehalten in der Basler Festwoche 1917. Evangelischer Heidenbote Oktober 1917, Nr. 10.

Die Stellung des Basler Missionskomitees in der neuesten Krise. Kfr. 22. März 1918, Nr. 6.

Die Supernationalität der Mission. Kfr. 17. Mai 1918, Nr. 10.

Die jüdische Propaganda in der griechischen Welt und ihre Bedeutung für die christliche Mission der Vergangenheit und Gegenwart. Vortrag, gehalten bei der Jahresversammlung der Missionskonferenz in Württemberg am 22. Mai 1918 zu Stuttgart. Evangelisches Kirchenblatt für Württemberg 3. und 10. August 1918, Nr. 31. 32.

Aussendung von Basler Missionaren. Kfr. 15. Dezember 1919, Nr. 24.

Die Güte des Herrn ist's, daß wir nicht gar aus sind. Klagelieder 3, 22. Evangelischer Heidenbote Juni 1920, Nr. 6.

Ich bin bei euch alle Tage. Matth. 28, 20. Evangelischer Heidenbote Mai 1921, Nr. 5.

Bericht über den Missionskurs in Bönigen. Basler Nachrichten 20. Oktober 1922, Nr. 456.

Basler Missionsfest 1923. Kfr. 10. August 1923, Nr. 16.

Basler Missionsfest 1924. Kfr. 15. August 1924, Nr. 17.

Basler Festwoche 1926. Kfr. 9. Juli 1926, Nr. 14.

Warum wir es nicht lassen können, Mission zu treiben. Offener Brief an Herrn Pfarrer Böhmerle. Kirchlich-Positive Blätter für Baden September 1926.

Die Missionsaufgabe der Gemeinde. Eine biblische Studie. Gnadauer Gemeinschaftsblatt, herausgegeben von Pastor D. Michaelis, Bethel 1926, Nr. 10.

Vereinigung der Basler mit der kanaresischen Mission. Basler Nachrichten 10. Mai 1926, Nr. 126.

Zum Rücktritt von Missionsdirektor H. Dipper. Basler Nachrichten 2. Juni 1926, Nr. 148.

Die Jahresfeier der Basler Mission. Kfr. 22. Juli 1927, Nr. 15.

4. Kirchen- und Zeitgeschichtliches.

a) Kirchengeschichtliches.

Das Judentum zur Zeit Hadrians. Kfr. 3. und 17. März 1899, Nr. 5. 6.

Neue Materialien zur Beleuchtung des Papiaszeugnisses über den Märtyrertod des Johannes. Neue kirchl. Zeitschr. 1921, XXXII, 12.

b) Zeitgeschichtliches.

Pfarrer Blumhardt und die Sozialdemokratie. Basler Anzeiger 12. November 1899, Nr. 267.

Was hat uns der Weltkrieg zu sagen? Kfr. 9. und 23. Oktober 1914, Nr. 21. 22.

Deutschland und die neutrale Schweiz. Reformation 9. Mai 1915. — Deutsche Warte Ausgabe A Berlin 27. Mai 1915, Ausgabe B 27. Mai 1915.

Gedanken zum Weltkriege. Kfr. 18. Juni und 2. Juli 1915, Nr. 13. 14.

Das Verhalten der Schweiz zu Deutschland im Weltkriege. Deutsche Warte Ausgabe B Berlin 20. September 1916.

5. Biographisches.

† Frédéric Godet. Allgemeine Schweizerzeitung 5. November 1900, Nr. 516.

Professor D. Cremer †. Christlicher Volksbote 14. Oktober 1903, Nr. 41.
Fräulein Luise Pfisterer. Christlicher Volksbote 13. April 1904, Nr. 15.
† Johannes v. Hüene. Kfr. 15. Juni 1906, Nr. 12.
Ein seltener Bibelfreund: Edward Millard. Christlicher Volksbote 20. Juni 1906, Nr. 25.
Professor Dr. Friedrich Blaß †. Kfr. 5. April 1907, Nr. 7.
Professor D. Samuel Oettli †. Christlicher Volksbote 27. September 1911, Nr. 39.
Gedächtnisrede auf Professor v. Orelli, gehalten in der Peterskirche zu Basel. Kfr. 6. Dezember 1912, Nr. 25.
† Professor D. Dr. Paul Mezger. Basler Nachrichten 29. Oktober 1913, Nr. 504.
Hermann Gottsched †. Kfr. 19. Mai 1916, Nr. 11.
Frau Jenny Dändliker-Schnell †. Kfr. 29. Dezember 1916, Nr. 27.
Pfarrer Karl Sarasin †. Kfr. 6. Juli 1917, Nr. 14.
† Alt-Pfarrer Wilhelm Arnold. Basler Nachrichten 28. September 1918, Nr. 453.
† Direktor Wilhelm Arnold. Christlicher Volksbote 2. Oktober 1918, Nr. 40.
† Dr. Hermann Bay. Basler Nachrichten 12. Januar 1925, Nr. 12.
Zum Gedächtnis an Professor Martin Kähler (1835—1912). Christlicher Volksfreund 1. Mai 1926, Nr. 18.
Inspektor Friedrich Würz †. Kfr. 9. Juli 1926, Nr. 14.
† David Huppenbauer. Basler Nachrichten 1. Dezember 1926, Nr. 330.

6. Sonstiges.

Gottvertrauen (Gedicht). Wahrheitszeuge 1. März 1880.
Brüder helft! Bremen, Der Evangelist 10. April 1880, Nr. 15.
Auf zum heil'gen Krieg! Wahrheitszeuge 15. Oktober 1882.
Schweizerische Predigergesellschaft in Herisau. Kfr. 6. September 1895, Nr. 18.
Die 7. Christliche Studentenkonferenz der deutsch-schweizerischen Hochschulen in Aarau. Christlicher Volksbote 25. März 1903, Nr. 12.
Aus Bethel-Bielefeld (4. theologischer Ferienkurs 25.—30. September 1904). Kfr. 7. Oktober 1904, Nr. 21.
Die 9. Christliche Studentenkonferenz in Aarau. Christlicher Volksbote 22. März 1905, Nr. 12.
Was vor Zeiten ein Basler Missionszögling im deutschen Militär erlebt hat. Christl. Volksbote 7. Juni 1905, Nr. 23.
Die 11. Christliche Studentenkonferenz in Aarau. Christlicher Volksbote 20. März 1907, Nr. 12.
Die Jahresversammlung des schweizerischen Evangelisch-kirchlichen Vereins. Christlicher Volksbote 25. September 1907, Nr. 39.

Bericht über den Vortrag von Dr. Förster: Religion und Charakterbildung. Christl. Volksbote 13. November 1907, Nr. 46.

Das theologische Alumneum: Aus dem 63. Jahresbericht. Christlicher Volksbote 20. November 1907, Nr. 47.

Ein Besuch in Jerusalem vor 2000 Jahren. Christlicher Volksbote 3. und 10. Februar 1909, Nr. 5. 6.

Eindrücke von der Gnadauer Pfingstkonferenz 2.—4. Juni 1909. Kfr. 25. Juni 1909, Nr. 13.

„Theologische Woche" in Bethel bei Bielefeld 2.—7. Oktober 1910. Christlicher Volksbote 12. Oktober 1910, Nr. 41.

Aus unsern Vereinen. Basler Bote (Zentralblatt der Christlichen Jünglings- und Männervereine in Basel) April 1912, Nr. 4.

Amtsantritt von Lic. Otto Schmitz als Direktor der Evangelischen Predigerschule in Basel. Kfr. 27. September 1912, Nr. 20.

Internationaler sozialistischer Kongreß für den Weltfrieden in Basel am 24. November 1912. Kfr. 6. Dezember 1912, Nr. 25.

Professor Lic. Alt wird Nachfolger von Professor v. Orelli in Basel. Kfr. 16. Januar 1914, Nr. 2.

Habilitationsvorlesung in Basel von Lic. Otto Schmitz über den Freiheitsgedanken des Apostels Paulus. Kfr. 30. Januar 1914, Nr. 3.

Antrittsvorlesung in Basel von Professor D. Albr. Alt über den Ursprung der messianischen Weissagung. Kfr. 19. Juni 1914, Nr. 13.

Berufung von Professor Lic. Gerhard Heinzelmann nach Basel. Kfr. 4. Juli 1914, Nr. 14.

Antrittsvorlesung in Basel von Professor Lic. Heinzelmann über die erkenntnistheoretische Begründung der Religion. Kfr. 18. Juni 1915, Nr. 13.

Einführung von Pfarrer Hans v. Orelli als Geistlicher der deutschen Gemeinde in Montreux. Kfr. 3. Dezember 1915, Nr. 25.

Zusammenkunft der Christlichen Studentenvereinigung im Rütihubelbad 1.—5. April 1916. Kfr. 21. April 1916, Nr. 9.

Kismet oder Vorsehung? Christl. Volksfreund 24. November 1917, Nr. 47.

Berufung von Professor D. Alt nach Halle. Basler Nachrichten 11. Januar 1921, Nr. 14.

Das deutsch-evangelische Altertumsinstitut in Jerusalem. Kfr. 23. Dezember 1921, Nr. 26.

Antrittsvorlesung in Basel von Professor Lic. Eichrodt über Nationalismus und Menschheitsoffenbarung in Israel. Kfr. 4. August 1922, Nr. 16.

Theologische Konferenz in Zürich 9. und 10. April 1923. Kfr. 4. Mai 1923, Nr. 9.

Fünfzigjähriges Jubiläum des Vereins Christlicher Gemeinschaft. Basler Anzeiger 24. November 1924, Nr. 275.

Fund von Morin: Thomas a Kempis: De resurrectione, ascensione et pentecoste. Basler Nachrichten 23. Dezember 1924, Nr. 499.

Bericht über die Gemeinde Emmishofen: 50. Jubiläum am 3. Mai 1925. Kfr. 29. Mai 1925, Nr. 11.

Jahresversammlung des Evangelisch-kirchlichen Vereins in Chur. Basler Nachrichten 30. September 1926, Nr. 268.

Konzert des Münsterchors. Basler Anzeiger 15. Februar 1927, Nr. 38. — Basler Nachrichten 18. Februar 1927, Nr. 48.

7. Bücherberichte und Rezensionen von Prof. Riggenbach.

A. Theologischer Literatur-Bericht.

Herausgegeben von H. Josephson, Pfarrer, Bielefeld, seit Juli 1900 J. Jordan, D., Wittenberg. Verlag: C. Bertelsmann, Gütersloh.

1899 Bd. XXII

H. 1 Resch, Alfred, D.: Die Logia Jesu. Nach dem griechischen und hebr. Text wiederhergestellt. Ein Versuch. Leipzig 1898, J. C. Hinrichs.

H. 4 Rohrbach, Paul, Lic. Dr.: Die Berichte über die Auferstehung Jesu Christi. Berlin 1898, Georg Reimer.

H. 5 Porret, J. Alfred, Pasteur à Genève: Jésus-Christ, est-il ressuscité? Genève 1899, H. Robert.

H. 5 Doumergue, E., Professeur à la faculté de théologie protestante de Montauban: Calvin, le fondateur des libertés modernes. Discours prononcé à la séance de rentrée de la faculté de Montauban le 17 novembre 1898. Montauban 1898, J. Granié.

H. 6 Thudichum, Friedr., Professor des Kirchenrechts: Der Brief an die Hebräer (Kirchliche Fälschungen II). Berlin 1899, C. A. Schwetschke u. Sohn.

H. 8 Chajes, H. P., Dr.: Markus-Studien. Berlin 1899, C. A. Schwetschke u. Sohn.

H. 9 v. Soden, H.: Hebräerbrief, Briefe des Petrus, Jakobus, Judas. 3., verbesserte und vermehrte Aufl. (Hand-Kommentar zum N. T. III, 2). Freiburg i. Br. 1899, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

1900 Bd. XXIII

H. 1 Thudichum, Friedr., Prof. des Kirchenrechts: Die Vergötterung der Apostel, insbesondere des Petrus (Kirchliche Fälschungen III). Berlin 1899, C. A. Schwetschke u. Sohn.

H. 5 Meyer, H. A. W.: Kritisch-exegetischer Kommentar über das Neue Testament. XIV. Abt. 6. Aufl. — Die drei Briefe des Apostels Johannes. Von der 5. Auflage an neu bearbeitet von Dr. Bernhard

Weiß, Wirkl. Oberkonsistorialrat und ord. Professor an der Universität Berlin. Göttingen 1900, Vandenhoeck u. Ruprecht.

H. 6 Müller, K. J., Prof. Lic., Geistlicher Rat: Des Apostels Paulus Brief an die Philipper, übersetzt und erklärt. Freiburg i. Br. 1899, Herder.

H. 10 Heinrici, Georg, D. Konsistorialrat ord. Prof.: Der 2. Brief an die Korinther, neubearbeitet mit einem Anhang: Zum Hellenismus des Paulus. Meyers Kritisch-exegetischer Kommentar zum N. T. VI. Abt. 8. Aufl. Göttingen 1900, Vandenhoeck u. Ruprecht.

H. 12 Pott, A., Adjunkt am Königlichen Domkandidatenstift in Berlin: Der abendländische Text der Apostelgeschichte und die Wir-Quelle. Eine Studie. Leipzig 1900, J. C. Hinrichs.

1901 Bd. XXIV

H. 1 Stähelin, Rudolf, weil. Professor d. Theologie: Die Christenhoffnung. Basel 1900, Reich.

H. 3 Weber, Valentin, Dr. a. o. Prof. d. Theologie: Die Abfassung des Galaterbriefes vor dem Apostelkonzil. Grundlegende Untersuchungen zur Geschichte des Urchristentums und des Lebens Pauli. Ravensburg 1900, Herm. Kitz. — Die Adressaten des Galaterbriefs. Beweis der rein südgalatischen Theorie. Ebenda. — Erklärung von Gal. 2, 6a. Mainz 1900, Franz Kirchheim.

H. 5 Wendland, P.: Aristeae ad Philocratem epistula cum ceteris de origine versionis LXX interpretum testimoniis. Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana. Lipsiae 1900, B. G. Teubner.

H. 8 Weber, V., Prof. Dr.: Der heilige Paulus vom Apostelübereinkommen (Gal. 2, 1—10) bis zum Apostelkonzil (Apg. 15). Sonderabdruck aus den „Biblischen Studien" von Bardenhever. Freiburg i. Br. 1901, Herder.

H. 9 Flemming, Joh., Dr., u. Rademacher, L., Dr.: Das Buch Henoch. Herausgegeben im Auftrage der Kirchenväterkommission der Königlich Preuß. Akademie d. Wissenschaften. Leipzig 1901, J. C. Hinrichs.

H. 12 Holtzmann, H. J., Professor D.: Die Synoptiker. 1. Hälfte. Einleitung zu den synoptischen Evangelien und das Evangelium nach Markus. 3., gänzlich umgearbeitete Auflage. (Handkommentar zum Neuen Testament I, 1). Tübingen und Leipzig 1901, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

H. 12 Julius, Kaspar, Dr. theol. Stiftsvikar: Die griechischen Danielzusätze und ihre kanonische Haltung. Biblische Studien, herausgegeben von Prof. Dr. Bardenhever. Freiburg i. Br. 1901, Herder.

1902 Bd. XXV

H. 2 Belser, Johannes, Dr. ord. Prof.: Einleitung in das Neue Testament. Freiburg i. Br. 1901, Herder.

H. 5 Holtzmann, H. J., D. Prof.: Die Synoptiker und die Apostelgeschichte. Lieferung 2 und 3, enthaltend die Evangelien des Mat-

thäus und Lukas, sowie die Apostelgeschichte. 3., gänzlich umgearbeitete Auflage. (Handkommentar zum N. T. I.) Tübingen und Leipzig 1901, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

H. 6 Weizsäcker, C.: Untersuchungen über die evangelische Geschichte. Ihre Quellen und der Gang ihrer Entwicklung. 2. Aufl. Tübingen und Leipzig 1901, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

H. 10 Holtzmann, Oskar, D. Prof.: Die jüdische Schriftgelehrsamkeit zur Zeit Jesu. (Vorträge der theologischen Konferenz zu Gießen.) Gießen 1901, J. Ricker.

1903 Bd. XXVI

H. 1 Spitta, Fr.: Untersuchungen über den Brief des Paulus an die Römer. (Zur Geschichte und Literatur des Urchristentums.) 3. Bd. 1. Hälfte. Göttingen 1901, Vandenhoeck u. Ruprecht.

H. 2 Soltau, W., Prof. Dr.: Die Geburtsgeschichte Jesu Christi. Leipzig 1902, Dieterich.

H. 3 Böklen, E., Stadtpfr.: Die Verwandtschaft der jüdisch-christl. mit d. persischen Eschatologie. Göttingen 1902, Vandenhoeck u. Ruprecht.

H. 3 Friedländer, M.: Der Antichrist in den vorchristlichen jüdischen Quellen. Göttingen 1901, Vandenhoeck u. Ruprecht.

H. 4 Weiß, Johannes, Prof. D.: Die christliche Freiheit nach der Verkündigung des Apostels Paulus. Ein Vortrag. Göttingen 1902, Vandenhoeck u. Ruprecht.

H. 5 v. Soden, Hans, Freiherr, Prof. D.: Die Schriften des Neuen Testaments in ihrer ältesten erreichbaren Textgestalt, hergestellt auf Grund ihrer Textgeschichte. Bd. I. 1. Abt. Berlin 1902, A. Duncker.

H. 6 Gasser, J. C., Pfarrer: Babel und Bibel, in gemeinfaßlicher Weise beleuchtet. Schaffhausen 1903, P. Meili (Komm.-Verl.)

H. 7 Peters, N., D. Prof.: Der jüngst wiederaufgefundene hebräische Text des Buches Ecclesiasticus. Untersucht, herausg., übersetzt und mit kritischen Noten versehen. Freiburg i. Br. 1902, Herder.

H. 7 Bousset, W., Prof. D.: Die Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter. Berlin 1903, Reuther u. Reichard.

H. 11 Kögel, Julius, Dr. Lic. Privatdozent: Die Gedankeneinheit des ersten Briefes Petri. Gütersloh 1902, C. Bertelsmann.

1904 Bd. XXVII

H. 1 Volz, P., Stadtpfarrer: Jüdische Eschatologie von Daniel bis Akiba. Tübingen und Leipzig 1903, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

H. 2 Bousset, W., D.: Volksfrömmigkeit und Schriftgelehrtentum. Antwort auf Herrn Perles' Kritik meiner „Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter". Berlin 1903, Reuther u. Reichard.

H. 9 Friedländer, M.: Geschichte der jüdischen Apologetik als Vorgeschichte des Christentums. Zürich 1903, C. Schmidt.

H. 10 Weiß, F., D. Prof.: Das älteste Evangelium. Ein Beitrag zum Verständnis des Markusevangeliums und der ältesten evangelischen Überlieferung. Göttingen 1903, Vandenhoeck u. Ruprecht.

H. 11 Hennecke, Edgar, Dr. Lic. Paſtor: Neuteſtamentliche Apokryphen, in Verbindung mit Fachgelehrten in deutſcher Überſetzung und mit Einleitungen. Tübingen und Leipzig 1904, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

1906 Bd. XXIX

H. 2: Pfeil, Th., P. em.: Der Todestag und das letzte Paſſahmahl Jeſu. Ein Beitrag zur Löſung der Frage: Harmonie der vier Evangelien. Jurjew 1905, J. Anderſon.

H. 3 Biſchoff, Erich, Dr.: Jeſus und die Rabbinen. Jeſu Bergpredigt und „Himmelreich", in ihrer Unabhängigkeit vom Rabbinismus dargeſtellt. Sch. I J. B. 33. Leipzig 1905, J. C. Hinrichs.

H. 3 Hennecke, E., Lic. Dr.: Handbuch zu den neuteſtamentlichen Apokryphen. Tübingen 1904, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

H. 4 Kögel, Julius, Lic. Dr.: Der Sohn und die Söhne. Eine exegetiſche Studie zu Hebr. 2, 5—18 (B. F. Th. VIII, 5. 6). Gütersloh 1904, C. Bertelsmann.

H. 4 Reſch, Alfred, D.: Der Paulinismus und die Logia Jeſu in ihrem gegenſeitigen Verhältnis unterſucht. Leipz. 1904, J. C. Hinrichs.

H. 5 Fiebig, P., Lic., Gymn.-Oberlehrer: 1. Joma. Der Miſchnatraktat „Verſöhnungstag", ins Deutſche überſetzt und unter beſonderer Berückſichtigung des Verhältniſſes zum N. T. mit Anmerkungen verſehen. (Ausgewählte Miſchnatraktate in deutſcher Überſetzung. I.) Tübingen 1905, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

H. 9 Peters, Norbertus: Liber Jesu Filii Sirach sive Ecclesiasticus hebraice, secundum codices nuper repertos vocalibus adornatus addita versione latina cum glossario hebraicolatino edidit. Freiburgi Brisgoviae 1905, Sumptibus Herder.

H. 10 Preuſchen, E.: Antilegomena. Die Reſte der außerkanoniſchen Evangelien und urchriſtlicher Überlieferungen, herausgegeben und überſetzt. 2., umgearbeitete und erweiterte Auflage. Gießen 1905, A. Töpelmann.

H. 10 Heigl, Barth., Dr.: Verfaſſer und Adreſſe des Briefes an die Hebräer. Freiburg i. Br. 1905, Herder.

1907 Bd. XXX

H. 5 (Ausgewählte Miſchnatraktate in deutſcher Überſetzung.) 2. Fiebig, P., Lic. Gymn.-Oberlehrer: Pirqe Aboth. Der Miſchnatraktat „Sprüche der Väter", ins Deutſche überſetzt und unter beſonderer Berückſichtigung des Verhältniſſes zum N. T. mit Anmerkungen verſehen. — 3. Fiebig, P., Lic. Gymn.-Oberlehrer: Berachoth, der Miſchnatraktat. „Segensſprüche" ins Deutſche überſetzt und unter beſonderer Berückſichtigung des Verhältniſſes zum N. T. mit Anmerkungen verſehen. Tübingen 1906, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

H. 6 Bouſſet, Wilh., P. Prof.: Die Religion des Judentums im neuteſtamentlichen Zeitalter. 2. Aufl. Berlin 1906, Reuther u. Reichard.

H. 10 Belser, Joh., Dr. Prof.: Einleitung in das Neue Testament. 2., verm. u. verb. Auflage. Freiburg i. Br. 1905, Herder.

H. 12 Kluge, O., Dr.: Die Idee des Priestertums in Israel—Juda und im Urchristentum. Ein religionsgeschichtlicher und biblisch-theologischer Vergleich. Leipzig 1906, A. Deichert.

1908 Bd. XXXI

H. 3 Aicher, G., Dr.: Das Alte Testament in der Mischna. Freiburg i. Br. 1906, Herder.

H. 3 Appel, H., Lic. Pfr.: Die Komposition des äthiopischen Henochbuches. Gütersloh 1906, C. Bertelsmann.

H. 3 Couard, L., Pfr.: Die religiösen und sittlichen Anschauungen der alttestamentlichen Apokryphen und Pseudepigraphen. Gütersloh 1907, C. Bertelsmann.

H. 3 Hölscher, Gustav, Lic. Dr. Privatdoz.: Der Sadduzäismus. Eine kritische Untersuchung zur späteren jüdischen Religionsgeschichte. Leipzig 1906, J. C. Hinrichs.

H. 3 Wrede, W., D. Prof.: Das literarische Rätsel des Hebräerbriefes. Mit einem Anhang über den literarischen Charakter des Barnabasbriefes. Göttingen 1906, Vandenhoeck u. Ruprecht.

H. 3 Bousset, Wilh., D. Prof.: Die Offenbarung Johannis. Meyers kritisch-exegetischer Kommentar zum N. T. (XVI. Abt.) 6. Aufl. Göttingen 1906, Vandenhoeck u. Ruprecht.

H. 5 Mehl, O. J.: Das Urevangelium. Nach D. Alfred Resch' Wiederherstellung der Logia Jesu ins Deutsche übersetzt. Leipzig 1906, J. C. Hinrichs.

H. 6 v. Soden, H., Freiherr, D. Prof.: Die Schriften des Neuen Testaments in ihrer ältesten erreichbaren Textgestalt hergestellt auf Grund ihrer Textgeschichte. Berlin 1907, A. Duncker.

H. 9 Geffcken, J., Prof.: Christliche Apokryphen. Tübingen 1908, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

H. 11 Krüger, P., Lic.: Abodah zarah. Der Mischnatraktat „Götzendienst", ins Deutsche übersetzt und unter besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses zum Neuen Testament mit Anmerkungen versehen. Tübingen 1907, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

H. 11 Beer, G., Dr.: Schabbath. Der Mischnatraktat „Sabbat", ins Deutsche übersetzt und unter besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses zum Neuen Testament mit Anmerkungen versehen. Tübingen 1907, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

H. 12 Krüger, Paul, Lic.: Hellenismus und Judentum im neutestamentlichen Zeitalter. Mit einem Geleitswort von Prof. D. Rud. Kittel. Leipzig 1908, J. C. Hinrichs.

H. 12 Schermann, Th., D. Privatdozent: Propheten- und Apostellegenden nebst Jüngerkatalogen des Dorotheus und verwandter Texte (T. U. III, 1). Leipzig 1907, J. C. Hinrichs.
Schermann, Th.: Prophetarum vitae fabulosae indices aposto-

lorum discipulorumque Domini Dorotheo, Epiphanio, Hippolyto aliisque vindicata. Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana. Lipsiae MCMVII in aedibus B. G. Teubneri.

1909 Bd. XXXII

H. 1 Holtzmann, H. J., D. Prof.: Evangelium, Briefe und Offenbarung des Johannes. 3., neubearbeitete Auflage, besorgt von Privatdozent W. Bauer, Marburg. Tübingen 1908, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

H. 3 Chwolson, D. Prof. em.: Das letzte Passahmahl Christi und der Tag seines Todes, nach den in Übereinstimmung gebrachten Berichten der Synoptiker und des Evangeliums Johannis nebst Schlußwort und Anhang; anastatischer Neudruck der Ausgabe von 1892 nebst drei Beilagen, enthaltend Ergänzungen und Verbesserungen des Verfassers. Leipzig 1908, H. Haessel.

H. 7 Bertholet, Alfred, D. Prof.: Das religionsgeschichtliche Problem des Spätjudentums, Tübingen 1909, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

H. 8 Hoennicke, G., Lic. Dr. Priv.-Doz.: Das Judenchristentum im 1. und 2. Jahrhundert. Berlin 1908, Trowitzsch u. Sohn.

H. 9 Gregory, C. R.: Die griechischen Handschriften des Neuen Testaments. Versuche und Entwürfe (2. Heft). Leipzig 1908, J. C. Hinrichs.

1910 Bd. XXXIII

H. 3 v. Soden, H.: Das lateinische Neue Testament in Afrika zur Zeit Cyprians. Nach Bibelhandschriften und Väterzeugnissen. Leipzig 1909, J. C. Hinrichs.

H. 10 Strack, H. L., Prof. D. Dr.: Jesus, die Häretiker und die Christen nach den ältesten jüdischen Angaben. Texte, Übersetzungen und Erläuterungen.
Sanhedrin—Makkoth. Der Mischnatraktat über Strafrecht und Gerichtsverfahren. Nach Handschriften und alten Drucken herausgegeben, übersetzt und erklärt. Schriften des Institutum Judaicum. Leipzig 1910, J. C. Hinrichs.

H. 10 Seisenberger, Mich., Dr. Prof.: Erklärung des Briefes an die Hebräer, für Studium und allgemeines Verständnis. Regensburg 1909, G. J. Manz.

H. 10 Weiß, B., D.: Der Hebräerbrief in zeitgeschichtlicher Beleuchtung. Leipzig 1910, J. C. Hinrichs.

H. 10 Harnack, Ad.: Ein jüdisch-christliches Psalmbuch aus dem ersten Jahrhundert. [The odes of Salomon now first published from the syriac version by J. Rendel Harris 1909.] Aus dem Syrischen übersetzt von J. Flemming, bearbeitet u. herausgegeben von A. Harnack. Leipzig 1910, J. C. Hinrichs.

H. 12 Dibelius, Franz: Der Verfasser des Hebräerbriefes. Eine Untersuchung zur Geschichte des Urchristentums. Straßburg 1910, J. H. Ed. Heitz.

1911 Bd. XXXIV

H. 2 Hölscher, G., Lic. Dr.: Sanhedrin und Makkoth. Die Mischnatraktate „Sanhedrin" und „Makkoth" ins Deutsche übersetzt und unter besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses zum N. T. mit Anmerkungen versehen. (Ausgewählte Mischnatraktate in deutscher Übersetzung, hrsg. von P. Fiebig.) Tübingen 1910, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

H. 2 Staerk, W.: Altjüdische liturgische Gebete, ausgewählt und mit Einleitungen versehen. Der Mischnatraktat Berachoth in vokalisiertem Text, mit sprachlichen und sachlichen Bemerkungen. (Kleine Texte, herausgegeben von H. Lietzmann.) Bonn 1910, A. Marcus u. E. Weber.

H. 2 Violet, B., Dr. Lic.: Die Esra-Apokalypse (IV. Esra) I. Die Überlieferung. Leipzig 1910, J. C. Hinrichs.

H. 8 Brandt, W.: Jüdische Reinheitslehre und ihre Beschreibung in den Evangelien. Gießen 1910, A. Töpelmann.

H. 9 Gregory, C. R.: Vorschläge für eine kritische Ausgabe des griechischen Neuen Testaments. Leipzig 1911, J. C. Hinrichs.

H. 11 Humbert, P.: Le Messie dans le Targum des Prophètes. (Extrait de la Revue de théologie et de philosophie.) Lausanne 1911, Imprimeries Réunies.

H. 12 Strack, H. L., D. Dr. Prof.: Pesachim. Der Mischnatraktat „Passahfest", mit Berücksichtigung des N. Ts. und der jetzigen Passahfeier der Juden. Nach Handschriften und alten Drucken hrsg., übersetzt und erläutert. Leipzig 1911, J. C. Hinrichs.

H. 12 Dittrich, G., Pfr. Lic. Dr.: Die Oden Salomos. Unter Berücksichtigung der überlieferten Stichengliederung aus dem Syrischen ins Deutsche übersetzt und mit einem Kommentar versehen. Berlin 1911, Trowitzsch u. Sohn.

H. 12 Hausen, H.: Die Oden Salomos in deutschen Nachdichtungen. Gütersloh 1911, C. Bertelsmann.

1912 Bd. XXXV

H. 2 Meinhold, Joh., Prof. D.: 1. Mose 14. Eine historisch-kritische Untersuchung. Gießen 1911, A. Töpelmann.

H. 4 v. Soden, H., Freiherr, D. Prof.: Die Schriften des Neuen Testaments in ihrer ältesten erreichbaren Textgestalt, hergestellt auf Grund ihrer Textgeschichte. I, 3. Die Textformen. B. Der Apostolos mit Apokalypse. Berlin 1910, A. Glaue.

H. 7 Grimme, Hub., Prof.: Die Oden Salomos. Syrisch—hebräisch—deutsch. Ein kritischer Versuch. Heidelberg 1911, C. Winter.

H. 7 Frankenberg, Wilh., Lic. Pfr.: Das Verständnis der Oden Salomos. Gießen 1911, A. Töpelmann.

H. 10 Rothstein, F. W., D. Dr.: Der Mischnatraktat „Megilla", ins Deutsche übersetzt und mit besonderer Berücksichtigung des Neuen Testaments mit Anmerkungen versehen. In: Ausgewählte Mischnatraktate in deutscher Übersetzung, hrsg. von Lic. P. Fiebig. Tübingen 1912, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

H. 10 Holtzmann, O., D.: Der Josephtraktat Berakot. Text, Übersetzung und Erklärung. Gießen 1912, A. Töpelmann.

1913 Bd. XXXVI

H. 10 Schürer, E., D. weil. Prof.: Verzeichnis der Personennamen in der Mischna. Leipzig 1913, J. C. Hinrichs.

H. 10 Schlatter, Ad., D.: Die hebräischen Namen bei Josephus (B. F. Th. 1913, 3. 4.) Gütersloh 1913, C. Bertelsmann.

1914 Bd. XXXVII

H. 6 Die Mischna. Text, Übersetzung und ausführliche Erklärungen mit eingehenden geschichtlichen und sprachlichen Einleitungen und textkritischen Anhängen, herausgegeben von Beer, G., Prof. D. Dr., und Holtzmann, O., Prof. D. Gießen 1913, A. Töpelmann.
Meinhold, S., D. Prof., Bonn: Joma (Der Versöhnungstag). Gießen 1913, A. Töpelmann.

H. 6 Albrecht, K., D. Prof.: Challa (Teighebe). Gießen 1913, A. Töpelmann.

H. 12 Schwaab, E., Dr.: Historische Einführung in das Achtzehngebet (B. F. Th. 1913, 5). Gütersloh 1913, C. Bertelsmann.

1915 Bd. XXXVIII

H. 2 Windfuhr, W., Pfr.: Baba qamma („Erste Pforte" des Zivilrechts). Gießen 1913, A. Töpelmann.
Holtzmann, O., D. Prof.: Middot (Von den Maßen des Tempels). Gießen 1913, A. Töpelmann.
Windfuhr, W., Pfr.: Horajot (Entscheidungen). Gießen 1914, A. Töpelmann.
Fiebig, P., Lic. O. L.: Rosch haschana (Neujahr). Gießen 1914, A. Töpelmann.
Albrecht, K., Prof. Dr.: Kil'ajim (Verbotene Mischgattungen). Gießen 1914, A. Töpelmann.

1915 Bd. XXXVIII

H. 8 Strack, H. L., D. Dr. Prof.: Berakhoth. Der Mischnatraktat „Lobsagungen" mit Vokabular und drei Registern. Leipzig 1915, J. C. Hinrichs.

H. 8 Torm, Fred., Prof.: Das stellvertretende Leiden im Judentum und im Christentum. Leipzig 1915, J. C. Hinrichs.

H. 12 Rudberg, Gunnar: Neutestamentlicher Text und Nomina sacra (Skriften utgifna af. K. humanistika Vetenskaps Samfundet i. Upsala 17. 3.) Leipzig 1914, O. Harrassowitz.

1916 Bd. XXXIX

H. 4 Goodspeed, E. J., Prof. Dr.: The Biseby Gospels. Historical and linguistic studies in literature related to the New Testament. Serie I Bd. 2, 4. Chicago 1915, the university of Chicago press.

H. 10 Kirnis, F., D.-L.: Beiträge zur Frage nach dem Datum der Geburt, des Todes und des Abendmahls Jesu. Eine historisch-exegetische Studie. Breslau 1915, Fr. Goerlich.

1917 Bd. XL

H. 6 Bauer, W., Prof. Lic.: Pea (Vom Ackerwinkel). Gießen 1915, A. Töpelmann.
Albrecht, K., Prof. Dr.: Orla (Vorhaut). Gießen 1916, A. Töpelmann.

1919 Bd. XLII

H. 8 Aptowitzer, V.: Das Schriftwort in der rabbinischen Literatur (V. Heft). Wien u. Leipzig 1915, A. Hölder.

1920 Bd. XLIII

H. 1 Graf, J., Dr. Oberpräzeptor: Der Hebräerbrief. Wissenschaftlich-praktische Erklärung. Freiburg i. Br. 1918, Herder.

1922 Bd. XLV

H. 8 Götz, K. G., D. Prof.: Das Abendmahl eine Diatheke Jesu oder sein letztes Gleichnis? Eine Untersuchung zum N. T. Leipzig 1920, J. C. Hinrichs.

1924 Bd. XLVII

H. 8 Albrecht, K., D. Dr. Geh. Studienrat: Bikkurim („Erstlinge"). Gießen 1922, A. Töpelmann.

1924 Bd. XLVII

H. 12 Windfuhr, W., Pfr.: Baba messia („Mittlere Pforte" des Zivilrechts). Gießen 1923, A. Töpelmann.

1925 Bd. XLVIII

H. 2 Strack, Herm. L., und Billerbeck, Paul: In: Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch: Das Evangelium nach Matthäus, erläutert aus Talmud und Midrasch. München 1922, C. H. Beck. — Die Evangelien nach Markus, Lukas und Johannes und die Apostelgeschichte, erläutert aus Talmud und Midrasch. München 1924, C. H. Beck.

B. Theologisches Literaturblatt.

Begründet von Luthardt, Chr. E., Prof. D., Leipzig. Verlag: Dörffling u. Franke, Leipzig.

1898 Bd. XIX

H. 41 Schmidt, Wilh., Prof. D.: Die Lehre des Apostels Paulus. Sonderabdruck der Artikel „Bibeltext" und „Bibelübersetzungen", aus der 3. Aufl. der Realenzyklopädie f. protest. Theologie und Kirche. Leipzig 1897, J. C. Hinrichs.

H. 41 Schmidt, Wilh., Prof. D.: Die Lehre des Apostels Paulus. In: Beiträge zur Förderung christlicher Theologie, hrsg. von D. A. Schlatter u. D. H. Cremer II, 2. Gütersloh 1898, C. Bertelsmann.

1899 Bd. XX

H. 47 v. Soden, H.: Hebräerbrief, Briefe des Petrus, Jakobus, Judas. 3., verbesserte und vermehrte Auflage. Hand-Kommentar zum N. T. III, 2. Freiburg i. B. 1899, J. C. B. Mohr (P. Siebeck).

H. 48 Zöckler, O., Prof.: Paulus der Apostel Jesu Christi. Handreichung zur Vertiefung christlicher Erkenntnis, hrsg. v. Möller u. Zöllner, Heft 5. Gütersloh 1899, C. Bertelsmann.

1900 Bd. XXI

H. 23 Krop, Frédéric: La pensée de Jésus sur le Royaume de Dieu d'après les évangiles synoptiques, avec un appendice sur la question du „Fils de l'homme". Paris 1897, Fischbacher.

H. 34 Röhrich, Edouard: La composition des évangiles. Paris 1897, Fischbacher.

1902 Bd. XXIII

H. 38 Philippson, Ludwig, Dr.: Haben wirklich die Juden Jesum gekreuzigt? 2. Aufl. mit einem Vorwort v. Prof. Dr. M. Philippson. Leipzig 1902, M. W. Kaufmann.

H. 48 Hausleiter, Prof. D. Dr.: Probleme des Matthäus-Evangeliums. — Schlatter, W., Pfarrer: Glaube und Gehorsam. — Boehmer, Lic. Dr.: Zwei wichtige Kapitel aus der biblischen Hermeneutik. In: Beiträge zur Förderung christlicher Theologie, hrsg. von D. A. Schlatter u. D. H. Cremer V, 6. Gütersloh 1901, C. Bertelsmann.

1903 Bd. XXIV

H. 41 Feine, Paul, D.: Jesus Christus und Paulus. Leipzig 1902, J. C. Hinrichs.

H. 45 Bonnet, L. D.: Le Nouveau testament de notre Seigneur Jésus-Christ, expliqué au moyen d'introductions, d'analyses et de notes exégétiques. Evangile de Jean. Actes des Apôtres. Seconde édition, revue et augmentée par Alfred Schroeder, past. à Lausanne. Lausanne, Georges Bride & Cie. Paris 1899, Fischbacher.

1904 Bd. XXV

H. 47 Weizsäcker, Carl: Untersuchungen über die evangelische Geschichte, ihre Quellen und den Gang ihrer Entwicklung. 2. Aufl. Tübingen u. Leipzig 1901, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
Soltau, Wilh.: Unsere Evangelien, ihre Quellen und ihr Quellenwert vom Standpunkt des Historikers aus betrachtet. Leipzig 1901, Dieterich (Theodor Weicher).

1906 Bd. XXVII

H. 50 Meyer, Konrad, Lic.: Der Zeugniszweck des Evangelisten Johannes. Nach seinen eigenen Angaben dargestellt. Gütersloh 1906, C. Bertelsmann.

1908 Bd. XXIX

H. 2 Helbing, Robert, Dr. Prof.: Grammatik der Septuaginta. Laut- und Wortlehre. Göttingen 1907, Vandenhoeck u. Ruprecht.

1910 Bd. XXXI

H. 4 Unruh, Benj., Lic.: Die Kommentare des Herveus Burgidolensis. Dissertation. Heilbronn 1909, Paul Kostenbader.

H. 20 Weiß, Bernhard, D.: Der Hebräerbrief in zeitgeschichtlicher Beleuchtung. (Texte u. Untersuchungen, hrsg. v. Harnack u. Schmidt. XXXV, 3.) Leipzig 1910, J. C. Hinrichs.

H. 23 Resch, Alfred, D., Kirchenrat: Das Galiläa bei Jerusalem. Eine biblische Studie. Ein Beitrag zur Palästinakunde. Mit einer Kartenskizze. Leipzig 1910, J. C. Hinrichs.

1911 Bd. XXXII

H. 3 Feigel, Fr. K., Dr.: Der Einfluß des Weissagungsbeweises und anderer Motive auf die Leidensgeschichte. Ein Beitrag zur Evangelienkritik. Tübingen 1910, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

H. 5 Novum Testamentum Graece. Textui a retractatoribus anglis adhibito brevem adnotationem criticam subiecit A. Souter, Prof. Dr. 1910 Oxonii e typographeo Clarendoniano.

H. 12 Schmitz, Otto, Lic., Privatdoz.: Die Opferanschauung des späteren Judentums und die Opferaussagen des Neuen Testaments. Eine Untersuchung ihres geschichtlichen Verhältnisses. Tübingen 1910, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

H. 15 The vision of the young man Menelaus. Studies of Pentecost and Easter by the author of the „Resurrectio Christi". London 1910, Kegan Paul, Trench, Trübner & Co.

H. 20 Westberg, F.: Zur neutestamentlichen Chronologie und Golgathas Ortslage. Leipzig 1911, A. Deichert.

1912 Bd. XXXIII

H. 22 Seeberg, Alfred, D. Prof.: Der Brief an die Hebräer erklärt. Kommentar zum N. T., hrsg. von Prof. Lic. B. Beß, Ev. Theol. Bibliothek. Leipzig 1912, Quelle u. Meyer.

1913 Bd. XXXIV

H. 22 Windisch, H., Lic. Dr.: Der Hebräerbrief. (Handbuch z. N. T., hrsg. v. H. Lietzmann IV, 3). Tübingen 1913, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

1914 Bd. XXXV

H. 15 Watkins, C. H., D. Pastor: Der Kampf des Paulus um Galatien. Eine Untersuchung. Tübingen 1913, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

1915 Bd. XXXVI

H. 11 Muſer, Joſeph D.: Die Auferſtehung Jeſu und ihre neueſten Kritiker. Eine apologetiſche Studie. 2., völlig neu bearbeitete Auflage, mit einem Anhang: Die Auferſtehungsberichte in deutſcher Überſetzung. Paderborn 1914, F. Schöningh.

H. 15 v. Schultheß-Rechberg, G., Prof. D.: Die zürcheriſche Theologenſchule im 19. Jahrhundert. Feſtgabe der theologiſchen Fakultät zur Einweihungsfeier der Univerſität Zürich. Zürich 1914, Schultheß u. Co.

H. 18 Hadorn, W., Prof. D.: Das tauſendjährige Reich. (Bibliſche Zeit- und Streitfragen, hrsg. von Prof. D. Kropatſcheck, X, 4.) Berlin-Lichterfelde 1915, Edwin Runge.

H. 26 Gerhardt, Oswald, Prof.: Das Datum der Kreuzigung Jeſu Chriſti. Geſchichtlich-aſtronomiſch berechnet. Berlin 1914, Wiegandt-Grieben.

1916 Bd. XXXVII

H. 23 Stokmann, G., Paſtor: Reichsgeſchichtliche Auslegung der Offenbarung des Johannes für gebildete Schriftgläubige. Gütersloh 1916, C. Bertelsmann.

1917 Bd. XXXVIII

H. 17 Weiß, Karl, Prof.: Exegetiſches zur Irrtumsloſigkeit und Eſchatologie Jeſu Chriſti. Neuteſtamentl. Abhandlungen, hrsg. v. Prof. Dr. M. Meinertz, Münſter i. W., V, 4—5. Münſter 1916, Aſchendorff.

1918 Bd. XXXIX

H. 17 Appel, Heinrich, D.: Der Hebräerbrief, ein Schreiben des Apollos an Judenchriſten der korinthiſchen Gemeinde. Leipzig 1918, A. Deichert.

1919 Bd. XL

H. 12 Graf, Julius, Dr.: Der Hebräerbrief. Wiſſenſchaftlich-praktiſche Erklärung. Freiburg i. Br. 1918, Herder.

H. 13 Eger, O., Prof. Dr.: Rechtsgeſchichtliches zum Neuen Teſtament. Rektoratsprogramm der Univerſität Baſel f. d. Jahr 1918. Baſel 1919, Friedrich Reinhardt.

H. 14 New Testament Manuscripts in the Freer Collection. Part. II: The Washington Manuscript of the Epistles of Paul by Henry A. Sanders, Univ. of Michigan. New-York 1918, The Macmillan Company.

H. 25 Hadorn, W., Prof. D.: Das letzte Buch der Bibel. Ein Vortrag. 2., durchgeſehene Auflage. Zürich 1919, Orell Füßli.

1920 Bd. XLI

H. 14 Brehm, Johannes, Lic. Prof.: Der gegenwärtige Stand der Frage nach dem Verfaſſer des Hebräerbriefes. Ein kritiſcher Über-

blick. Mit Vorwort versehener Sonderdruck aus der Festschrift zum 350jährigen Jubiläum d. Friedrich-Franz-Gymnasiums zu Parchim. Parchim 1919, H. Weldemann.

H. 24 Engler, Karl: Das himmlische Jerusalem und die neue Erde. Neumünster 1920, G. Ihloff u. Co.

H. 25 Keller, B., Pfarrer: Zukunftsbilder aus dem prophetischen Wort. Blicke in die Zukunft des Reiches Gottes und der Welt auf Grund biblischer Weissagung. — Die Offenbarung des Johannes für bibelforschende Christen erklärt (7. Aufl.). Neumünster 1920, G. Ihloff u. Co.

1921 Bd. XLII

H. 4 Depke, Albrecht, D.: Die Missionspredigt des Apostels Paulus. Eine biblisch-theologische und religionsgeschichtliche Untersuchung. (Missionswissenschaftliche Forschungen, hrsg. v. d. Deutschen Gesellschaft für Missionswissenschaft durch Prof. D. Carl Mirbt, Göttingen.) Leipzig 1920, J. C. Hinrichs.

H. 15 Leipoldt, Johannes, Prof. D. Dr.: Jesus und die Frauen. Bilder aus der Sittengeschichte der alten Welt. Leipzig 1912, Quelle u. Meyer.

1922 Bd. XLIII

H. 23 Gerhardt, Osw., Prof.: Der Stern des Messias. Das Geburts- und das Todesjahr Jesu Christi nach astronomischer Berechnung. Leipzig-Erlangen 1922, A. Deichert.

H. 26 Bornhäuser, Karl, Prof. D.: Zeiten und Stunden in der Leidens- und Auferstehungsgeschichte. Zum Petrusbekenntnis und zur Hohenpriesterfrage. In: Beiträge zur Förderung christlicher Theologie, hrsg. von D. A. Schlatter u. D. W. Lütgert, XXVI, 4. Gütersloh 1921, C. Bertelsmann.

1923 Bd. XLIV

H. 2 Ropes, J. H., Hollis professor of divinity in Harvard university: A critical and exegetical commentary on the epistle of St. James. (The international critical commentary.) New-York 1916, Charles Scribners sons.

H. 17 Schmitz, Otto, D. Prof.: Der Freiheitsgedanke bei Epiktet und das Freiheitszeugnis des Paulus. Ein religionsgeschichtlicher Vergleich. (Neutestamentl. Forschungen, 1. Reihe Paulusstudien Heft 1, hrsg. v. Prof. D. Otto Schmitz.) Gütersloh 1923, C. Bertelsmann.

H. 19 Schlatter, Adolf, D. Prof.: Der Bericht über das Ende Jerusalems. Ein Dialog mit Wilhelm Weber. In: Beiträge zur Förderung christlicher Theologie, hrsg. von D. A. Schlatter u. D. W. Lütgert, XXVIII, 1. Gütersloh 1923, C. Bertelsmann.

H. 20 Schmitz, Otto, D. Prof.: Das Lebensgefühl des Paulus. München 1922, C. H. Beck.

H. 23/24 Bertram, Georg, Lic.: Die Leidensgeschichte Jesu und der Christuskult. Eine formgeschichtliche Untersuchung. (Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments, Neue Folge, 15. Heft.) Göttingen 1922, Vandenhoeck u. Ruprecht.

H. 25/26 Büchsel, Friedrich, D. Prof.: Die Christologie des Hebräerbriefs. In: Beiträge zur Förderung christlicher Theologie, hrsg. von D. A. Schlatter und D. W. Lütgert, XXVII, 2. Gütersloh 1922, C. Bertelsmann.

1925 Bd. XLVI

H. 21 Haering, Th., D. Prof.: Der Brief an die Hebräer erläutert. Stuttgart 1925, Calwer Vereinsbuchhandlung.

1927 Bd. XLVIII

H. 6 Headlam, Arthur C., Dr. Bischof Gloucester: Jesus der Christus, sein Leben und seine Lehre. Übersetzt von Dr. D. Leipoldt. Leipzig 1926, Ed. Pfeifer.

H. 7 Lohmeyer, Ernst, D. Dr. Prof.: Die Offenbarung des Johannes erklärt. (Handbuch zum Neuen Testament, hrsg. v. Lietzmann XVI.) Tübingen 1926, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

H. 8 Spörri, Theophil, Lic. theol. Lehrer am Predigerseminar der Methodistenkirche zu Frankfurt a. M.: Der Gemeindegedanke im 1. Petrusbrief. Ein Beitrag zur Struktur des urchristlichen Kirchenbegriffs. (Neutestamentliche Forschungen, hrsg. von Prof. D. Otto Schmitz. 2. Reihe, Heft 2.) Gütersloh 1925, C. Bertelsmann.

C. Der Kirchenfreund.

Blätter für evangelische Wahrheit und kirchliches Leben, hrsg. von C. J. Riggenbach, Prof. D., und Nachfolgern. Verlag: seit 1903 Helbing u. Lichtenhahn, Basel.

1889 Bd. XXIII

H. 2 Quandt, Emil, Wittenberg: Die sieben pastoralen Sendschreiben der Offenbarung Johannes. Für Amtsbrüder ausgelegt. Wittenberg 1888, R. Herrose.

H. 2 Seiß, J. A., Dr., Philadelphia: Auszug aus den Vorträgen über die Offenbarung Jesu Christi, bearbeitet für das deutsche Volk von Ernst Mühe, Pastor in Derben a. d. Elbe. Basel 1887, C. F. Spittler.

1892 Bd. XXVI

H. 15 Rüegg, A.: Die neutestamentliche Textkritik seit Lachmann. Ein Versuch zur Orientierung. Zürich 1892, Orell Füßli.

1894 Bd. XXVIII

H. 1 Schlatter, A., D.: Der Glaube an die Bibel. Rede in der Pastoralkonferenz der Barmer Festwoche vom 11. Aug. 1893. Barmen 1893, Wuppertaler Traktatgesellschaft.

H. 1 Curtius, E.: Paulus in Athen. Sitzungsberichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

1895 Bd. XXIX

H. 21 Blaß, Fr., Prof.: Acta apostolorum, sive Lucae ad Theophilum liber alter. Editio philologica apparatu critico, commentario perpetuo, indice verborum illustrata. Göttingen 1895, Vandenhoeck & Ruprecht.

H. 24/25 Anonymer Verfasser: Geboren von der Jungfrau. Das Zeugnis des Neuen Testaments gegen die Lehre von der übernatürlichen Geburt Jesu Christi und seine Bestätigung durch den wiedergefundenen ältesten Text von Matth. 1, 16, 3. Aufl. Berlin 1895, Hermann Walther.

1897 Bd. XXXI

H. 20 Braun, Friedr., Dr.: Die ewige Gottheit Christi, Präexistenz und Menschwerdung. Ein Vortrag. Stuttgart 1897, D. Gundert.

H. 20 Seeberg, A.: Der Tod Christi in seiner Bedeutung für die Erlösung. Eine biblisch-theologische Untersuchung. Leipzig 1895, A. Deicherts Nfl. Georg Böhme.

H. 20 Robertson, James, Professor, Glasgow: Die alte Religion Israels vor dem 8. Jahrhundert v. Chr., nach der Bibel und nach den modernen Kritikern. Deutsche Übersetzung von C. v. Orelli, Prof., Basel. Stuttgart 1896, Steinkopf.

H. 21 Wuttig, O., Lic.: Das johanneische Evangelium und seine Abfassungszeit. Andeutungen zu einer veränderten Datierung des vierten Evangeliums. Leipzig 1897, A. Deicherts Nfl. Georg Böhme.

H. 22 Wegener, R.: A. Ritschls Idee des Reiches Gottes im Lichte der Geschichte kritisch untersucht. Leipzig 1897, A. Deicherts Nfl. Georg Böhme.

1898 Bd. XXXII

H. 8 Ecke, Gustav: Die theologische Schule Albrecht Ritschls und die evangelische Kirche der Gegenwart. I. Band: Die theologische Schule A. Ritschls. Berlin 1897, Reuther u. Reinhardt.

H. 20 Novum Testamentum Graece, cum apparatu critico ex editionibus et libris manu scriptis collecto. (Dr. E. Nestle.) Stuttgart 1898, Württemberg. Bibelanstalt.

1900 Bd. XXXIV

H. 2 Cremer, Hermann, D. Dr.: Die paulinische Rechtfertigungslehre im Zusammenhange ihrer geschichtlichen Voraussetzungen. Gütersloh 1899, C. Bertelsmann.

H. 4 Barth, F., Prof. Lic.: Die Hauptprobleme des Lebens Jesu. Eine geschichtliche Untersuchung. Gütersloh 1899, C. Bertelsmann.

1902 Bd. XXXVI

H. 9 Conybeare: The Eusebian form of the Text Matth. 28, 19. In: Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft 1901, 4.

Wernle, Paul, Prof. D.: Aufsatz über Conybeare, The Eusebian form of the Text Matth. 28, 19. Ev. Kirchenblatt f. d. reformierte Schweiz 1902, Nr. 4.

H. 14 Haußleiter, J., D. Dr.: Beiträge zur Würdigung der Offenbarung des Johannes und ihres ältesten lateinischen Auslegers, Victorinus von Pettau. Rektoratsrede Greifswald. Greifswald 1900, J. Abel.

H. 14 Ewald, Paul, Prof. D.: Probabilia, betreffend den Text des 1. Timotheusbriefes. Erlangen und Leipzig 1901, A. Deichert.

1903 Bd. XXXVII

H. 14 Jäger, Samuel, Inspektor des Tholuckkonvikts: Der Weg zu Gott, unserem Vater. Eine Einführung ins Vaterunser und Einleitung in die christliche Lehre. Halle a. d. S. 1902, Waisenhaus.

H. 25 Barth, F., Lic. Prof.: Die Hauptprobleme des Lebens Jesu. 2., umgearbeitete Aufl. Gütersloh 1903, C. Bertelsmann.

1904 Bd. XXXVIII

H. 10 Hoennicke, G., Lic. Dr.: Die Chronologie des Lebens des Apostels Paulus. Leipzig 1903, A. Deichert.

H. 12 Simon, Th., Lic. Dr.: Der Logos. Ein Versuch erneuter Würdigung einer alten Wahrheit. Leipzig 1902, A. Deichert.

H. 12 Longinos: über das Erhabene. Verdeutscht und eingeleitet durch D. Friedrich Hashagen. Gütersloh 1903, C. Bertelsmann.

H. 17 Wernle, Paul, Prof. D.: Die Quellen des Lebens Jesu. In: Religionsgesch. Volksbücher, hrsg. v. Fr. Michael Schiele, Marburg, I, 1. Tübingen-Halle a. S. 1904, J. C. B. Mohr.

1905 Bd. XXXIX

H. 2 Bousset, W., Prof. D.: Jesus. In: Religionsgesch. Volksbücher, hrsg. v. Fr. Michael Schiele, Marburg, I, 2 u. 3. Tübingen-Halle a. S. 1904, J. C. B. Mohr.

H. 19 Lütgert, Wilh., Prof. D.: Die Liebe im Neuen Testament. Ein Beitrag zur Geschichte des Urchristentums. Leipzig 1905, A. Deichert.

H. 19 Steinführer, W., P.: Der ganze Prolog des Johannesevangeliums, in Satzfolge und Satzgliederung wörtliches Zitat aus Jesaja. Eine Studie des Christusbildes nach der Auseinanderhaltung beider Testamente. Leipzig 1904, Dörffling u. Franke.

H. 25 Ecke, G., Prof. D.: Die theologische Schule Albrecht Ritschls und die evangelische Kirche der Gegenwart. II. Bd.: Die evangelischen Landeskirchen Deutschlands im 19. Jahrhundert. Blicke in ihr inneres Leben. Berlin 1904, Reuther u. Reinhard.

H. 26 Zimmermann, H., Lic. Dr.: Der historische Wert der ältesten Überlieferung von der Geschichte Jesu im Markusevangelium. Leipzig 1905, A. Deichert.

H. 26 Nägeli, Th., Dr. phil.: Der Wortschatz des Apostels Paulus. Göttingen 1905, Vandenhoeck u. Ruprecht.

1906 Bd. XL

H. 26 Rüegg, A., Privatdozent: Der Apostel Paulus und sein Zeugnis von Jesus Christus. Leipzig 1906, Dörffling u. Franke.

1907 Bd. XLI

H. 8 v. Orelli, C., Prof. D.: Die Eigenart der biblischen Religion. In: Biblische Zeit- und Streitfragen, IV, 6. Berlin 1908, Edwin Runge.

H. 8 Frey, Joh., Mag. theol., Dorpat: Die Probleme der Leidensgeschichte Jesu. Beiträge zur Kritik der Evangelien, I. Leipzig 1907, A. Deichert.

H. 8 Gebhardt, H., Lic. Dr.: Die Abfassungszeit des Johannesevangeliums. Leipzig 1906, A. Deichert.

H. 19 Barth, F., Prof. D.: Die Hauptprobleme des Lebens Jesu. 3. Aufl. Gütersloh 1907, C. Bertelsmann.

H. 25 Zahn, Th., Prof. D.: Das Evangelium des Johannes. Kommentar zum N. T., Bd. IV, Aufl. 1 u. 2. Leipzig 1908, A. Deichert.

1908 Bd. XLII

H. 10 Barth, F., Prof. D.: Einleitung in das Neue Testament. Gütersloh 1908, C. Bertelsmann.

H. 15 v. Orelli, C., Prof. D.: Der Knecht Jahwes im Jesajabuche. In: Biblische Zeit- u. Streitfragen, IV, 6. Berlin 1908, Edwin Runge.

H. 15 Oehler, Th., Inspektor D.: Paulus und Jesus, der Erlöste und der Erlöser. Basel 1908, Verl. d. Basler Missionsbuchhandlung.

1909 Bd. XLIII

Stähelin, R.: Huldreich Zwingli. Sein Leben und Wirken. Basel 1895, Schwabe.

1911 Bd. XLV

H. 15 Barth, F., Prof. D.: Einleitung in das Neue Testament. 2. Aufl. Gütersloh 1911, C. Bertelsmann.

1912 Bd. XLVI

H. 10 de Cavalieri, F., P., u. Lietzmann, J.: Specimina codicum Graecorum Vaticanorum. Bonn 1910, Markus u. Weber.

1914 Bd. XLVIII

H. 17 v. Orelli, C., Prof. D.: Friede mit Gott durch Jesum Christum. 30 Predigten. Basel 1913, Helbing u. Lichtenhahn.

H. 23 Lahusen, Friedrich, D.: Aus der Tiefe; Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Wir fürchten nichts als Gott; Unter den Wettern des Krieges in des Vaters Hand. 4 separat erschienene Pre-

digten aus der Zeit vom 5. August bis 13. September 1914. Berlin 1914, Martin Warneck.

1915 Bd. XLIX

H. 2 Porret, Charles: L'essence de l'Evangile. Lausanne 1915, Libr. de Semailles.

1916 Bd. L

H. 22 Dryander, Ernst, D. Oberhofprediger: Jesu Stellung zum Patriotismus. Stuttgart 1915, Deutsche Verlagsanstalt. — Jesu Stellung zum Kriege. Stuttgart 1915, Deutsche Verlagsanstalt.

1918 Bd. LII

H. 1 Dryander, Ernst, D. Oberhofprediger: Evangelische Reden in schwerer Zeit (12. Heft). Berlin 1917, E. S. Mittler u. Sohn.

1921 Bd. LV

H. 23 Strack, Hermann, L., Prof. D. Dr.: Einleitung in Talmud und Midrasch. 5., ganz neu bearb. Aufl. München 1921, C. H. Beck.

1923 Bd. LVII

H. 4/5 Strack, Hermann L., und Billerbek, Paul: Das Evangelium nach Matthäus. Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch. München 1922, C. H. Beck.

H. 10 Hadorn, W., Prof. D.: Durch den Glauben. Predigten nach dem Gang des Kirchenjahres, vornehmlich über Hebräer 11. Bonn 1922, Verl. d. Evang. Gesellschaft.

1924 Bd. LVIII

H. 1 Sommerlath, Ernst, Lic.: Der Ursprung des neuen Lebens nach Paulus. Leipzig 1923, Dörffling u. Franke.

H. 5 Werner, Martin, Lic.: Der Einfluß paulinischer Theologie im Markusevangelium. Eine Studie zur neutestamentlichen Theologie. (Beihefte zur Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft Nr. 1.) Gießen 1923, A. Töpelmann.

1925 Bd. LIX

H. 11 Zahn, Th., Prof. D.: Die Offenbarung des Johannes. 1. Hälfte Kap. 1—5, mit ausführlicher Einleitung. In: Kommentar zum Neuen Testament, Bd. XVIII, Aufl. 1—3, hrsg. von Theodor Zahn. Leipzig 1924, A. Deichert.

1927 Bd. LXI

H. 17 Hauck, Fr., Lic.: Der Brief des Jakobus. In: Kommentar zum Neuen Testament, Bd. XVI, hrsg. von Theodor Zahn. Leipzig 1926, A. Deichert.

D. Reformierte Kirchen-Zeitung.

Organ des reformierten Bundes für Deutschland. Herausg. von Lang, Th., Pfarrer, Nürnberg, und Nachfolgern. Verlag: Druckereigesellschaft Noris, Nürnberg.

1907 Bd. XXX

H. 35 v. Hüene, Joh., theologischer Lehrer an der Evangelischen Predigerschule in Basel: Der Brief des Paulus an die Philipper ausgelegt. Mit Vorwort von Wilhelm Arnold. Basel 1907, Kober.

1908 Bd. XXXI

H. 26 v. Orelli, C., Prof. D.: Die zwölf kleinen Propheten, übersetzt und ausgelegt, mit einem Anhang zur Metrik der hebräischen Prophetenschriften. In: Strack und Zöcklers Kommentar zum A. T. (V, 2.) 3., neubearbeitete Aufl. München 1908, C. H. Beck.

E. Die Reformation.

Deutsche Evangelische Kirchenzeitung für die Gemeinde, hrsg. von Ernst Bunke, Pastor, Tempelhof-Berlin. Verlag der Vaterländischen Verlags- und Kunstanstalt, Berlin.

1909 Bd. VIII

H. 5 Schlatter, Wilhelm, Pfarrer: Johannes Calvin. Ein Bild seines Lebens, für das christliche Volk dargestellt. Basel 1909, Verl. d. Basler Missionsbuchhandlung.

F. Christlicher Volksbote

aus Basel. Verlag: Adolf Geering, Basel.

1897 Bd. LXV

H. 13 Schlachter, Franz: Herodes I., genannt der Große. Ein Beitrag zur neutestamentlichen Zeitgeschichte. Biel 1897, J. Schergens.

1902 Bd. LXX

H. 51 Jäger, S., Pastor: Der Weg zu dem lebendigen Gott. Rede, gehalten auf der 12. Allgemeinen Deutschen Christlichen Studentenkonferenz zu Eisenach. Halle a. d. S. 1902, Buchhandl. d. Waisenhauses.

1908 Bd. LXXVI

H. 23 Haun, Ewald: Aus der Tiefe. Neue Leisenlieder. Cincinnati 1909, Franklin Presse.

G. Basler Nachrichten

und Intelligenzblatt der Stadt Basel, Basel.

1905 Bd. LXI

349, 3 Funcke, O., D. Pastor em.: Reisegedanken und Gedankenreisen eines Emeritus. Altenburg 1905, Steph. Geibel.

1908 Bd. LXIV

143, 2 Funcke, O., D. Pastor em.: Vademecum für junge und alte Eheleute, mit Buchschmuck von Margarete Türoff-Funcke. 1.—6. Aufl. Altenburg 1908, Steph. Geibel.

1915 Bd. LXXI

49 Kappeler, E., Pfarrer: Conrad v. Orelli. Sein Werden und Wirken aus dem schriftlichen Nachlaß dargestellt. Zürich 1916, Orell Füßli.

86, 1 Dryander, Ernst, D.: Evangelische Reden in schwerer Zeit. Heft 1 u. 2. Berlin 1914, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn.

1916 Bd. LXXII

371 Bächtold, Hermann, Prof. Dr.: Zum Urteil über den preußisch-deutschen Staat. Eine politisch-geographische Studie. Basel 1916, Kober C. F. Spittlers Nachfolger.

1920 Bd. LXXVI

114, 1 Keller, Gottfried, Pfarrer: Direktor Wilhelm Arnold, ein ganzer Mann als Pfarrer und theologischer Lehrer. Basel 1920, Kober C. F. Spittlers Nachf.

1923 Bd. LXXIX

332 Deißmann, Adolf, Prof. D.: Licht vom Osten. Das Neue Testament und die neuentdeckten Texte der hellenistisch-römischen Welt. 4., völlig neubearbeitete Aufl. mit 83 Abbildungen im Text. Tübingen 1923, J. C. B. Mohr.

591, 2 v. Dryander, Ernst, D. Oberhof- und Domprediger: „Das Evangelium Marci", in Predigten und Homilien ausgelegt. Bd. 1 u. 2, 6. Aufl. Halle a. S. 1922, C. Ed. Müller.

592 Baumann, E., Lic.: Alte Prophetenstimmen in neuer Zeit. Jesaja in unserer Gegenwart. 10 Predigten. Halle a. S. 1923, C. Ed. Müller.

1925 Bd. LXXXI

352, 2 Reformiertes Jahrbuch 1925/26, hrsg. vom Reformierten Bund. Elberfeld 1925, Chr. Bayer.

1926 Bd. LXXXII

29, 2 Haering, Th., Prof. D.: Der Brief an die Hebräer erläutert. Stuttgart 1926, Calwer Vereinsbuchhandlung.

1927 Bd. LXXXIII

214, 1 Zahn, Th., Prof. D.: Altes und Neues in Vorträgen und kleineren Aufsätzen für weitere Kreise. Leipzig 1927, A. Deichert.

H. Basler Zeitung
und Handelsblatt, Basel.

1908 Nr. 154 Langmesser, August, Dr.: Vom Lohgerber zum Diakonissenvater. Friedrich Dändlikers Leben, mit 9 Bildern. Basel 1908, Kober C. Spittlers Nachf.

Inhalt

	Seite
Vorwort	5
Die Heimat	9
Elternhaus und Schulzeit	16
Die Erblindung	23
Die Studienzeit	40
Die Gründung des Hausstandes	61
Der Lehrer an der Evangelischen Predigerschule	73
Der Dozent an der Universität	87
Der Prediger	111
Der Seelsorger	129
Der Mann der Inneren Mission und der Kirche	136
Der Mitarbeiter in der Äußeren Mission	160
Der Präsident der Evangelischen Predigerschule	179
Die literarische Tätigkeit	191
Die Arbeitsmethode	211
Stellung zu Volk und Vaterland	222
Der Familienvater	235
Die Ferien	256
Prüfung und Bewährung	266
Der Heimgang	279
Verzeichnis der Vorlesungen	290
Verzeichnis der Schriften Eduard Riggenbachs	292